

DENKMALPFLEGE INFORMATIONEN



**Im Brennpunkt: Münchens
neuer Hauptbahnhof**

**Soweit die Füße tragen –
Sep Ruf in Dorfen**

**Computertomographie-Analysen
der Spangenbarren aus Oberding**



Zur Ausstellung „Blickpunkt Moderne: Architektur in Augsburg 1960–1980“
(S. 100)



Impressum

Herausgeber: Bayerisches Landesamt
für Denkmalpflege

Redaktion: Dr. Astrid Hansen
(verantwortl. Redakteurin), Dr. Doris Ebner
Tel. 089 2114-261/-358,
Fax 089 2114-401,
Astrid.Hansen@blfd.bayern.de,
Doris.Ebner@blfd.bayern.de

Redaktionelle Mitarbeit: Renate Schiwall M.A.,
Susanne Scherff

Satz/Layout/Bildbearbeitung: Susanne Scherff

Bildbearbeitung: Michael McKee

Titelbild: 3D-Modell der Spangenbarren in
der großen Blockbergung (Foto: Fraunhofer-
Institut, Fürth)
S. 2: Augsburg, Sporthalle, Entwurf Walther
Schmidt, 1963–65 (Fotos: Architekturmuseum
Schwaben, Augsburg)

Herstellung: Ludwig Irrgang Druck GmbH,
Geretsriederstr. 12, 81379 München

Auflage: 8000 Stück

Denkmalpflege Informationen im Internet:
www.blfd.bayern.de/denkmalerschaffung/
publikationswesen

© Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

**Dienststellen der Denkmalpflege
in Bayern**

Dienststelle München (Zentrale)
Hofgraben 4, 80539 München
Postfach 10 02 03, 80076 München
Tel. (089) 2114-0

Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen
in Bayern
Alter Hof 2, 80331 München
Tel. (089) 210140-0

Dienststelle Bamberg
(Oberfranken/Unterfranken)
Schloss Seehof, 96117 Memmelsdorf
Tel. (0951) 40950

Dienststelle Nürnberg (Mittelfranken)
Burg 4, 90403 Nürnberg
Tel. (0911) 23585-0

Dienststelle Regensburg
(Niederbayern/Oberpfalz)
Adolf-Schmetzer-Straße 1, 93055 Regensburg
Tel. (0941) 595748-0

Dienststelle Thierhaupten
(Schwaben und Oberbayern-Nord)
Klosterberg 8, 86672 Thierhaupten
Tel. (08271) 81570

E-Mail-Adressen der Mitarbeiter
vorname.name@blfd.bayern.de
www.blfd.bayern.de

EDITORIAL

*Liebe Leserinnen und Leser,
liebe Freunde der Denkmalpflege*

*Denkmalpflege ist vielfältig, Denkmalpflege ist
spannend! Nicht jeder mag das so sehen, denkt
man doch zuerst an die Probleme, die angeblich mit
der Denkmalpflege so oft entstehen. Aber ist das
wirklich so, haben „wir“, die Denkmalpfleger, nicht
viel mehr zu bieten?*

*Die Vielfalt des Themas wird einmal mehr mit
diesem Heft deutlich. Besonders begeistert war ich
von dem Spangenbarrenfund in Oberding, im
Landkreis Erding – eine wahre „Schatzgeschichte“
aus der späten Steinzeit im Übergang zur frühen Bronzezeit um 2000 v. Chr.
Aus dieser Zeit gibt es keine Überlieferungen außer Bodendenkmäler, die uns tief in
unsere Vergangenheit blicken lassen. Was ist passiert? Im Zuge eines denkmalrecht-
lichen Erlaubnisverfahrens nach Art. 7 DSchG wurde einer der größten frühen Schatz-
funde aus unserer Vorgeschichte ergraben. Insgesamt 809 einzelne Barren konnten
im Rahmen einer Blockbergung sichergestellt werden und befinden sich momentan in
den Restaurierungswerkstätten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege zu
weiteren Untersuchungen, bevor sie zur wissenschaftlichen Auswertung an die LMU
übergeben werden. Bei diesem Fund sind gerade die Fundumstände besonders interes-
sant: Wieso wurden diese wertvollen, sorgfältig in Bündeln zusammengefassten Barren
in einer vorzeitlichen Müllgrube vergraben, noch dazu besonders versteckt in einer
seitlich eingefügten Nische?*

*Weiter geht es mit vielfältigen Erläuterungen wie dem Konzept zur Innenentwick-
lung von Dörfern, der Rettung herausragender Baudenkmäler aus ihrem Dornröschens-
schlaf und der gerichtlich bestätigten Denkmaleigenschaft eines Körnerrieselmagazins.
Restauratorische Untersuchungen des Passionszyklus der Altöttinger Stiftspfarrkirche
St. Philippus und Jacobus entführen uns in die „High-Tech“-Welt moderner Restau-
rierungsmethoden und zeigen deutlich, wie wichtig es ist, staatlicherseits ein breites
und beständig erweitertes Fachwissen vorzuhalten, das sich zu erarbeiten kein freier
Experte mehr leisten kann. Hier wird gemeinwohlorientierte Arbeit vorgelebt, das ist
Vermittlung denkmalfachlichen Wissens in seiner besten Form. Beinahe anrührend ist
der Bericht über die Sanierung des Wohnhauses von Josef Martin Bauer, Architekt war
Sep Ruf. Praktisch schon aufgegeben, zeigt es uns die hohe Qualität dieses Architekten
der Nachkriegszeit. Ein besonders heikles Thema in der Denkmalpflege ist die Bewah-
rung des Erbes aus der NS-Zeit; die letzten Überreste der Unterkünfte kriegsgefangener
Fremdarbeiterinnen bei Kaufering konnten nur durch jahrzehntelanges bürgerschaftli-
ches und denkmalpflegerisches Engagement vor dem sicheren Verfall bewahrt werden,
jetzt endlich sind sie dauerhaft gesichert. Lassen Sie sich fesseln von spannenden Bei-
trägen zu Denkmalforschung und Denkmalerhalt, sogar ein längst vergessenes „Hippo-
drom“ bei Kloster Benediktbeuern konnte nachgewiesen werden und beim „Blick über
den Zaun“ darf auch die Betrachtung eines alten Jagdflugzeuges diesmal nicht fehlen.*

*Es ist unmöglich all das in einem kurzen Vorwort aufzuzählen, was die Autorin-
nen und Autoren dieses Heftes alles zusammengetragen haben. Ich bin mir sicher,
ein wenig von unserer Begeisterung wird auch auf Sie überspringen und ich wünsche
Ihnen viel Spaß bei der Lektüre!*

*Ihr
Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil
Generalkonservator*



EDITORIAL

3 Mathias Pfeil

IM BRENNPUNKT

6 Ein neuer Hauptbahnhof für München
Mathias Pfeil

DENKMAL AKTUELL

- 9 Denkmalpflege ist Innenentwicklung
Christian Schmidt
- 11 Glückliche Wendung im Fall Rathsmannsdorf
Thomas Kupferschmied
- 14 Das Aufseßhöflein vor den Toren der Welterbe-Stadt Bamberg
Annette Faber
- 18 Die Pfarrkirche Maria Loreto in Ramsau bei Haag i. Oberbayern. Zur Fortschreibung einer komplexen Veränderungsgeschichte
Peter Kifinger und Jörg Rehm
- 23 Die Wiederherstellung der ehemaligen Synagoge in Fellheim
Michael Habres
- 26 Denkmaleigenschaft gerichtlich bestätigt: Das Ingolstädter Körnerrieselmagazin
Viktoria Lukas-Krohm, Jörg Rehm und Joram Tutsch
- 31 Der Passionszyklus im Kreuzgang der Altöttinger Stiftspfarrkirche St. Philippus und Jakobus. Zum Leidensweg und der Er(haltungs)lösung seltener Transparent-Gemälde
Cornelia Hagn und Paul Huber
- 37 Soweit die Füße tragen – Josef Martin Bauer und Sep Ruf in Dorfen
Burkhard Körner und Hildegard Sahler

- 40 Die Konservierung der Tonröhrenbaracken des KZ-Außenlagers „Kaufering VII“ bei Landsberg am Lech
Thomas Hermann
- 43 Es geht doch! Nachhaltiger Umgang mit einem Bodendenkmal
Martin Nadler
- 46 Denkmalpflege im regionalen Maßstab
Gerhard Ongyerth

DENKMALFORSCHUNG

- 48 3D-Hochenergie-Computertomographie am Fraunhofer-Institut in Fürth
Matthias Blana, Nils Reims, Theobald Fuchs, Michael Böhnel
- 51 CT-Analysen an Blockbergungen aus Oberding – bisher größter bekannter Spangenbarrenhortfund
Jörg Stolz
- 53 Die Mäanderhöhle – eine altsteinzeitliche Bilderhöhle in Bayern?
Julia Blumenröther
- 55 Das mittelalterliche Haus Untere Königstraße 37 in Bamberg. Neue Ergebnisse aus der Kunstdenkmalinventarisierung
Georg Brütting und Volker Rößner
- 60 Ein „Hippodrom“ bei Kloster Benediktbeuern
Hermann Kerscher
- 62 Antijüdische Karikaturen – Wandmalereien in einem Bauernhaus in Herbstadt
Christian Porzelt
- 66 „Horror vacui“ auf Scherben im Nürnberger Stadtgebiet. Fayencen als Untersuchungsgegenstand der Neuzeitarchäologie
Sarah Koppelman



Info-Center im Münchner Hauptbahnhof (Foto: BfLd, Astrid Hansen) S. 3



Schloss Rathsmannsdorf (Foto: BfLd, Thomas Kupferschmied) S. 11

PASSION DENKMAL

- 69 Studienprojekt der Universität Bayreuth im Untergrund
Melanie Bischoff, Laura Ell, Verena Frauenknecht,
Bernhard Häck, Patricia Horntasch, Felicitas Kempf,
Steffen Lehnert, Annabelle Ohla
- 72 Die Kronacher Denkmalrose. Eine Auszeichnung für
besondere Leistungen im Bereich der Denkmalpflege
Daniel Gerber
- 73 Britisches Understatement in Sonnefeld. Ein Jugendstil-
wohnhaus und sein neuer Eigentümer
Martin Brandl

ÜBER DEN ZAUN

- 76 Als technisches Kulturgut ein Denkmal: Die Avia S-199
Matthias Blana

IM AMT

- 79 Methodenreihe des Zentrallabors, Teil 7:
Infrarotspektrometrie
Martin Mach
- 82 Chinesisch-bayerische Verbrückung – 7700 km Luftlinie
vs. 15 m Spannweite
Martin Mach
- 83 Besuch von Mitarbeitern des kroatischen Restaurie-
rungsinstituts
Rupert Karbacher und Martin Mannewitz

PERSONALIA

- 84 Gewünschter „Wow-Effekt“. Dr. Gerhard Weber
in den Ruhestand verabschiedet
C. Sebastian Sommer
- 85 Aller Anfang ist schwer – insbesondere der im
Ruhestand. Zum Abschied von Herta Huber am
31. Januar 2016
C. Sebastian Sommer
- 86 Nach mehr als 30 Jahren. Michael Hoppe zum
Abschied
C. Sebastian Sommer



Bamberg, Aufseßhöflein, Stuckdetail (Foto: BLfD, Eberhard Lantz) S. 14

- 87 Nachruf Manfred Geyer
Björn-Uwe Abels und Ermelinda Spoletschnik

AKTIVITÄTEN

- 89 Jahrestagung Archäologie in Bayern.
23.–25. Oktober in Altdorf bei Landshut
Silvia Codreanu-Windauer
- 90 Von der römischen Villa zum frühmittelalterlichen Dorf
in Bayern. Interdisziplinäres Kolloquium in Benediktbeuern
Ilja Braumnüller, Nicole Schneider und
Emmanuel Steinbacher
- 92 Beiträge zur Archäologie in der Oberpfalz und in
Regensburg – Buchvorstellung im BLfD Regensburg
Christoph Steinmann
- 93 Tagung Denkmalgesteine – Rosenheimer Granit-Marmor
Elke Hamacher
- 94 Das Werkstattgespräch 2016 des BLfD vom
9. – 10. Mai im Literaturhaus München
Jan Menath
- 94 Bayerischer Denkmalpflegepreis 2016 ausgelobt.
Auszeichnung für Private und Öffentliche Bauwerke
Dorothee Ott
- 95 Denkmaltipp des Monats
Dorothee Ott

FEUILLETON

- 96 Bauen und Abreißen im Altmühltal. Nachlese zum
Filmfeature des Bayerischen Rundfunks
Bernd Vollmar
- 100 Ungetrübtes Lokalkolorit – Zur Ausstellung „Blickpunkt
Moderne: Architektur in Augsburg 1960–1980“
Bernd Vollmar
- 104 Denkmalrätsel
Markus Hundemer
- 105 Schätze aus dem Bildarchiv
Markus Hundemer

109 LITERATUR

Sonnefeld, Jugendstilwohnhaus, Fenster (Foto: BLfD, Martin Brandl) S. 73

Ein neuer Hauptbahnhof für München

Der Münchner Hauptbahnhof soll umgestaltet werden. Die aktuellen Pläne, die dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) – ohne Turm – seit 2006 und mit Turm seit Spätsommer 2015 aus der Presse bekannt sind, sehen eine grundlegende Veränderung des bisherigen Hauptbahnhofes vor und sind umstritten. Sowohl der Landesdenkmalrat als auch der bayerische Staatsminister für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst Dr. Ludwig Spaenle warnen vor „gravierenden [...] Beeinträchtigungen“ vor allem für die Münchner Altstadt und deren Denkmalbestand.

Hauptbahnhof – Gleishalle und Mosaik

Der Hauptbahnhof in seiner Gesamtheit setzt sich aus unterschiedlichen Bauphasen zusammen. Daher sind nur einzelne nachkriegszeitliche Teile des Bahnhofes

als Baudenkmäler in die Denkmalliste eingetragen. Hierzu gehören: die Gleishalle, errichtet 1958–60, mit der Besonderheit, eine weit gespannte und nur mit einer Stützenreihe versehene Halle zu sein und das Plattenmosaik von Rupprecht Geiger (1908–2009) als erstes abstraktes Kunstwerk im öffentlichen Raum Münchens.

„Gleishalle des Münchner Hauptbahnhofes, weit gespannte, zweischiffige Halle mit je 70 m Breite, Stahlkonstruktion mit quer zu den Gleisen liegenden im Querschnitt trapezförmigen, Kastenträgern und seitlich angelehnten Oberlichtern, Seitenwände in der oberen Zone verglast, nach Entwurf der Firmen Krupp, Rheinhausen, und Maurer & Söhne, München, unter Leitung von Franz Hart, 1958–60; Plattenmosaik über dem Haupteingang zum Bahnhofplatz, eloxierte Aluminium-

platten in Grau- und Blautönen, räumlich gestaffelt in abstrakten Formen, beleuchtbar, von Rupprecht Geiger, 1951.“ (Denkmallistentext)

Hauptbahnhof – Starnberger Flügelbahnhof

Der Starnberger Flügelbahnhof wurde im Zuge der Nachqualifizierung der Denkmalliste im Jahr 2007 – also nach dem Wettbewerb von 2006 – in der Denkmalliste erfasst. Er ist der erste selbständige Bahnhofstrakt nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges in München. Bei ihm ist die Entwicklung einer eigenen Architektur, von der die jüngere Gestaltung des Hauptbahnhofes abweicht, deutlich ablesbar. Der Starnberger Flügelbahnhof stellt damit ein eigenständiges Bauwerk der späten 1940er Jahre dar, das in seinen einzelnen Elementen sehr gut erhalten ist: „Starn-



Der Münchner Hauptbahnhof mit Bahnhofsvorplatz (Foto: Bildarchiv BLfD, Barbara Sachers, 2001)



Zukunftsvision? Blick von Westen auf den neuen "Bahnhofsturm" am Standort des heutigen Sarnberger Flügelbahnhofes (Visualisierung: Auer Weber Architekten, München/Stuttgart)

berger Flügelbahnhof, zweigeschossiges Empfangsgebäude mit kolossaler Pfeilerhalle und Freitreppe, Schalterhalle und Querbahnsteig mit Oberlichtern, im Stil des Neuklassizismus, vom Hochbaudezernat der Bundesbahndirektion München unter Leitung von Heinrich Gerbl, 1949/50." (Denkmallistentext)

Wegen des bereits 2006 durchgeführten Wettbewerbs war mit der Stadt München vereinbart worden, dass bis auf die denkmalgeschützte Gleishalle und das Plattenmosaik von Rupprecht Geiger, deren Erhalt auch Bestandteil der Wettbewerbsauslobung gewesen war, der Sarnberger Flügelbahnhof nicht zwingend zu erhalten sei, sollte der Wettbewerbsentwurf von 2006 zur Ausführung kommen. Von einem „neuen Bahnhofsturm“ am Sarnberger Flügelbahnhof, dessen Auswirkungen auf die Denkmäler der Umgebung und die Stadtsilhouette Münchens zumindest noch unklar sind, war allerdings nicht gesprochen worden. Natürlich mag man sich die Frage stellen, ob es Sache des Denkmalschutzes ist, mögliche Auswirkungen auf die Altstadtsilhouette von München zu bewerten und ob es

nicht vielmehr die alleinige Aufgabe von Stadtparlament und Stadtverwaltung ist, ein „modernes München“ zu entwerfen. Beides dürfte richtig sein.

Die Aufgabe des BLfD ist es, gebauten Qualitäten der Vergangenheit eine Chance für die Zukunft zu geben und sie zu bewahren. Bei Veränderungsmaßnahmen an Denkmälern oder in deren Nähe ist nach Art. 6 BayDSchG von der Unteren Denkmalschutzbehörde dazu eine Abwägung zu treffen, wie es jetzt beim Abriss des Sarnberger Flügelbahnhofes der Fall sein wird, da der „neue Bahnhofsturm“ nicht mehr dem Wettbewerbsentwurf von 2006 entspricht. Aber auch eine Stadt hat die Aufgabe, sich gegenüber den Anforderungen der Zukunft zu wappnen. Da kann es sein, dass „historische Wege“ verlassen werden. Natürlich ist es richtig, dass man sich auch mal „etwas trauen“ sollte, wie dies gerade in München in letzter Zeit immer öfter gefordert wird. Nur sollten dabei die Qualitäten von gestern, heute und morgen sinnvoll miteinander verbunden werden.

Es ist nicht Aufgabe der Denkmalpflege, „zu verhindern“, sondern qualitativ

zu beraten, damit sich die Zukunft aus einer möglichst verträglichen Verbindung mit der Vergangenheit entwickeln kann. Und dass das möglich ist, zeigt ja gerade die stadtplanerische Geschichte Münchens deutlich auf.

Hochhäuser in München

München hat eine starke bürgerliche Tradition, die Identifikation mit der historischen Stadtsilhouette ist emotional und hoch; bis heute ist das Erscheinungsbild Münchens unverwechselbar, die Silhouette der Stadt ist von sakralen oder repräsentativen Bauten geprägt. Sehr früh bereits diskutierte man in der Stadt über die Höhenentwicklung von Gebäuden. Nach dem „Baulinienplan München und Umgebung (1893–99)“ hat Theodor Fischer als Leiter des Stadterweiterungsbüros die Münchner Staffelbauordnung entwickelt, die von 1904 bis 1979 flächendeckend für die Höhenfestlegung der Landeshauptstadt gegolten hat; auch der Wiederaufbau erfolgte „traditionell“ nach dem sogenannten Meitinger-Plan von 1946, der das besondere Gewicht „traditioneller

Sichtachsen und Monumentalbauten“ betonte und noch heute Grundlage der Altstadtsanierung von München ist.

Zwei Hochhausstudien (Schreiber: „Schutz- und Untersuchungsbereiche“ [1977]; Stracke: „Strukturverdichtung, Höhenentwicklungskonzept für Gesamtstadt“ [1995]) schlossen sich an, und 1997 wurden diese Studien vom Ausschuss für Stadtplanung und Bauordnung als Grundlage zur Beurteilung städtebaulicher und Einzelplanungen empfohlen. Der Bürgerentscheid von 2004, dessen Bindungsfrist Ende 2005 ausgelaufen war, belegte das starke Interesse der Bürgerschaft am Thema „Hochhäuser“.

Aus Sicht der Denkmalpflege wäre in Fortführung der langen städtebaulichen Tradition der Stadt ein „Masterplan“ zur Festlegung der Höhenentwicklung von Gebäuden in München die richtige Antwort auf die Anforderungen der heutigen Zeit. Gerade München hat eine hohe Zuwanderung, mit Sicherheit ist es möglich „Alt und Neu“ qualitativ miteinander zu verbinden und die Stellen im Stadtgefüge zu finden, an denen sich eine moderne Silhouette in Ergänzung zur traditionellen zeigen darf.

Dass dies möglich ist, zeigen die spannenden Bauten entlang des Mittleren Rings deutlich auf. Nur sollte sich die

weitere kleinteilige Bebauung in deren Nachbarschaft steht derzeit als Pendant der dreigeteilten Fassade des Hauptbahnhofes gegenüber und gibt dem Bahnhofplatz seinen Forumscharakter. Angesichts der im Landesdenkmalrat vorgelegten Planungen befürchtet der Landesdenkmalrat gravierende denkmalpflegerische Beeinträchtigungen dieser Denkmalwerte:

Das geplante Hochhaus an der Stelle des Starnberger Flügelbahnhofes mit einer Höhe von 75 m wird die Altstadt-silhouette München und diverse Sichtachsen in der Münchner Innenstadt erheblich stören. Für den Hochhausbau müsste außerdem der denkmalgeschützte Starnberger Flügelbahnhof weichen. Die Größe und der gestalterische Kontrast des aktuellen Entwurfs werden die Denkmäler in der Umgebung des Bahnhofes in ihrer Aussage degradieren und den Forumscharakter vernichten.

Der Landesdenkmalrat erkennt die Notwendigkeit der Verbesserung der Verkehrsfunktion und der Aufenthaltsqualität, hält aber die geplante Ausweitung der Nutzungen weit über die eigentliche Bahnhofsnutzung hinaus an dieser Stelle für nicht vertretbar. Er kann dem Entwurf aus Gründen der Denkmalpflege deshalb nicht zustimmen und erwartet eine Überarbeitung der Planungen dahingehend, eine weiterhin vielgestaltige bauliche Entwicklung des Umfelds zu achten und die geschichtlich gewachsenen Stadtansichten nicht weiter zu beeinträchtigen. Mit dem geplanten Hochhaus verlässt die Landeshauptstadt München ihre bisherige, langjährig festgeschriebene Linie, den Blick auf die Altstadtsilhouette freizuhalten. In diesem Zusammenhang empfiehlt der Landesdenkmalrat dringend, die Hochhausstudie Münchens zu aktualisieren und geeignete Standorte festzulegen, wie es die Stadtbaurätin bei ihrem Besuch im Landesdenkmalrat im September angekündigt hat.“

Aus der Sicht der Denkmalpflege bleibt zu hoffen, dass an dieser sensiblen und für die Wirkung der Altstadtsilhouette so wichtigen Stelle eine gute Lösung gefunden werden kann, die auf die Denkmalwerte Rücksicht nimmt und ich bin mir sicher, dass dies auch im Sinne eines großen Teils der Münchner Bevölkerung wäre.

Mathias Pfeil



Nordseite des neuen Hauptbahnhofes mit Blick nach Westen auf den 75 m hohen „Bahnhofsturm“ (Visualisierung: Auer Weber Architekten, München/Stuttgart)

Die Tradition zur Auseinandersetzung mit Hochhäusern ist in München also groß, die Bürgerschaft fühlt sich stark mit der identitätsstiftenden Silhouette ihrer Stadt verbunden.

Deshalb sind die Auswirkungen eines einzelnen Bahnhofsturmes im Stadtzentrum von München natürlich nur aus der Gesamtschau heraus zu bewerten, nur fehlen hierfür belastbare Grundlagen. „Eine Einzelentscheidung“ soll dies laut der Landeshauptstadt München sein und bleiben. Zusammen mit dem Hotel „Deutscher Kaiser“ und dem geplanten Neubau für das Hotel Königshof am Stachus ergibt sich aber mit dem 75 m hohen Bahnhofsturm bereits eine Art „ungeplanter Hochhaus-Cluster“, an eine Einzelentscheidung mag man da nicht mehr so richtig glauben.

Tradition mit der Moderne nicht in ein konkurrierendes Gefecht begeben, wie dies in anderen Großstädten heute der Fall ist.

Resolution des Landesdenkmalrates

Der Bayerische Landesdenkmalrat hat sich in seinen Sitzungen am 30. Oktober und 27. November 2015 auf eigene Initiative mit den Planungen der Landeshauptstadt München zum Neubau des Münchner Hauptbahnhofes befasst und stellt dazu Folgendes fest:

„Die Stadtsilhouette von München ist von herausragender denkmalpflegerischer Bedeutung. Die Denkmäler in der unmittelbaren Umgebung der Ostfassade des Münchner Hauptbahnhofes sind bedeutsame Zeugnisse der Münchner Stadtentwicklung. Die

DENKMAL AKTUELL

Denkmalpflege ist Innenentwicklung

Ein Beispiel in drei Akten

Innenentwicklung ist in aller Munde und wird auf allen Verwaltungsebenen propagiert. Wenn nun neue Innenentwicklungsmanager (Ein Wort mit 25 Buchstaben!) anlässlich Ihrer Vorstellung in der Presse fordern, zur notwendigen Entkernung im Altort müsse sich auch der Denkmalschutz bewegen, gibt das Anlass zur Frage: Stehen Denkmalschutz und Denkmalpflege tatsächlich der Innenentwicklung entgegen oder besser, im Weg? (Aktiv dem Leerstand entgegensteuern, in: Rhön- und Saalepost vom 28. Januar 2014)

Täglich werden 18 ha Fläche in Bayern „verbraucht“, also bebaut. Innenentwicklung will zukünftigen Flächenbedarf durch die Nutzung von innerörtlichen, bereits erschlossenen Flächen decken. Damit kann im Idealfall auf die Ausweisung von Flächen auf der „Grünen Wiese“ verzichtet werden. Im Jahr 2013 ist dieses Ziel in die Grundsätze des Baugesetzbuches aufgenommen worden: „Die städtebauliche Entwicklung (soll) vorrangig durch Maßnahmen der Innenentwicklung erfolgen.“

Vorteile sind die Reduzierung des Flächenverbrauchs, die bessere Auslastung der Infrastruktur, die Vermeidung neuer Infrastruktur und die Belebung der Zentren. Generell wird versucht, dem Strukturwandel in Landwirtschaft, Wirtschaft, Handel, Gastronomie, Behörden, Schulen und Pfarreien zu begegnen.

Als Instrument dient der Innenentwicklung das Flächenmanagement, also die Koordination von Angebot und Nachfrage. Am einfachsten sind sofort bebaubare, erschlossene Baulücken und Bauplätze zu vermarkten. Schwieriger ist die Vermarktung von bebauten Flächen, die nachverdichtet werden können. Die größte Herausforderung ist die Entwicklung bebauter, aber brachliegender Flächen. Hierbei

sind viele Faktoren wie Altlasten, Bestandsgebäude und Parzellenzuschnitte zu berücksichtigen.

Definiert man bestehende Bauten bei der flächenhaften Betrachtung als Belastung, so könnten Baudenkmäler und historische Bauten in Ensembles tatsächlich gelegentlich Hindernisse einer Innenentwicklung sein. Diese „Belastung“ ist ungleich verteilt: Unfinden (Gemeinde Königsberg, Lkr. Hassberge) weist eine außergewöhnlich reiche historische Bausubstanz auf. Dementsprechend ist der Ortsteil als Ensemble ausgewiesen und besitzt zahlreiche Einzeldenkmäler. Dagegen besitzt der Ort Waldfenster (Lkr. Bad Kissingen), in dem außer Kirche und Pfarrhaus keine Einzeldenkmäler ausgewiesen sind, nur noch wenig historische Bausubstanz. Es darf vorweggenommen werden, dass der historisch wertvollere Ort weit weniger mit Leerstand zu kämpfen hat, er wird gepflegt, geliebt und es gibt Zuzug von außen. Dies ist den „weichen Standortfaktoren“ zu verdanken, genauer dem außergewöhnlich schönen Ortsbild und der intakten Dorfgemeinschaft.



Unfinden, Kartierung Baudenkmäler und Ensemble (Karte: Bayerische Vermessungsverwaltung, 2016)



Waldfenster, Kartierung Baudenkmäler (Karte: Bayerische Vermessungsverwaltung, 2016)

Beispiel Hassenbach – Erster Akt

Die Rolle der Denkmalpflege in der Innenentwicklung lässt sich an einem zugegebenermaßen außergewöhnlichen, doch sehr exemplarischen Beispiel zeigen. Im Ortskern von Hassenbach (Lkr. Bad Kissingen) war bei der Erstellung der Denkmalliste die alte Kirche das einzige Baudenkmal im Ort und mit dem Neubau einer modernen Kirche eigentlich überflüssig geworden. Eine Ortsmitte ist nicht zu erkennen. Um diese im Ort zu schaffen, plante die Gemeinde die Sanierung eines stattlichen Hauses des späten 18. Jahrhunderts, des sogenannten Kaplanshauses. Der weit-sichtige Bürgermeister beantragte die Aufnahme in die Denkmalliste. Das Baudenkmal wird mit Hilfe des Entschädigungsfonds und des Amtes für ländliche Entwicklung saniert, zahlreiche Bürger bringen Eigenleistungen ein und das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) berät die fachgerechte Aufarbeitung der historischen Ausstattung und eine denkmalgerechte energetische Ertüchtigung.

Im Inneren entstand ein beliebter Veranstaltungsraum mit Nebenräumen im Erdgeschoss, im Obergeschoss fand

eine heimatkundliche Sammlung ihren Platz. Auch die großzügigen Außenflächen sind multifunktional gestaltet und Hassenbach hat seine historische Mitte wieder erhalten.

Die Sanierung erhielt den Bayerischen Staatspreis für Dorferneuerung und Baukultur 2015.

Zweiter Akt

Schon während der Instandsetzung machte der Bürgermeister auf das nebenstehende historische Anwesen aufmerksam. Dieses war in Privatbesitz und ein Eigentümerwechsel zeichnete sich ab. Das auf älterem Keller errichtete ehemalige klösterliche Forst- und Jagdhaus des späten 18. Jahrhunderts auf



einem parkartig gestalteten Grundstück hatte zwar einige Anbauten erfahren, war aber doch so vollständig erhalten, dass eine Eintragung als Baudenkmal erfolgen konnte. Hier fanden sich junge Kaufinteressenten aus dem Ort, die sich von einer denkmalgerechten Instandsetzung des Anwesens überzeugen ließen. Neben dem schönen Baudenkmal lockte die Bauherren dabei der außergewöhnlich große historische Garten und die Aussicht, einen rückwärtigen Schuppen durch einen modernen Anbau ersetzen zu können, um Küche und historisches Wohnzimmer durch einen Wohnraum zu verbinden. Mit Hilfe der Beratung des BLfD konnte die historische Substanz saniert und ein Finanzierungsplan unter Inanspruchnahme des Entschädigungsfonds entwickelt werden. Eine denkmalgerechte energetische Ertüchtigung ermöglichte auch eine Förderung durch die Kreditanstalt für Wiederaufbau. Der alte Bau beherbergt nun wieder eine junge Familie, die Instandsetzung wurde von den Medien intensiv begleitet.



Hassenbach, Schulstraße 1, sog. Kaplanshaus (Foto Vorzustand: Architekturbüro Hahn, Bad Kissingen, 2007; Foto Nachzustand: BLfD, Eberhard Lantz, 2015)

Die Maßnahme wurde mit dem Förderpreis des Bezirks Unterfranken 2015 ausgezeichnet.

Dritter Akt

Noch während der Instandsetzung machten die Eigentümer auf ein weiteres historisches Anwesen im Ort aufmerksam. Auch dieses ein Forsthaus,

auch dieses mit einem bemerkenswerten, terrassierten Garten und schönen Baudetails aus der Bauzeit kurz vor 1800.

Das derzeit als Ferienhaus temporär genutzte Anwesen erfüllte ebenfalls die Voraussetzungen für die Aufnahme in die Denkmalliste, Maßnahmen sind derzeit nicht geplant.



Hassenbach, Schulstraße 1, Obergeschoss (Foto: BLfD, Eberhard Lantz, 2015)

Epilog

Das Beispiel Hassenbach zeigt, dass eine qualifizierte Innenentwicklung erst mit der Denkmalpflege ermöglicht worden ist. Durch die Denkmaleigenschaft standen kostenlose Beratungs-, sowie Förder- und Abschreibungsmöglichkeiten zur Verfügung, welche die Investitionen lukrativ erscheinen ließen. Baudenkmäler und historische Bauten in Ensembles sind daher wertvolle Faktoren für die Innenentwicklung. Eine enge Zusammenarbeit zwischen Unteren Denkmalschutzbehörden, Innenentwicklern und BLfD ist für alle Seiten fruchtbar. In ganz Bayern finden sich „Leuchtturmprojekte“ für die Weiter- und Neunutzung historischer Bauten, die immer auch gelungene



Hassenbach, Schulstraße 3, sog. Forsthaus (Foto Vorzustand: BLfD, Christian Schmidt, 2010; Foto Nachzustand: BLfD, Eberhard Lantz, 2015)

Beispiele für Innenentwicklung sind. Der Management-Ansatz der Innenentwicklung kann die Verkaufsbereitschaft sanierungswilliger Bauherren aktivieren. Beispielsammlungen für die Umnutzung von leer fallenden Gebäudegattungen

wie Scheunen, Ställen, Mühlen und Brauhäusern können Anregung für die Weiternutzung und Sanierung dieser Bauten geben.

Christian Schmidt

Glückliche Wendung im Fall Rathsmannsdorf

Für die Einheimischen gab es kaum einen Zweifel, welchen Ausgang das Drama um Schloss Rathsmannsdorf nehmen würde: Mit dem für jeden sichtbaren, seit vielen Jahren zunehmenden Verfall schien das Ende als Ruine vorgezeichnet. Doch ein nicht mehr für möglich gehaltener Eigentümerwechsel führte jetzt zur glücklichen Wendung für diesen wichtigen Zeugen der niederbayerischen Regionalgeschichte.

Die historischen Anfänge von Schloss Rathsmannsdorf, das landschaftsprägend auf einem nach drei Seiten hin abfallenden Hügelsporn nahe der heutigen Ortschaft liegt, sind nicht vollständig geklärt. Ebenso liegen über die frühe Baugeschichte nur wenige Erkenntnisse vor.

Im 12. Jahrhundert besaßen die Grafen von Vornbach die Hofmark Rathsmannsdorf, die Anfang des 13. Jahrhun-



Schloss Rathsmannsdorf, Blick auf den Nordflügel mit Torturm, 2015



Schloss Rathsmannsdorf, Blick von Süden 2015 (alle Fotos: BLfD, Thomas Kupferschmied)

derts an die Herren von Yssel und später an die Herren von Hals übergang. Sichere Zeugnisse für eine Burg in Rathsmannsdorf gibt es erst mit dem Jahr 1400.

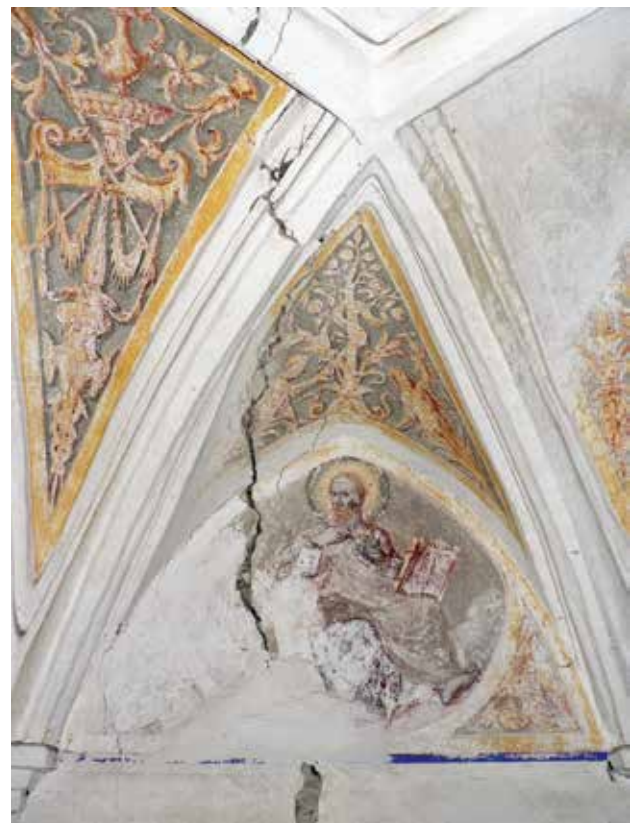
Das Aussehen der überlieferten Schlossanlage ist vor allem durch Bau-

aktivitäten der Passauer Fürstbischöfe bestimmt, in deren Eigentum Rathsmannsdorf 1449 kam. Prägend für den heutigen Bestand des Hochschlosses war vor allem eine Umgestaltung im manieristischen Stil 1578/79, die Fürst-

bischof Urban von Trenbach (1561–98) initiierte. Für die damals entstandene Architektur einer Vierflügelanlage mit dreigeschossigen Arkadengängen gibt es in dieser Gegend keine Vergleichsbeispiele. Die neu ausgestattete



Blick vom Hof auf die bereits überwucherten Arkadengänge des Westflügels, Zustand vor der statischen Notsicherung, 2010



Kapelle im Obergeschoß des Ostflügels, Ausmalung des späten 16. Jh. mit Grotteskenmalereien und Medaillondarstellung des Evangelisten Lukas, Zustand vor der Notsicherung, 2010



Westflügel mit hofseitigen Arkadengängen, Zustand nach Rückschnitt der Vegetation und Durchführung statischer Notsicherung, 2015

Schlosskapelle erhielt eine Ausmalung mit Darstellungen von Christus, den Evangelisten und den Kirchenvätern sowie Symbolen des Alten und Neuen Testaments in einem Grotteskensystem. Im Wintersaal mit aufwendigem, perspektivisch verlegtem Glasurziegelboden bezeugte ein Wappen, das eine Kamineinfassung aus Rotmarmor ziert, den Bauherrn.

Die Säkularisation brachte den Verkauf des Schlosses an Privatleute und in der Folge die Umnutzung der Gebäude. Größere Eingriffe geschahen dabei vor allem durch den Einbau von Brauereianlagen im Westflügel. Wann der Südflügel des Hochschlosses einstürzte, ist nicht genau nachzuvollziehen. Von seiner Baumasse zeugten lange Zeit nur noch Schutthügel.

Trotz der achtunggebietenden Geschichte von Schloss Rathsmannsdorf und seiner imposanten Anlage hielt sich das Interesse an seiner Erhaltung in Grenzen. Bereits im Inventarband des Jahres 1926 ist die Rede von auffälligen Innenräumen. Der Registraturakt im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD), der 1938 beginnt, liest sich schließlich wie eine einzige Chronik des Niederganges. Seit Jahrzehnten beklagen die Gutachten den schlechten Zustand des Schlosses. Zahlreiche Initiativen zu seiner Rettung verliefen im Sande. Angekündigte Maßnahmen blieben aus. Appelle zur Bauwerkssicherung verhallten, gleichgültig, wie günstig Fördersituationen hätten gestaltet werden können, und egal, ob sie von Gebietsreferenten oder der Amts-

spitze selbst kamen. Symptomatisch für die interesselose Haltung der mehrfach wechselnden Eigentümer ist, dass um 2010 sogar die tonnenschwere Kamineinfassung des Wintersaales aus dem Schloss gestohlen werden konnte; sie wurde immerhin inzwischen als Hehlergut im Wiener Kunsthandel aufgespürt und wird wieder rückgeführt.

Unsäglich gestaltete sich das vorletzte Kapitel der Rathsmannsdorfer Geschichte. Nach neuerlichen, wiederum gescheiterten Gesprächen über dringende Erhaltungsschritte, kündigte das Landratsamt Passau eine Duldungsanordnung an, die aber noch vor ihrem Erlass vom damaligen Eigentümer mit einem Abbruchantrag gekontert wurde.

In dieser scheinbar vollkommen verfahrenen Situation tat sich überraschend der Kontakt zu einem einheimischen Unternehmer auf, der sich nach intensiven Beratungen mit dem BLfD, dem Landratsamt Passau und dem Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst über mögliche Vorgehensweisen und Förderszenarien zu einem Kaufangebot entschloss. Zur Überraschung aller Beteiligten nahm der damalige Eigentümer die Offerte an.

Seit 2014 läuft nun die Notsicherung, mit deren Abschluss noch in diesem Jahr zu rechnen ist. Die Baustatik wird dann durch Maßnahmen an Gemäuer und Tragwerk dauerhaft instand gesetzt, der Baubestand durch Notfenster und Verschalungen von Toren vor Vandalen gesichert sein. Besonders erfreulich ist, dass es auch für folgende Restaurierungsabschnitte am Schloss Rathsmannsdorf eine Perspektive ohne Verwertungsdruck zu geben scheint.

Thomas Kupferschmied



Statische Notsicherung im Ostflügel, 2015



Tragwerksituation über dem Ostflügel, Zustand nach der statischen Notsicherung, 2015



Statische Notsicherung im obersten Arkadengang des Westflügels, 2015

Das Aufseßhöflein vor den Toren der Welterbe-Stadt Bamberg

„[...] von der Unmöglichkeit, hier ein Denkmal schaffen zu können“, will die Stadtbaudirektion Bamberg 1952 nicht nur den Eigentümer, sondern auch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) überzeugen, als das Anwesen in die Denkmalliste aufgenommen werden sollte. Damals schon präsentierte sich das kleine Sommerpalais außerhalb der Stadt in einem erbarmungswürdigen Zustand, der sich im Laufe der nächsten Jahrzehnte noch verschlechtern sollte und einen völligen Verlust heraufbeschwor.



Bamberg, Aufseßhöflein 1, Aufseßhöflein, Zustand 1934 (Foto: Stadtarchiv Bamberg)

Ein „Seehöflein“ in der Nordflur hatte es an dieser Stelle schon lange gegeben. Spätestens seit 1455 ist an dieser Stelle eine Anlage des bischöflichen Kammeramtes bezeugt, in der die Aufseher der Weiher saßen. Noch 1825 zeigen Flurkarten den rechteckigen Fischweiher mit Ansitz auf einer Insel, ein Bautypus also, den man sich in seinem spätmittelalterlichen Aussehen ähnlich dem berühmten Aquarell von Albrecht Dürer (1496) vorstellen darf.

Mit Philipp Friedrich von Aufseß (1691–1743) zieht 1723 hier die mon-

däne Welt ein. Er hatte die Anlage aus Familienbesitz geerbt und ließ wohl vom Bamberger Hofarchitekten Johann Dientzenhofer (1663–1726) auf der Insel ein Lustschloss errichten, das über eine Brücke zugänglich war. Noch im gleichen Jahr wurden Außenmauern und Mansarddach aufgerichtet. Nach einer Unterbrechung zogen sich die Ausstattung der Wohnräume im *piano nobile* und schließlich der Einzug des Kaiserlichen Rats, Landrichters und Ritterhauptmanns von Aufseß in das elegante Gebäude bis etwa 1730 hin.

förmigen Oberlichtern akzentuiert eine rustizierte Natursteinfläche; der Festsaal ist damit schon von außen erkennbar. Auch deshalb, weil eine repräsentative zweiläufige Außentreppe als direkter Zugang diente. Die vornehmen Räume im Obergeschoss erhielten figürlich und ornamental bemalte Sockelzonen, Sebald von Veinerl stuckierte 1728 zusammen mit dem aus Österreich stammenden Sebastian Binkart (um 1672–1750) ihre Decken mit feinem Bandelwerk.

Nur wenige Jahre erfreute sich der Bauherr an seinem ländlichen Schloss. Nach seinem Tod ließ Sohn Philipp Heinrich (1715–87) das „Seehöflein“, vor allem ab 1752 die Stuckdekoration im Saal, modernisieren. Der in Bamberg ansonsten noch kaum in Erscheinung getretene Stuckateur Dominikus Eckert gestaltete diesen nach Plänen des „Herrn Hauptmann Kügel Verabredtetermassen“ um. Dahinter verbirgt sich kein Geringerer als Johann Jakob Michael Küchel (1703–69), der sich hier gemeinsam mit einem hervorragenden Handwerker als Innendekorateur einbringt, um Wände und Decken mit der aktuellen Rocaille auf den neuesten Stand zu bringen. Leider verursachte der aufwendige Lebensstil des wohlhabenden Philipp Heinrich schon 1777 die Zwangsverwaltung des Schlosses, kurz darauf sogar den Verkauf. Mobiliar und bewegliche Ausstattung wurden verschleppt und versteigert, der Niedergang setzte ein. Die Säkularisation tat dreißig Jahre später ein Übriges, dem festlichen Leben auf dem Lande ein Ende zu bereiten. 1839 ging das Anwesen in die Hände einer Bamberger Gärtnerfamilie über, die mit den schönen Räumen, den Stuckdecken und dem verbliebenen Zierrat wenig anfangen konnte. Nach und nach machte man einen Bauernhof aus dem adeligen Sommersitz.

Die rücksichtslose Verlegung der Bahnstrecken von Bamberg nach Lichtenfels (ab 1846) und Würzburg (1852) unter König Ludwig I. schuf darüber hinaus ein Gleisdreieck, das dem Bau beängstigend nahe rückte, Schäden verursachte und mit einer dauerhaften Nutzung, gar einem Wiederaufleben der einstigen Pracht, offensichtlich nicht mehr rechnete.

Das kleine, aber gut proportionierte zweigeschossige Gebäude erhebt sich über einem Sockelgeschoss mit ausschließlich runden Fenstern. Die Belage hat eine Gliederung aus sieben zu vier Fensterachsen, von denen ein leicht vorgerückter Risalit die mittleren drei zusammenfasst. Die Architekturgliederung des verputzten Baukörpers ist für das frühe 18. Jahrhundert klassisch mit Ecklisenen, Gesimsen und Fensterrahmungen aus Naturstein, die Felder unterhalb der Fenster sind als sogenannte „Bamberger Schürzen“ ausgebildet. Der Mittelrisalit und seine Fenstertüren mit halbkreis-



Bamberg, Aufseßhöflein, Deckenstück im Saal, Arbeitsprobe 2014 (Foto: Thomas Ehrig, Augsburg)

Am Ende des 20. Jahrhunderts war dann wirklich nicht mehr viel übrig vom „Seehöflein“. Es war zum Sorgenkind der Denkmalpflege, der Stadt Bamberg und vieler Kunstfreunde geworden, mit wenig Aussicht auf Besserung. Mehrere Versuche einen geeigneten Käufer zu finden scheiterten, und auch die Zusammenkünfte der engagiertesten Fachleute, ja nicht einmal eine gründliche, ja flammende Masterarbeit der Universität Bamberg im Jahr 2000 oder die teure Noteinhausung (2003) schienen den rapiden Verfall noch bremsen, geschweige denn, den richtigen Bauherrn aus dem Hut zaubern zu können.

Doch dann geschah Überraschendes: Ein junges Bamberger Ehepaar, das schon mehrfach alte Häuser, auch Denkmäler, instand gesetzt und für die vorbildliche Revitalisierung eines Industriedenkmals 2010 den Denkmalpreis der Hypo-Kulturstiftung bekommen hatte, erwarb zur allgemeinen Be- und Verwunderung 2011 die edle Ruine im Gleisdreieck.

In enger Abstimmung mit dem BLfD ging es erst einmal zurück auf „Los“. Wie konnte mit den noch immer erstaunlichen Resten des Aufseßhöfleins umgegangen, wie das idyllische Anwesen in unschöner Lage angemessen genutzt werden? Eine erneute Bestandsaufnah-

me zeigte den erheblichen Handlungsbedarf im Bereich des Tragwerks, der gegenüber den Dokumentationen von 2000 noch einmal angewachsen war. Hinter dem Gerüst und unter der Schutzplane des Daches hatten der Zahn der Zeit und der Vandalismus für neue Verluste gesorgt: Am schlimmsten hatte es die Statik getroffen, das einst solide Dachtragwerk war von Hausschwamm und Nässe in Mitleidenschaft gezogen worden und die jahrhundertealte Teichwirtschaft hatte mit nassen Bodenverhältnissen, die Bahndämme mit den Erschütterungen des Zugverkehrs die massiven Mauern ins Wanken gebracht. Im Inneren wies die einst exquisite Ausstattung mit Stuck multiple Schäden auf: Die Bewegungen des Hauses waren genauso wenig spurlos an den feingliedrigen Ornamenten vorüber gegangen wie die Nutzung als Hühnerstall, Heulager oder Traktorgarage. Dieses traurige Schicksal haben das Aufseßhöflein und die Dienststelle Schloss Seehof übrigens gemeinsam. Gut erhaltene Wandflächen im Saal hatten zu allerhand Kritzeleien und Graffiti verführt, die jugendliche „Besucher“ nach dem übermütigen Einstieg hinterließen. Fenster und Türen gab es schon lange nicht mehr, sie waren teilweise vermauert und notdürftig mit Schalttafeln verschlossen worden.

Ohne eine vorgezogene Notsicherung der Fußböden im Obergeschoss erwies sich bereits die Schadenskartierung oder die dringend notwendige Stucksicherung als zu gefährlich. Und nach welchem Konzept ist ein barockes Lustschloss in der heutigen Zeit über-



Stuckaturen von Dominikus Eckert von 1753. „Der Winter“, links Vorzustand 2006 (Foto: BLfD); rechts Nachzustand 2016 (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)



Bamberg, Aufseßhöflein, Reparatur des Dachwerks von 1723, 2013 (Foto: BLfD)

haupt sinnvoll zu nutzen? Schnell wurde deutlich, dass man das Aufseßhöflein in mehrere Funktionseinheiten wird gliedern müssen, um angemessen auf den Bestand zu reagieren.

Das Erdgeschoss, einst die Wirtschaftsräume des Schlosses, hatten zuletzt als Stall gedient. In die gut geschnittenen Zimmer mit schlichten Zugstuckdecken sollten Wohn- oder Geschäftsräume einziehen. Ihr besonderer Charme liegt heute in den runden Fensterokuli, die alle auf den Zustand von 1723 zurückgeführt wurden und sich mit jeweils zwei halbrunden Flügeln öffnen lassen.

Die Beletage hatte den Freiherren von Aufseß und ihren illustren Gästen als Festsaal und für private Zwecke gedient, der zusammen mit den symmetrisch angelegten seitlichen Kabinetten aufwendig ausgestattet war. Zu den Stuckdecken gehört eine farbig gemalte Lamperie, bemalt ebenfalls mit Bandelwerk und spielenden Tieren in der Art, wie Paul Decker sie 1711 in seinem viel benutzten Stichwerk „Fürstlicher Baumeister“ vorschlägt. In den westlichen Nebenzimmern blieb diese erhalten und wurde ohne Ergänzungen konserviert. In einigen Räumen enthielten die zentralen Deckenspiegel emblematische Malereien. Ob die Wände mit Teppichen oder Stoffen behangen waren, gab die Befunduntersuchung nicht preis. In den Nebenräumen blieb dieser feine Stuck über fast 300 Jahre unberührt. Er weist zwar mechanische Beschädigungen und statisch bedingte Risse auf, ist aber von einer seltenen Frische und Scharfgratigkeit, die an vergleichbaren, aber immer auch überarbeiteten Decken sogar bei bester Freilegung selten beobachtet werden kann. Eine Einordnung dieser

qualitätvollen Arbeiten in die Bamberger Kunstgeschichte könnte jetzt nachgeliefert werden.

1752 ließ Philipp Heinrich von Aufseß den Hauptsaal nach einem Entwurf von Johann Jakob Michael Küchel überarbeiten. Die zweite Stuckierung, ausgeführt von Dominikus Eckert, der im selben Jahr auch in Schloss Rentweinsdorf Stuckaturen für den gleichen Architekten ausführt, liegt hier über der aufgehackten, bauzeitlichen, was an Bruchstellen, Selbstfreilegungen und Rissen gut erkennbar ist. Wie im Lehrbuch erschließt sich die Entwicklung des Ornamentstils: Vom streng symmetrisch aufgebauten Bandelwerk geht Eckert zur frei über die Flächen zügelnden Rocaille über. Die Wände neben den Türen gliedern nun Panneaux mit frei angetragenen Szenen der vier Jahreszeiten, verkörpert in spielenden Putti mit entsprechenden Symbolen. So steht ein Putto mit chinesischem Sonnenschirm für den „Sommer“. Die schmalen Felder in den Ecken des Saales spielen mit zahlreichen Werkzeugen, wie Spaten und Sicheln auf die Nähe zum Bamberger Gärtnerland an. Das schmale Feld über dem Kamin blieb leer – hier dürfte ein Spiegel, ein Gemälde oder kostbares Porzellan gehangen haben. Die Rahmen der Supraporten über den Türen sind heute leer. Die ebenfalls von Eckert erneuerte Decke hat in den

Zwickeln zerfließende Medaillons mit der Darstellung der vier Elemente: Erde, Feuer, Wasser, Luft, ebenfalls durch putzige Putti verkörpert.

Restaurierungskonzept und Finanzierungsplan für das Aufseßhöflein sahen 2012 vor, in dieser Etage öffentliche Kultur-Veranstaltungen durchzuführen. Daher erhielt der neue Fußboden aus Solnhofer Platten nach der Reparatur der morschen Deckenbalken eine Bodenheizung. Der hier besonders geschädigte Stuck wurde gesichert und zurückhaltend ergänzt. Dabei war gleichermaßen der eleganten Innenarchitektur Küchels Rechnung zu tragen und der Bestand zu sichern, gleichzeitig aber eine vollständige Rekonstruktion zu vermeiden. Die beauftragten Stuckateure haben diese schwierige Arbeit nach einer abgestimmten Musterachse meisterhaft geleistet und sich innerhalb kürzester Zeit in die Handschrift ihres Vorgängers Eckert eingedacht: Ihre spielerischen, aber zurückhaltenden Ergänzungen geben sich nur dem Eingeweihten zu erkennen.

Diesen, die ganze Tiefe des Schlosses einnehmenden Saal erreichten die Herren von Aufseß und ihre Besucher über eine repräsentative Außentreppe im stadtzugewandten Mittelrisalit. Vermutlich wurde sie zwischen 1844 und 1849 abgebaut, das Baumaterial anderweitig verwendet, so u. a. für die steile Treppe



Bamberg, Aufseßhöflein, Festsaal mit Stuckaturen des 18. Jahrhunderts nach der Instandsetzung (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)



Bamberg, Aufseßhöflein, nach der Instandsetzung (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)

zwischen Erdgeschoss und Saal. Dass dadurch das Feld mit der Darstellung des „Herbst“ zerstört wurde, berührte die neuen Eigentümer wohl kaum, führte diese Stiege doch in das Heulager. Die Bauforschung tendiert zwar zur bauzeitlichen Idee einer zweiläufigen, geraden Außentreppe. Schließlich entschlossen sich die Bauherren jedoch, diese nach einem Gemälde des Bamberger Malers Fritz Bayerlein (1872–1955) zu rekonstruieren. Es war 1948 als Vorlage für eine Postkarte entstanden, mit deren Hilfe Gelder für den Erhalt des Aufseßhöfleins eingeworben werden sollten. Bayerlein stellte die Treppe mit zwei im Halbkreis geschwungenen Läufen dar, die sich vor dem Saal zu einem repräsentativen Podest treffen. – Der schlichten modernen Version dieser Treppe fügte Architekt Michael Schelz, Peulendorf, in den erdgeschossigen Zwickeln die für öffentliche Veranstaltungen erforderlichen Toiletten ein.

Bleibt zu berichten, was aus dem Dachgeschoss geworden ist, wo sich die größten Schäden befanden. Die Reparatur der Konstruktion erfolgte auf höchstem handwerklichem Niveau und vervollständigte das barocke Dachtragwerk wieder. Es musste jedoch wegen der auseinander driftenden Wände mit einer zusätzlichen Verspannung gesichert werden. Durch eine interne, gewendel-

te Treppe erreichbar, hatte schon der Bauherr in der Mansarde Wohnräume einrichten lassen. Sie sind überraschend großzügig und verfügen über einfache Decken mit Zugstuck. Zahlreiche Farbschichten und Schablonenmalereien zeigen, dass diese Zimmer noch im 19. und frühen 20. Jahrhundert als Wohnung gedient haben müssen, während im darunter liegenden Saal und seinen Nebenräumen schon die Hühner eingezogen waren. Hier haben sich die neuen Eigentümer mittlerweile eine gemütliche Etage eingerichtet, in der es sich dank der neuen Fenster trotz der noch immer befahrenen Bahngleise gut leben lässt.

Zur Schonung des restaurierten Denkmals entstand ein schlichtes Nebengebäude, um die Haustechnik, soweit möglich, auszulagern. Da das Aufseßhöflein auf strenge Symmetrie ausgelegt ist, kam spiegelgleich ein zweites Häuschen dazu, das künftig als Ferienwohnung dienen soll.

Schon während der Bauzeit zog die Baustelle, gerne als „Wunder der Denkmalpflege“ bezeichnet und vorgestellt, immer wieder viele Besucher an. So konnte am 12. März 2014 die Vereinigung der Landesdenkmalpfleger der Bundesrepublik Deutschland anlässlich ihrer Tagung in Bamberg einen Rundgang durch das Schösschen machen und ihr Plazet zum Sanierungskonzept so-

wie dem sorgfältigen Umgang mit dem wertvollen Bestand aussprechen. Auch am Tag des offenen Denkmals nahmen die Bauherren mehrfach teil, nachdem eine Besichtigung des Gebäudes wieder gefahrlos möglich und das Interesse der Öffentlichkeit ungebrochen groß war. Sogar der Bundesbauministerin zeigte ein stolzer Oberbürgermeister der Stadt Bamberg bei ihrem Besuch am 11. Mai 2015 das restaurierte Aufseßhöflein.

Zur Überraschung aller Fachleute, haben die engagierten Bauherren die Sanierung des desolaten Aufseßhöfleins in Rekordzeit geschafft, nachdem sie trotz abgestimmten Konzeptes unerklärliche sieben Monate auf die Baugenehmigung hatten warten müssen. Bereits im September 2015 konnte nach 2 ½-jähriger Bauzeit die Einweihung gefeiert werden, die ersten kulturellen Veranstaltungen fanden bereits seit dem Frühjahr statt und knüpfen an die Festivitäten der Bauzeit an. Das lag sicher nicht nur an den großzügigen Förderungen durch den Entschädigungsfonds, die Oberfrankenstiftung und die Deutsche Stiftung Denkmalschutz, sondern vor allem am außerordentlichen Engagement aller Beteiligten. Unzählbare Stunden hat die gesamte Familie Fiedler in das Aufseßhöflein investiert und mit ihrer sachkundigen Eigenleistung dazu beigetragen, die Kosten erheblich zu senken. Sie lie-

gen zwar immer noch über dem Betrag, den man wohl für ein neues Wohnhaus dieser Größe aufwenden müsste, aber weit unter den vorher von Fachleuten geschätzten.

Der Erhalt des Aufseßhöflein in Bamberg war sogar für die stets optimistischen Denkmalpfleger ein unerwartetes Wunder, aber eines, an dem die neuen Eigentümer den größten An-

teil haben. Man darf gespannt sein, welche Ehrungen dieses Projekt noch nach sich ziehen wird – am 30. November 2015 verlieh der Bayerische Ministerpräsident Horst Seehofer schon einmal den Sonderpreis im Rahmen des diesjährigen Bundespreises für Handwerk in der Denkmalpflege.

Annette Faber

Literatur

Thomas Gunzelmann: *Seehäuser und Seehöfe um Bamberg*, in: *Heimat Bamberger Land* 3+4 (2005), S. 117–130

Niels Pelzer/Peter Honig/Nanca Stietze: *Das Aufseßhöflein in Bamberg*, Dokumentation und Bauforschung, Abschlussarbeit *Aufbaustudiengang Denkmalpflege, Sommersemester 2000* [– Die Arbeit hat dankenswerter Weise die Archivalien im Aufseß'schen Familienarchiv ausgewertet, die einen genaueren Blick auf die Entstehung des Schösschens erlauben.]

Paul Decker: *Der Fürstliche Baumeister, Augsburg 1711*

Die Pfarrkirche Maria Loreto in Ramsau bei Haag i. Oberbayern

Zur Fortschreibung einer komplexen Veränderungsgeschichte

Bestand – Konstruktion der Kuppel

Die Pfarrkirche Maria Loreto in Ramsau ist Zeugnis einer wechselvollen Veränderungsgeschichte und in ihrer gewachsenen Bautypologie ein ungewöhnliches, einmaliges Bauwerk. Sie liegt im Kern des kleinen Ortes in der Haager Altmoränenlandschaft unterhalb eines bewaldeten Hügels, an dessen Abhängen sich die weithin sichtbare Anlage eines ehemaligen Augustinereremitenklosters befindet. Die Kirche selbst steht in einem mauerumschlossenen Friedhof auf einer kleinen Anhöhe.

Das Gebäude setzt sich zusammen aus dem tonnenüberwölbten Ostchor mit eingeschossigem, dreiseitig umlaufendem Kapellengang, dem Langhaus über quadratischem Grundriss und dem Westbau mit der Orgelempore, der von der Wandscheibe des offenen, viergeschossigen Glockenturmes beschlossen wird. Über dem als Zentralraum konzipierten Langhaus mit Innenmaßen von 11,50 × 11,50 m ist eine insgesamt 18,5 m hohe kupferverkleidete Vierungskuppel angeordnet. Diese erhebt sich über einer quadratischen Öffnung in der Flachdecke von 5,4 × 5,4 m, die Vermittlung zum Oktogon erfolgt über Pendentifs. Darüber sitzt ein zunächst nach oben verjüngter achteckiger Tambour und der durchfensterte vertikale Tambourabschnitt. Den oberen Abschluss bildet eine überhöhte, zweischalige Kuppel. Im Pendentifbereich befinden sich im Dachraum vier hölzerne Sprengwerke mit einer wirksamen Bauhöhe von 2,3 m, die das Langhaus in beiden Richtungen überspannen. Sie bestehen aus einem System von Druckstreben und kräftigen,

aus je vier Balken zusammengesetzten Hängesäulen mit eisernen Zuggliedern. Die Untergurte dienen als ebenengleiches Auflager für die Deckenkonstruktion, während auf den Obergurten die Tambourständer aufsitzen. Die Sprengwerke nehmen die gesamten Lasten aus der Kuppel und den umgebenden Dachgeometrien auf und leiten diese auf die Außenwände des Zentralraumes ab.

Baugeschichtlicher Überblick

Der heutige Kirchenbau geht zurück auf eine 1628/29 im Zuge der Gegenreformation errichtete Wallfahrtskapelle, die dem nahen Kloster der Augustinereremiten zu Ramsau zugehörig war.

Wie viele Marienkapellen dieser Zeit wurde sie in Anlehnung an die ‚Santa Casa‘ im italienischen Marienheiligtum Loreto errichtet. Der durch malerische Darstellungen und ein detailliertes, kurz vor dem Umbau 1859 erstelltes Aufmaß überlieferte frühbarocke Ursprungszustand zeigte ein ungewöhnliches Baugesfüge: Um den zentralen Loretoschrein, die Santa Casa, einem schmalen, hohen Satteldachbau mit gemauerter Längstone wurde 1639 ein nach innen gerichteter Umgang angelegt. Dieser setzte sich nach Westen hin über den Hauptbau hinaus fort und bildete einen überdachten, hofähnlichen Vorbereich aus. Geschlossen wurde diese additive Anlage durch zwei



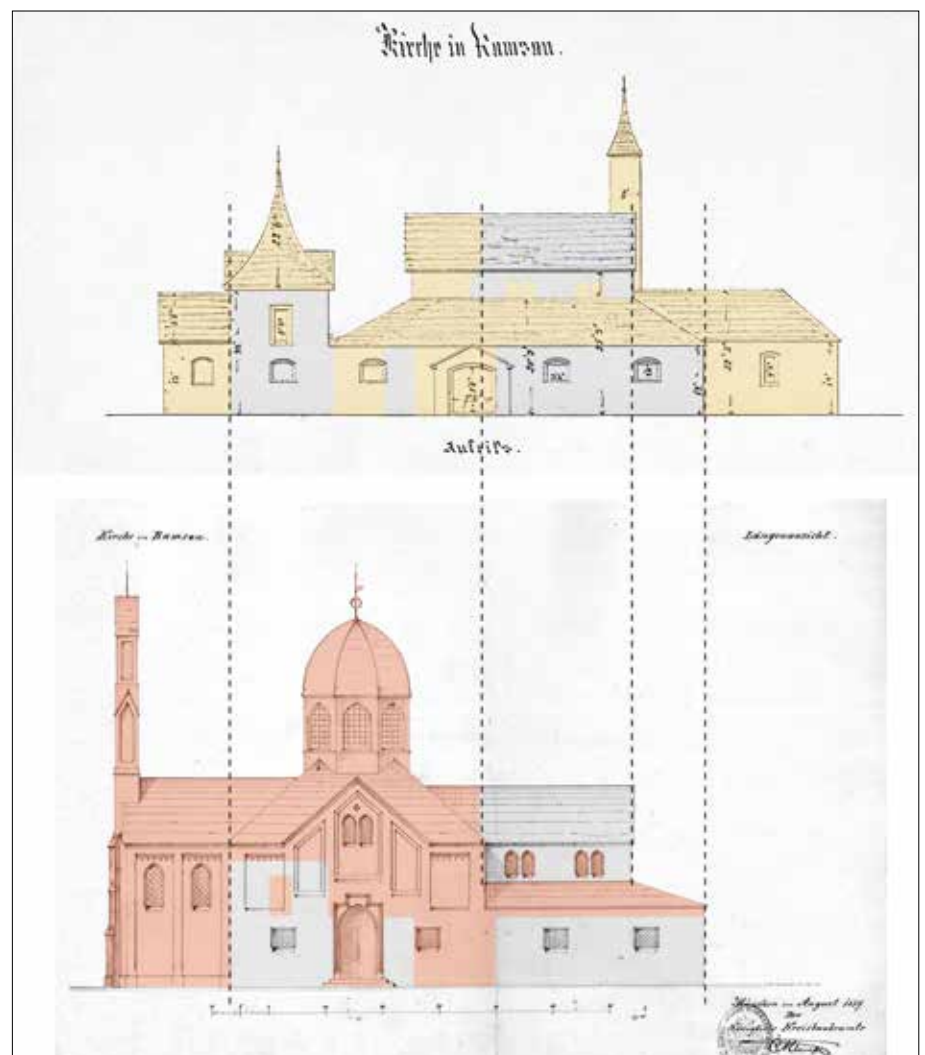
Ramsau, Lorettost. 12, Pfarrkirche Maria Loreto, Raumeindruck mit Kuppel (Foto: Peter Kifinger)

turmartige Eckkapellen mit geschweiften Walmdächern. Ostseitig bestand ein kleiner Sakristeianbau. Mit ihrer eigenwilligen baulichen Disposition steht die Ramsauer Wallfahrtskapelle als Unikat unter den zeitgleich in Bayern entstandenen Beispielen und stellt eher einen kompakten Vorläufer zu jener charakteristischen Hoftypologie dar, nach welcher ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zahlreiche Loretoheiligtümer in Böhmen erbaut wurden. Bei diesen befindet sich eine freistehende Santa Casa in einem von – nach innen gerichteten – Arkadengängen umschlossenen und von Eckkapellen flankierten Hof. Als eines der bedeutendsten Beispiele hierfür sei die 1704 von Johann Lucas von Hildebrandt errichtete Loretokapelle im tschechischen Rumburk (dt.: Rumburg) genannt.

1802 erfolgte im Zuge der Säkularisation die Aufhebung des Klosters; die bisherige Wallfahrtskapelle wurde neuer Pfarrsitz. Nach dem Abbruch der Klosterkirche 1825 wurde die nunmehr zu klein gewordene Pfarrkirche im Jahr 1859 unter staatlicher Baulast erweitert. Dabei wurde das Erscheinungsbild der frühbarocken Wallfahrtskapelle völlig verändert und der hofähnliche Vorbereich überbaut. Unter Einbeziehung der Außenmauern des Umganges und der Eckkapellen wurde dem Loretoschrein das quadratische Langhaus mit der hohen hölzernen Kuppel angesetzt. Die ursprüngliche, im heutigen Bau ungewöhnlich tief sitzende Befensterung des alten Umganges mit kleinen, segmentbogigen Öffnungen blieb dabei erhalten; die bestehenden Mauern wurden lediglich auf die Höhe des neuen Langhauses aufgeführt. Nach Westen hin wurde das Bauensemble zudem um einen Anbau für Orgel- und Sängerpore verlängert und mit dem offenen Glockenturm abgeschlossen. Die alte, obsolet gewordene Ostsakristei sowie die inneren Mauern der Eckkapellen wurden abgetragen. Nach Osten hin umgibt der alte Umgang äußerlich unverändert nach wie vor die Santa Casa, deren bauzeitliche Substanz leicht verkürzt als nischenartiger Chorraum in den Neubau integriert wurde. Auch das Tonnengewölbe und das darüber befindliche Dachwerk stammen noch aus der Entstehungszeit des Vorgängerbaus. Das Kircheninnere erhielt im Zuge des Umbaus eine einheitliche Gestaltung



Ramsau, Pfarrkirche Maria Loreto, Außenansicht von Südwesten (Foto: Peter Kifinger)



Ramsau, Pfarrkirche Maria Loreto, Baualtersplan. Oben Aufriß des Vorgängerbaus von 1628/1639 vor der Umgestaltung, darunter Planung zum Umbau 1859, Ansichten von Süden. Grau: vom Vorgängerbau übernommene Substanz, Gelb: abgetragene Bauteile, Rot: neu errichtete Bauteile (Pläne: Archiv Staatliches Bauamt Rosenheim / Barthel & Maus)



Rumburk, Tschechien, Santa Casa des Loretoheiligtums. 1704 von Johann Lucas von Hildebrandt errichtete Kapelle mit umgebendem Arkadengang. Die Anlage von Ramsau verweist typologisch auf die böhmischen Loretokapellen (aus: Jahn, Peter Heinrich: Johann Lucas von Hildebrandt, Petersberg 2001, S. 144)

in romantisch-gotischen Stilformen, wobei alle Elemente des frühbarocken Erscheinungsbildes überformt wurden. Die Wandflächen trugen nun eine vollflächige Bemalung, die zusammen mit

einer neugotischen Ausstattung einen Raumeindruck von bemerkenswerter Dichte ergab. Über dem neuen Zentralraum des Langhauses wurden eine in engem Raster überblattete Balkenla-

ge sowie die Untergurte der Kuppelkonstruktion als sichtbare Teile einer kassettierten hölzernen Flachdecke ausgebildet. In den Achsen der Kuppel befanden sich zu den Außenmauern hin maßwerksverzierte Konsolen, welche die Kuppel tektonisch in den Raum einbanden.

Am hölzernen Tragwerk der Kuppel zeigten sich allerdings wohl schon bald nach Fertigstellung erste Schäden. Aus dem Jahr 1892, mithin gerade einmal gut dreißig Jahre nach ihrer Errichtung, ist eine Planung für einen vollständigen Rückbau der Kuppel überliefert.

Nicht zuletzt aufgrund der fortschreitenden Setzungen der Holzkonstruktion wurde bei der Innensanierung 1954/55 auch die Decke über dem Langhaus grundlegend verändert. Die bisher sichtbare Deckenkonstruktion wurde mit einer Verkleidung aus flachen Kassetten mit aufgesetzten Leisten versehen, welche die Verformungen kaschierte. Dabei wurden zudem die Konsolen entfernt; eine statische Instandsetzung unterblieb jedoch. Der Innenraum wurde dem Zeitgeschmack entspre-



Ramsau, Pfarrkirche Maria Loreto, Innenraum vor 1920 mit neugotischer Ausstattung (Foto: Postkarte A. Zerle, München; Archiv der Franziskanerinnen Au a. Inn)

Ramsau, Pfarrkirche Maria Loreto, Tragwerk der Kuppel mit den historischen hölzernen Sprengwerken und neuer Subsidiärkonstruktion aus Stahl. (Grafik: Barthel & Maus/Stahlbau Limmer, Brannenburg)



chend in schlichten barockisierenden Formen angelegt. Die neugotischen Altäre wurden entfernt und durch teils originales Barockinventar ersetzt, in einer Überarbeitung der 1970er Jahre wurden dann auch Farbigkeit und Ornamentierung der zuerst ungedeckten Flachdecke sowie der Kuppel in gedeckten Rosatönen dem nunmehrigen Raumeindruck angeglichen.

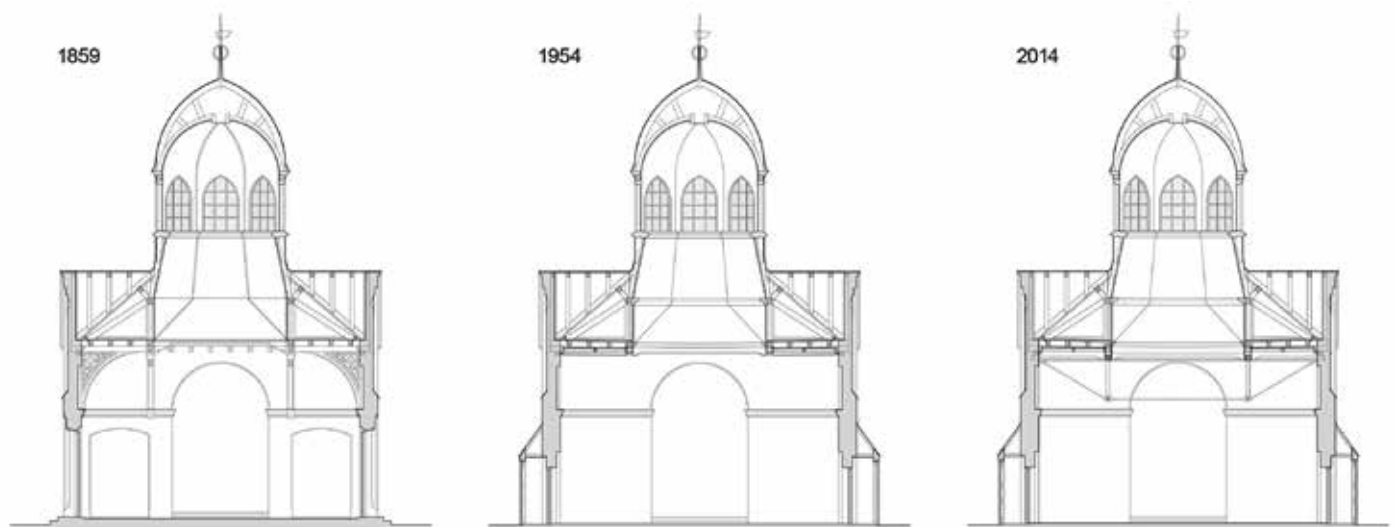
Schäden am Kuppeltragwerk

Im Jahr 2011 beauftragte das Staatliche Bauamt Rosenheim in Vertretung des Erzbischöflichen Ordinariats München-Freising das Büro Barthel & Maus Beratende Ingenieure GmbH mit einer statischen Routineüberprüfung. Bei der Begehung wurden erhebliche Schäden an der Kuppelkonstruktion über dem Zentralraum festgestellt. Sowohl die Kuppel,

als auch die zugehörige Balkendecke wiesen erhebliche Verformungen auf. Tragende Elemente der hölzernen Kuppel waren wegen Überlastung schadhaft, Verbindungen hatten sich gelöst oder waren unwirksam. Eine umgehende Not- sicherung in Form von vier massiven Holzstützen unter den Eckpunkten der Kuppel wurde veranlasst und eingebaut.

Die bauzeitliche Konstruktion sah vor, dass die Lasten aus der Kuppel über die vierseitig verlaufenden Sprengwerke auf die Außenmauern abgetragen werden, worauf auch die Detailausbildungen der Zugglieder mit Eisenbauteilen hinweisen. Ob den unterseitig eingebauten Konsolen, die von den Eckpunkten der Kuppel zu den Außenmauern verliefen, eine tragende Funktion zugewiesen war, kann nicht mehr nachvollzogen werden.

Die Anschlüsse der inneren Diagonalstreben an die Untergurte der Sprengwerke, die bauzeitlich mit einem Versatz mit minimaler Versatztiefe ausgeführt wurden, waren allerdings so stark überbeansprucht, dass die inneren Streben statisch weitgehend wirkungslos waren. Diese Problematik wurde insofern noch weiter verstärkt, als die im Rahmen einer letzten Instandsetzung um 1970 ersetzten inneren Streben völlig ohne Kraftschluss eingebaut wurden. Vor der jetzt durchgeführten Maßnahme mussten die Lasten aus der Kuppel in den Ober- und Untergurten der Sprengwerke nunmehr vorwiegend über Biegung abgetragen werden, was zu erheblichen Verformungen der



Ramsau, Pfarrkirche Maria Loreto, Querschnitt von Langhaus und Kuppel im Ursprungszustand von 1859 mit Maßwerkkonsolen (oben), nach der Umgestaltung der Decke 1954 (Mitte) und nach Einbau der Subsidiärkonstruktion im Jahr 2014 (unten) (Planzeichnung: Barthel & Maus)



Innenraumeindruck vor der Instandsetzung (links) und nach Einbau der Subsidiärkonstruktion (rechts) (Fotos: Gregor Peda: Ramsau bei Haag, in: Kunstführer Nr. 1166, München/Zürich 1979/ Barthel & Maus)

Untergurte und zu Klaffungen an den Deckenbalkenanschlüssen führte.

Instandsetzungsmaßnahmen

Eine statisch-konstruktive Wiederherstellung der vorhandenen Sprengwerke durch Behebung der festgestellten Schäden war nicht praktikabel, da die Sprengwerke von Beginn an überbeansprucht waren, mithin wäre auch durch eine rein zimmermannsmäßige Reparatur keine ausreichend tragfähige Konstruktion vorhanden gewesen. Um die Standsicherheit der Kuppel dauerhaft zu gewährleisten, war folglich der Einbau eines Subsidiärsystems unumgänglich. Grundsätzlich kamen zwei zu unterscheidende Vorgehensweisen in Frage:

1. Ergänzung bzw. Aufdopplung der Sprengwerke innerhalb des Dachbereichs
2. Einbau eines Subsidiärtragwerks unterhalb der Deckenkonstruktion?

Aus denkmalfachlichen und architektonischen Erwägungen heraus war eine statisch-konstruktive Lösung im Dachraum zunächst zu bevorzugen, da man damit den überkommenen Raumeindruck in der Kirche nicht verändert hätte. Arbeiten im Dachraum waren aber wegen der hohen Schadstoffbelastung infolge einer 1973 durchgeführten Hausbockbekämpfung nur unter besonderen Schutzvorkehrungen möglich. Zudem sind die räumlichen Verhältnisse auf-

grund der komplexen Traufausbildung äußerst beengt, die Knotenpunkte sind schwer zugänglich. Eine Maßnahme hätte tiefgreifende und sehr aufwendige Veränderungen im Dachraum mit sich gebracht.

Der Einbau eines Subsidiärsystems, das deutlich im Kircheninnenraum in Erscheinung treten würde, war aus diesen Gründen einfacher und mit deutlich weniger Eingriffen in die Substanz zu



Detailausbildung eines der vier Knotenpunkte in den Kuppellecken (Foto: Peter Kiffinger)

realisieren. Weiterhin stellte dieses im Vergleich zu einer nicht sichtbaren Konstruktion, eine sehr ökonomische Lösung dar. Aus denkmalpflegerischer Sicht handelte es sich dabei allerdings um eine recht ungewöhnliche Maßnahme, die insofern eine Herausforderung für die Planer bedeutete. Innerhalb einer Machbarkeitsstudie wurden verschiedene Ausführungsvarianten für eine Abfangung der Lasten aus der Kuppel an den Kreuzungspunkten der Untergurte bzw. den Fußpunkten der Hängesäulen untersucht und visualisiert. Die letztlich realisierte Variante einer Unterspannung ergänzt besonders sinnfällig die bestehende Konstruktion, indem sie die vorhandenen Sprengwerke quasi „umkehrt“; zudem erwies sie sich als die statisch günstigste Lösung, da ausschließlich Vertikalkräfte in das Mauerwerk eingeleitet werden. Die Entlastung der Ober- bzw. Untergurte der hölzernen Sprengwerke erfolgt über eine Ertüchtigung der bisherigen Zugverbindungen an den Hängesäulen zur Aufnahme von Druckkräften.

Der Entwurf orientierte sich an der charakteristischen Erscheinung der Loretokirche als additives Gefüge mehrerer Bauphasen. Obgleich aufgrund ihrer formalen Unterschiede stets erkennbar, wurden die Elemente unterschiedlicher Zeitstellungen und Stilrichtungen bei jeder baulichen Veränderung wieder zu einer neuen gestalterischen Einheit verbunden. In diese bauhistorische Folge sollte sich auch die notwendige Instandsetzung der Kuppel einreihen. Die Maßnahme sollte gleichermaßen formal als statische Intervention im Sinne eines modernen Ingenieurbaus ablesbar sein, wie auch einen Erhalt des bestehenden Raumeindrucks trotz des bedeutenden Eingriffs gewährleisten. Mithin musste die Subsidiärkonstruktion an die nichttragende, als bloße Verkleidung unter die eigentliche historische Struktur gesetzte Kassettendecke angefügt und gestalterisch in die eher atektonische Neubarockfassung der Nachkriegszeit eingebunden werden.

Eine Freilegung der ehemals sichtbaren Tragkonstruktion des 19. Jahrhunderts hätte hier ein deutlicheres Nebeneinanderstellen von Bestand und Ergänzung – gleichsam Konstruktion an Konstruktion – ermöglichen können. Dies wurde daher als Variante im Ent-

wurf untersucht. Aufgrund der erheblichen Verformungen und zahlreicher Veränderungen und Schäden an den Oberflächen und Schmuckelementen der neugotischen Holzbalkendecke, die sich nach teilweisem Rückbau der späteren Verkleidungen zeigten, sowie der grundlegend veränderten Innenraumgestaltung erwies sich eine solche Lösung jedoch letztlich als nicht umsetzbar.

Anstelle einer harten Zäsur zwischen Alt und Neu wurde deshalb versucht, eine sensible Detailausbildung für einen schlüssigen Übergang zu finden. Hierzu wurden die Konstruktionsteile in den Deckenachsen mit einer teilweise, den Bestand weiterführenden Verkleidung versehen, deren Erscheinung an die Profile der Holzdecke angelehnt ist. Die Untersichten der Stahlträger blieben unbedeckt. Eine wesentliche Schwierigkeit war der große Abstand zwischen dem präzise horizontal zu montierenden Stahlbau und den historischen hölzernen Sprengwerken. Die Stahlelemente mussten mit erforderlichen Einbautoleranzen unter den tiefsten Punkt des stark verformten Bestandes gesetzt werden,

woraus beträchtliche Bauhöhen resultierten. Damit die Träger in ihrer Wirkung im Vergleich zur fein profilierten Kassettendecke dennoch nicht zu massiv gerieten, verjüngt sich die Verkleidung in Stufen in den Stegbereich der Stahlträger hinein; die entstehenden Schattenkanten nehmen die Maßstäblichkeit des Bestandes auf und unterstützen die Leichtigkeit des Gesamteindrucks. Durch das Sichtbarlassen des Untergurtes der HEA-Profile lässt sich die konstruktive Disposition und Materialität der Erächtigung ablesen.

Für die Kuppellecken wurden vier ungerichtete, kreuzförmige Knotenpunkte einschließlich der unterspannten Druckstäbe mit einer statisch wirksamen Bauhöhe von 1,7 m entwickelt. Sie wurden als Stahlformteile in einem Stück gefertigt und verbinden die insgesamt 12 Trägerabschnitte miteinander. Im Zusammenhang mit den im Knotenbereich konsolartig abgeschrägten Verkleidungen wirken die notwendigen Bauteilstöße mit den durch feine Schattenstriche hervorgehobenen Kopfplatten als gestalterisch-ornamentale Elemente.

Die differenzierten Farbfassungen tragen entscheidend zum Raumeindruck und zur Verdeutlichung des architektonischen Konzeptes bei. Anstelle eines üblichen Metallanstriches wurden alle sichtbaren Elemente der Stahlkonstruktion und die unteren Verkleidungsteile in Anlehnung an die Farbigkeit der Profilgesimse im Bestand mit einem warmen, rötlich gebrochenen Grauton versehen.

Im Ganzen nimmt sich die Maßnahme durch die sorgfältige Einbindung im Detail im Innenraum zurück. Gleichwohl wird durch die Konstruktion die seit dem Umbau der 1950er Jahre beeinträchtigte tektonische Wirkung der Kuppel wieder gestärkt und neu interpretiert. Dieser differenzierten Lesbarkeit gemäß, ist die Instandsetzung in denkmalpflegerischer Sicht auch durchaus nicht rein als konservatorische Maßnahme eines abgeschlossenen baulichen Zustands zu sehen, sondern vielmehr als Fortschreibung einer komplexen Veränderungsgeschichte.

Peter Kifinger und Jörg Rehm

Die Wiederherstellung der ehemaligen Synagoge in Fellheim

Am 25. Oktober 2015 konnte die ehemalige Synagoge in Fellheim (Lkr. Unterallgäu) nach über zweijährigen Rückbau-, Umbau- und Instandsetzungsarbeiten wieder eröffnet werden. Es handelt sich hierbei um die einzige Synagoge im Allgäu, die in ihrer historischen Bausubstanz erhalten geblieben ist. Das Gebäude soll, auch wenn in Fellheim heute keine jüdische Gemeinde mehr existiert, künftig wieder das kulturelle Zentrum des Ortes bilden und der Öffentlichkeit als Lern- und Veranstaltungsort zur Verfügung stehen.

Nachdem Fellheim im Dreißigjährigen Krieg von schwedischen und kaiserlichen Truppen vollkommen verwüstet worden war, erlaubte Freiherr Philipp Bernhard Reichlin von Meldegg im Jahre 1670 fünf jüdischen Familien, sich hier niederzulassen. Die Beweggründe des Ortsherrn hierfür waren allerdings alles andere als uneigennützig: Die fünf Familien sollten das weitgehend entvö-

kerte Dorf wieder mit Leben erfüllen, vor allem aber sollten sie mit hohen Mietzahlungen und dem jährlichen Entgelt für die Ausstellung eines Schutzbriefes dazu beitragen, dass sich die kriegsbedingt leere Kasse des Freiherrn schnell wieder erholte. Von Meldegg ließ für die fünf Familien südlich seines Schlosses und des bestehenden Dorfes – entlang der alten Handelsstraße von Memmingen nach Ulm – eigens neue Häuser errichten. Obwohl sich die als Händler und Wechsler tätigen Juden in den folgenden Jahrzehnten auch in Fellheim gelegentlich Willkür und Diskriminierung ausgesetzt sahen, wuchs die jüdische Bevölkerung bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts auf über 30 Familien an. Ihre Gottesdienste feierte die jüdische Gemeinde zunächst in einem Betsaal, der in einem Privathaus eingerichtet worden war. 1712 wollte Freiherr Johann Christoph Reichlin von Meldegg für seine jüdischen Untertanen dann eine Synagoge erbauen lassen. Der Augs-

burger Bischof verhinderte aber diesen Plan, da er eine weitere Zunahme der jüdischen Bevölkerung mit Sorge betrachtete und vor allem um die Einkünfte des auch für Fellheim zuständigen Pfarrers im benachbarten Pleß fürchtete. So entstanden die wichtigsten Einrichtungen für das religiöse Leben der jüdischen Gemeinde erst im ausgehenden 18. Jahrhundert: 1786 wurde mit Unterstützung des Ortsherrn eine Synagoge erbaut und 1794 ein jüdischer Friedhof sowie eine Mikwe (in einem separaten Gebäude auf dem Synagogengrundstück) angelegt. Mit dem Bau der Synagoge beauftragte die jüdische Gemeinde Maurermeister Thaddäus Rueff aus Gutenzell (Lkr. Biberach), mit ihrer Ausmalung Franz Joseph Mayle aus Erolzheim (Lkr. Biberach).

Darüber, wie die Synagoge des späten 18. Jahrhunderts innen und außen aussah, wissen wir kaum etwas, da 1859 – nicht zuletzt aufgrund erheblicher statischer Schäden – ein tiefgreifender



Fellheim, Memminger Str. 17, Synagoge. Ansicht von Südwesten, um 1910
(Foto: Förderkreis Synagoge Fellheim e. V.)

Umbau und eine Neugestaltung im neoromanischen bzw. maurisch-byzantinischen Stil erfolgte: Zunächst brach man die nördliche Längswand ab und führte sie neu auf, erneuerte den Treppenturm an der Südseite, die Frauenempore sowie die straßenseitige Vorhalle und ersetzte nach der Erhöhung der Außenmauern auch noch das bisherige Dachwerk durch ein neues. Die Dachkonstruktion wurde, noch ganz in der Tradition barocker Zimmermannskunst stehend, als

Kehlbalkendach mit doppelt liegendem Stuhl und mittigem Hängewerk konzipiert. Das Synagogenäußere dagegen gestaltete man dem Geschmack der Zeit entsprechend völlig neu. So versah man den Treppenturm und die Vorhalle mit Haubendächern, wählte für die Fenster und Portale orientalisierende Formen und gliederte den straßenseitigen Blendgiebel mit Lisenen und Rundbogenfriesen. Das Innere der Synagoge wurde zur Gänze vom Betsaal eingenommen,



Fellheim, ehem. Synagoge, Zustand vor Beginn der aktuellen Rückbau- und Instandsetzungsarbeiten
(Foto: Förderkreis Synagoge Fellheim e. V.)

der nach oben von einer reich bemalten Flachdecke über einem weit auskragenden Gesims abgeschlossen war. Der freistehende, längsrechteckige Saalbau mit Satteldach, wie er einem in Fellheim begegnet, fand als einfachster Synagogentypus vor allem in schwäbischen Gemeinden kleinerer und mittlerer Größe Verwendung. So beträgt denn auch die Grundfläche der Fellheimer Synagoge nur 10 auf 15 m. Trotzdem wirkte der Bau nach der Umgestaltung von 1859 – auch angesichts der bescheidenen profanen Bebauung der unmittelbaren Umgebung und angesichts des Fehlens einer Dorfkirche (eine solche wurde erst 1958/59 errichtet) – geradezu monumental.

Nachdem die jüdische Gemeinde im Jahr 1840 noch 539 Personen gezählt hatte, sank der Anteil der jüdischen Bevölkerung in den folgenden Jahrzehnten wegen Abwanderung rapide, sodass zu Beginn des 20. Jahrhunderts nur noch fünf jüdische Familien in Fellheim lebten. Im Sommer 1938 gelang sechs jüdischen Einwohnern noch die Auswanderung in die USA, die übrigen mussten die Reichspogromnacht (9./10. November 1938) miterleben, die in Fellheim mit der Schändung der Synagoge begann: Etwa 40 Männer, die auf Fahrrädern und mit drei Lastwagen aus dem benachbarten Boos angekommen waren, verschafften sich gewaltsam Zugang zur Synagoge und zerschlugen das Inventar mit Äxten und Hämmern. Die entwendeten Ritualien, darunter zehn alte Thorarollen, wurden verbrannt. Kurze Zeit später kamen SS-Angehörige aus Memmingen nach, die das Zerstörungswerk fortsetzten und den Friedhof schändeten sowie mehrere Privathäuser verwüsteten. Die Synagoge wurde allerdings nicht niedergebrannt, da sich die Mehrheit der christlichen Dorfbewohner dem widersetzte. Die anschließende Deportation der in Fellheim verbliebenen Juden konnten allerdings auch sie nicht verhindern. Nach den Novemberpogromen wurde die Synagoge von der Luftwaffe beschlagnahmt und als Lagerhalle für Flugzeugmotoren zweckentfremdet. An der Stelle der Thoranische brach man ein großes, zweiflügliges Tor in die Ostfassade ein.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde die Synagoge der jüdischen Vermögensverwaltung übergeben. Bemühungen der jüdischen



Fellheim, ehem. Synagoge, Ansicht von Südwesten nach Abschluss der Instandsetzungsarbeiten (Foto: Julia Schambeck, München)

Kultusgemeinde Memmingen um eine Instandsetzung der Fellheimer Synagoge blieben allerdings ohne Erfolg. 1950 wurde das Anwesen schließlich an Privatleute verkauft, die es zu Wohnzwecken umbauten: Das Gebäude wurde nachträglich unterkellert, Westvorhalle und Treppenturm wurden abgebrochen, die Fassaden purifiziert, die alten Fensteröffnungen vermauert, neue Fenster in die Außenwände eingebrochen und das Gebäudeinnere mit zwei Zwischendecken und Innenwänden in mehrere Wohneinheiten unterteilt. Äußerlich erinnerte von nun an – von der stattlichen Kubatur des Gebäudes und seiner Giebelständigkeit abgesehen – nur noch wenig an die ehemalige Fellheimer Synagoge. Und innen war der Charakter des einstigen Sakralbaus durch die Ein- und Umbauten sogar völlig verloren gegangen.

Wieder stärker ins öffentliche Blickfeld rückte die ehemalige Synagoge erst im Jahr 2001, als bei der Gemeinde ein Antrag zum Einbau einer Gaststätte in das historische Gebäude einging. Bürgermeister und Gemeinderat wollten dem weiteren Niedergang des Baudenkmals nicht mehr länger zusehen und lehnten den Bauantrag daher ab. Ein Jahr später

bildete sich im Zuge der Dorferneuerung ein Arbeitskreis „Geschichte, Brauchtum und Chronik“, der sich intensiv mit der jüdischen Vergangenheit des Ortes auseinandersetzte. So noch weiter für die Bedeutung des Gebäudes sensibilisiert, erwarb die Kommune im Jahr 2007 die ehemalige Synagoge mit dem Ziel, sie möglichst auf den ursprünglichen Zustand zurück- und zum „Haus der Kunst und Kultur“ umzubauen.

Bei ersten bauhistorischen und restauratorischen Voruntersuchungen, welche die Gemeinde 2010 an den Fassaden und in den Innenräumen durchführen ließ, stellte sich unter anderem heraus, dass sich die ursprüngliche Befensterung des Gebäudes problemlos würde wiederherstellen lassen. Lage und Größe der 1950 vermauerten Rundbogenfenster waren eindeutig nachzuweisen. Zudem konnten an der noch vom Ursprungsbau aus dem Jahre 1786 stammenden Ostwand die Reste klassizistischer Dekorationsmalereien nachgewiesen und gesichert werden. Der einstige Standort des Treppenturmes zur Frauenempore ließ sich über Bodenschürfen ermitteln. Auf der Grundlage dieser Untersuchungsergebnisse beauftragte die Gemeinde 2011

fünf Architekturbüros mit Plangutachten zur Wiederherstellung der ehemaligen Synagoge. Die mit Vertretern der Kommune, des „Förderkreises Synagoge Fellheim e. V.“ (gegründet 2010), des Landkreises, der Bezirksheimatpflege und des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) besetzte Jury kürte das Mindelheimer Architekturbüro Peter Kern einstimmig zum Sieger dieses Verfahrens.

Das von 2013 bis 2015 umgesetzte Konzept des Büros Kern sah vor, das Volumen und die Belichtungssituation des ursprünglichen Synagogenraumes durch den Rückbau der 1950 eingebauten Trennwände und Zwischendecken und das Öffnen der damals vermauerten Rundbogenfenster wieder herzustellen. Auf weitreichende Rekonstruktionsversuche wurde jedoch bewusst verzichtet. Die abgegangenen Bauteile – die Frauenempore samt zugehörigem südseitigen Außenaufgang, die Thoranische an der Ostfassade sowie die Vorhalle an der Westseite – entstanden als modern gestaltete Elemente und in modernen Materialien (Stahl, Betonfertigteile usw.) neu. Schäden am historischen Bestand, wie etwa verfaulte Sparrenfußpunkte, Deckenbalkenaufleger usw., wurden handwerklich repariert. Die für die künftige Nutzung notwendigen Nebenräume wie Garderobe, Toiletten, Teeküche, Lager usw. fanden im Kellergeschoss Platz.

Eine für das heutige Erscheinungsbild des Innenraumes wesentliche Konzeptänderung ergab sich erst nach Beginn der Rückbauarbeiten: Hatten die bisherigen Befunduntersuchungen vermuten lassen, dass 1950 die gesamte Putzdecke des ehemaligen Synagogenraumes erneuert worden war, stellte sich nun heraus, dass die historische Decke im Wesentlichen nur im Bereich von Wandanschlüssen und eines in den Dachraum führenden Treppenlaufs verloren gegangen war. Ansonsten hatte sich der von 1859 stammende Deckenputz unter Raufasertapeten und modernen Anstrichen einschließlich seiner reichen Bemalung aber großflächig erhalten. Die Verantwortlichen entschlossen sich daher, die für den heutigen Raumeindruck so wichtige, vorwiegend ornamentale Deckenbemalung freizulegen und zu restaurieren. Die erwähnten Fehlstellen im Deckenputz wurden



Fellheim, ehem. Synagoge, Innenraum nach Abschluss der Instandsetzung
(Foto: Förderkreis Synagoge Fellheim e. V.)

neutral, das heißt ohne Rekonstruktion der Malerei ergänzt. Zusammen mit den auch an den Wänden ablesbaren Spuren der wieder entfernten Trennwände und Decken bleibt so die Veränderungsgeschichte des Innenraumes erleb- und nachvollziehbar.

Für die gerade einmal 1200 Einwohner zählende Gemeinde Fellheim war die – lange durchaus kontrovers diskutierte – Instandsetzung der ehemaligen Synagoge nur möglich, weil sich hier die politisch Verantwortlichen (Gemeinderat, Bürgermeister, Landrat, Abgeordnete) und viele engagierte Bürgerinnen und Bürger (insbesondere der Förderkreis Synagoge Fellheim e. V.) sowie die verschiedenen Zuschussgeber (Landkreis, Bezirk, Amt für Ländliche Entwicklung, BLfD, Bayerische Landesstiftung u. a.) in einem ganz und gar überdurchschnittlichen Maße engagierten.

Michael Habres

Literatur

Hans-Christoph Dittscheid/Wolfgang Kraus/Gury Schneider Ludorff (Hrsg.): *Mehr als Steine... – Synagogen-Gedenkbuch Bayern, Lindenberg im Allgäu 2007*, S. 431–439

Denkmaleigenschaft gerichtlich bestätigt: Das Ingolstädter Körnerrieselmagazin

Das sogenannte Körnermagazin wurde im Jahr 2010 mit folgendem Text in die Denkmalliste eingetragen: „Sog. Körnermagazin (Esplanade 7), langgestreckter viergeschossiger Flachsatteldachbau mit giebelseitig vorgesetzten Treppenhäusern, vierschiffiger Eisenbeton-Skelettbau mit einheitlichem Stützenraster und kreuzweise bewehrten Decken, von der Militärbauperwaltung als Getreidelager 1907/08 erbaut, 1949 ff. während der Nutzungsphase durch die Auto-Union als Montage- und Verwaltungsgebäude adaptiert, dabei ursprüngliche Befensterung an den Längsseiten durch Fensterbänder ersetzt.“ Nach einem fünfjährigen Rechtsstreit wegen des Abbruchwunsches des Eigentümers wurde die Denkmaleigenschaft des Körnerrieselmagazins im Jahrhundertssommer 2015 nach schweißtreibenden Orts- und

Verhandlungsterminen vom Bayerischen Verwaltungsgerichtshof bestätigt. Dieser Erfolg soll mit dem folgenden Artikel, der gemeinsam vom Referat Z I / Denkmalliste und dem beratenden Ingenieurbüro Barthel & Maus geschrieben wurde, gewürdigt und der Öffentlichkeit bekannt gegeben werden.

Doch nun zum Objekt. Die Stadtgeschichte und damit das Erscheinungsbild Ingolstadts wurden seit Jahrhunderten durch Festungsbauwerke geprägt, insbesondere seit Erhebung zur Landesfestung durch Ludwig I. Neben dem Festungsgürtel sind viele Einzelbauwerke der ehemaligen Militärgeschichte im Stadtbild Ingolstadts präsent, die als Einzelbaudenkmäler oder als Ensemble in die Denkmalliste eingetragen sind. Zusätzlich zu den reinen Verteidigungsbauten wurden von den Militärbehör-

den auch zahlreiche Versorgungs- und Wohnbauten errichtet, zu denen das Körnerrieselmagazin zählt. Zwischen der mittelalterlichen Stadtmauer und dem vorgelagerten, im Rahmen der Landesfestung errichteten Kavalier Heydeck liegt das Magazin (Esplanade 7), das zu einer Gruppe ehemaliger militärischer Lagergebäude gehört.

Das ehemalige Körnerrieselmagazin zeigt sich durch seine Konstruktion als innovativer Bau. Das Gebäude ist aus militär- und stadtgeschichtlicher, aber vor allem aus bautechnikgeschichtlicher Sicht von besonderer Bedeutung.

Das Körnerrieselmagazin

Die königliche Militärbauperwaltung ließ das Körnerrieselmagazin 1906 bis 1908 als Typ des modernen Rieselmagazins errichten, wobei die „Rieseleinrich-



Ingolstadt, Körnerrieselmagazin, Lageplan (Karte: Bayerischer Denkmal-Atlas)

„heute nicht mehr vorhanden ist. In den bis dahin üblichen Magazinen wurde das Korn früher manuell, später mit Aufzügen (Elevatoren) auf die einzelnen Holzböden transportiert, dort verteilt. Um die Körner trocken zu halten und Schädlingsbefall sowie Verderb vorzubeugen, musste das Getreide dreimal pro Jahr umgeschaufelt werden. Rieselsysteme waren seit Anfang des Jahrhunderts

(z. B. seit 1903 in Berlin) im Einsatz und hatten sich bewährt. Die Körner wurden mit Elevatoren auf das oberste Geschoss transportiert und dort gereinigt. Durch viele Riesellöcher konnte das Getreide in das darunter liegende Geschoss fallen. Oberbayerische Vergleichsbeispiele für den Typus des Rieselmagazins sind leider nicht mehr existent: das Getreidemagazin der Kaserne am Oberwiesenfeld in

München von 1903 wurde 1969 abgebrochen, das Getreidelager in Fröttmaning aus dem Jahr 1905 musste 2003 dem Bau der Allianz-Arena weichen.

Bauweise

Die Militärbauverwaltung entschied sich für die damals moderne und bombensichere Eisenbetonbauweise, die sich deutlich auch schon am Außenbau ablesen lässt: das gleichmäßige Stützenraster des Eisenbeton-Skelettbaus hebt sich in vertikalen und horizontalen Streifen hervor, die Ziegelausfachungen treten dahinter zurück. Der Bau ist vierschiffig mit vierzehn Jochen, das Stützenraster ist mit 4,05 m regelmäßig. Auch im Inneren hat sich das Stützensystem anschaulich erhalten. Das hierbei zur Anwendung gebrachte Hennebique-System von François Hennebique (1842–1912) aus dem Jahr 1904 stellt eine Erweiterung seines 1892 patentierten Deckensystems dar, weil biegesteife Rahmenecken ausgebildet wurden. Das System Hennebique bildete ein nach dem Vorbild von Holz- oder Stahlkonstruktionen aus Stützen, Balken und Deckenplatten zusammengesetztes monolithisches Tragsystem aus Stahlbeton. Der Anschluss von Balken an Stützen erfolgte mit „Vouten“, dreiecks-



Ingolstadt, Körnerrieselmagazin, Außenaufnahme vor 1911 (aus: Knut Stegmann: Das Bauunternehmen Dyckerhoff & Widmann, Tübingen/Berlin 2014)



Ingolstadt, ehem. Körnerrieselmagazin, Treppenhaus (Foto: BLfD, Viktoria Lukas-Krohm)

förmigen Verstärkungen der Balken in Nähe der Auflager. Die Decken liegen auf quadratischen Stützen auf. Im vollständig erhaltenen Dachgeschoss wurde wegen der geringeren erforderlichen Traglasten typischer Weise ein hölzernes Stützensystem verwendet.

Im bayernweiten Vergleich lässt sich feststellen, dass die Verwendung dieses Eisenbetonskelettbaus eine Pionierleistung darstellt. Bereits vier Jahre nach der Veröffentlichung durch Hennebique wurde in Ingolstadt das Körnerrieselmagazin nach diesem System errichtet. Es ist in technisch-konstruktiver Hinsicht innovativ und besitzt als eines der wenigen erhaltenen Gebäude dieser Art in Bayern Seltenheitswert. Die Ausfachungen und Fensteröffnungen im östlichen Treppenhaus sind bauzeitlich und ohne Veränderungen erhalten.

Veränderungen durch die Auto-Union

Das Körnerrieselmagazin – und weitere Gebäude – wurden nach 1945 bis circa 1958 durch die Auto Union GmbH genutzt, die dort ihr Zweigwerk in Ingolstadt ansiedelte und mit der ersten DKW-Fahrzeugproduktion einen wichtigen wirtschaftlichen Impuls für den Neubeginn nach dem Krieg gab. Die äußeren Veränderungen des Gebäudes durch die Auto-Union sind nicht gravierend. Die beispielsweise 1949 durchgeführte Änderung der Befensterung durch querliegende Fensterbänder hat als Zeugnis des ersten Produktionsstandortes der Auto

Union in Ingolstadt wiederum eine eigene industriegeschichtliche Aussage.

Ein Skelettbau aus Sichtbeton der ersten Stunde

Geht man im östlichen Stadtkern Ingolstadts von der Technischen Hochschule über die Esplanade in Richtung Lechner Museum liegt rechter Hand ein heruntergekommenes Industriegelände. Zerbrochene Fensterscheiben und Graffiti lassen wohl selbst die wenigsten Fachleute erahnen, dass es sich bei dem dortigen Gebäude um ein Zeugnis der Bautechnikgeschichte des frühen 20. Jahrhunderts handelt. 2010 wurde ein Abbruchartrag für das sogenannte „ehemalige Körnerrieselmagazin“ abgelehnt. Inzwischen ist es gelungen eine dauerhafte Unterschutzstellung zu erwirken. Nun gilt es, die – im historischen Kontext innovative – Eisenbetonstruktur mit entsprechenden Maßnahmen zu bewahren und die gesamte Anlage einer geeigneten Nutzung zuzuführen.

Baubeschreibung

Das ehemalige Körnerrieselmagazin steht auf einem seinerzeit militärisch genutzten Gelände an der Esplanade, unweit der historischen Stadtmauer am Unteren Graben. Parallel zum Körnerrieselmagazin steht die sogenannte Remise, ebenfalls militärischen Ursprungs, die um 1949 durch eine einstöckige Überdachung mit dem Magazin verbunden wurde.

Das viergeschossige Körnerrieselmagazin wurde 1907/08 durch das Bauun-

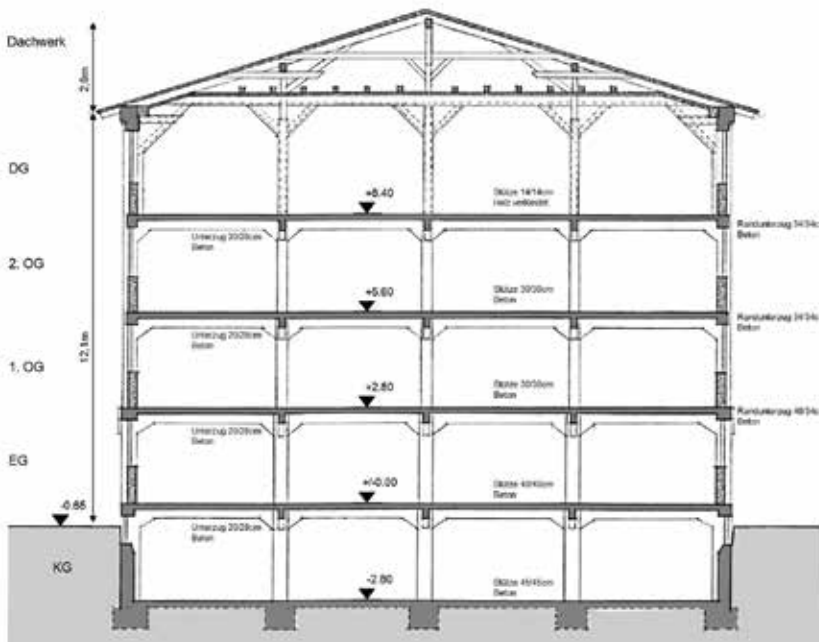
ternehmen Dyckerhoff und Widmann errichtet. Das Gebäude misst etwa 59 m in der Länge und 17,5 m in der Breite. Es besitzt eine Firsthöhe von 15 m über Gelände und ist voll unterkellert. Der Mittelteil ist in 5 Längs- und 15 Querachsen unterteilt. Der Achsabstand beträgt in beiden Richtungen gut 4 m.

Die Tragstruktur des Gebäudes besteht aus einer Skelettkonstruktion, die durchgehend aus bewehrtem Beton hergestellt wurde. Das Bauwerk wird von zwei vertikal durchgehenden Baufugen gedrittelt. Sämtliche Bauteile – Stützen, Unterzüge und Decken – sind im Bereich der Fugen geteilt.

Der südöstlichen Fassade ist ein eingezogener Giebel vorgesetzt. Darin befindet sich u. a. der ursprünglich einzige Treppenraum. Das flach geneigte Satteldach mit bauzeitlichem Holztragwerk zieht sich komplett über das Gebäude. Im Nordwesten bestehen Anbauten aus der Zeit um 1950 mit einem weiteren Treppenraum, Sanitärräumen und einem Aufzugschacht. Die Geschosshöhe beträgt durchgängig 2,8 m. Im Dachgeschoss ist die Binnenkonstruktion aus Holzständern hergestellt, die das Stützenraster der Eisenbetonkonstruktion aufnehmen und konstruktiv mit dem hölzernen Dachwerk in Verbindung stehen. Die Fassadenkonstruktion ist Teil des Eisenbetonskeletts und endet unterhalb der Traufe, krägt also im Trauf- und Giebelbereich über die Geschosssdecke des 2. Obergeschosses aus. In der Mitte des Gebäudes wurde südwestseitig um



Ingolstadt, ehem. Körnermagazin, Süd-Ost-Ansicht (Baufaufnahme: Barthel & Maus, 2015)



Ingolstadt, ehem. Körnerrieselmagazin, Querschnitt mit Eintragungen
(Zeichnung: Barthel & Maus, 2015)

1989 ein weiterer Treppenraum eingebaut. Zu diesem Zweck wurden Teile der Deckensegmente ausgeschnitten. Es bestehen weiterhin Ausmauerungen aus der jüngeren Zeit, um Räume abzutrennen. An der südwestlichen Fassade wurde außen ein überdach-

tes Anlieferungspodest angebaut. Bis auf wenige verbliebene bauzeitliche Fensteröffnungen im Bereich des südöstlichen Giebels wurden die meisten Gefachfüllungen um 1950 erneuert. Dabei wurden Fensterbänder über einer etwa 1 m hohen Brüstung eingefügt, die

seitlich und oben direkt an das Eisenbetonskelett anschließen. Das Eisenbetonskelett selbst zeigt an den Fassaden eine zumeist zugesetzte, aber ablesbare Gliederung von Kanneluren, Kapitellen und Gesimsen. Der Beton wurde im Außenbereich überwiegend ungefasst, also ohne Beschichtung ausgeführt und als Sichtbeton konzipiert. Es wurde ein erheblicher Aufwand bei der Schalentechnik angewendet. Die Brettstruktur der Schalung lässt sich noch heute klar ablesen. Die Gliederungen wurden bereits in die Schalung eingesetzt, um die gewünschte Oberflächenstruktur zu erhalten. Die vor Ort festgestellte Betondeckung im Außenbereich von bis zu 40 mm lässt weiterhin darauf schließen, dass auf die Applizierung eines Vorsetzbetons verzichtet wurde. Ebenso wurden die Oberflächen nicht steinmetzmäßig nachbearbeitet, was zur damaligen Zeit gängige Praxis war. Die Ausführung ist dennoch äußerst ambitioniert. Der Sichtbeton wirkt unmittelbar nach außen, doch die Gesamterscheinung stand in der Tradition einer klassizistischen Bauweise.

Eisenbetonkonstruktion

Befundöffnungen zeigten, dass für die Bewehrung des Eisenbetons ausschließlich glatte, ungerippte Eisenstäbe mit Durchmessern von 10 bzw. 20 mm zur Anwendung kamen. Die Stützen haben im 2. Obergeschoss vier, die der weiteren Geschosse jeweils acht Bewehrungsstäbe mit einem Durchmesser von 20 mm; die Betondeckung beträgt etwa 30 bis 40 mm. Die Unterzüge des Erdgeschosses weisen fünf bis sechs Stäbe mit einem Durchmesser von jeweils 20 mm an der Unterseite auf, die teilweise in den Vouten nach unten in die Stützen eingebogen wurden. Bei den Unterzügen liegt eine Betondeckung von 20 bis 25 mm vor. Die Decken weisen in der unteren Bewehrungslage Längs- und Querstäbe auf, welche einen Durchmesser von 10 mm haben. Jeder zweite Stab wurde im Bereich der Unterzüge nach oben verkröpft und wirkt dort als Stützbewehrung.

Stütze, Unterzug und Decke wurden im Verbund bewehrt und betoniert – also im wahrsten Sinne des Wortes in einem Guss, was sich anhand der Schalungsabdrücke eindeutig nachweisen lässt. Insbesondere die Verlegung der Eisenstäbe war für die damalige Zeit



Ingolstadt, ehem. Körnerrieselmagazin, Südostfassade (Foto: BLfD)

äußerst fortschrittlich. An Binnenknoten kreuzen sich vier (an Randknoten drei) Unterzüge und zwei Stützen – alle sechs (fünf) Bauteile müssen über- bzw. ineinandergreifend bewehrt werden. Die Vouten schaffen dafür den notwendigen geometrischen Freiraum und sind darüber hinaus statisch sinnvoll angeordnet, da hier die größten Biegebelastungen zu erwarten sind. Und zwar sowohl bei der Abtragung der vertikalen Gewichts- (Konstruktion, Ausbau, Nutzung) als auch für Horizontallasten (Wind). Im Gegensatz zu vielen zeitgenössischen Bauwerken wurde keine priorisierte Tragrichtung vorgesehen. Unterzüge in Längs- und Querrichtung sind im Verbund mit den Decken als sogenannte Plattenbalken gleichwertig an der Lastabtragung beteiligt. Gleiches



Ingolstadt, ehem. Körnerrieselmagazin, 2. Obergeschoss (Foto: Barthel & Maus, Jörg Rehm)



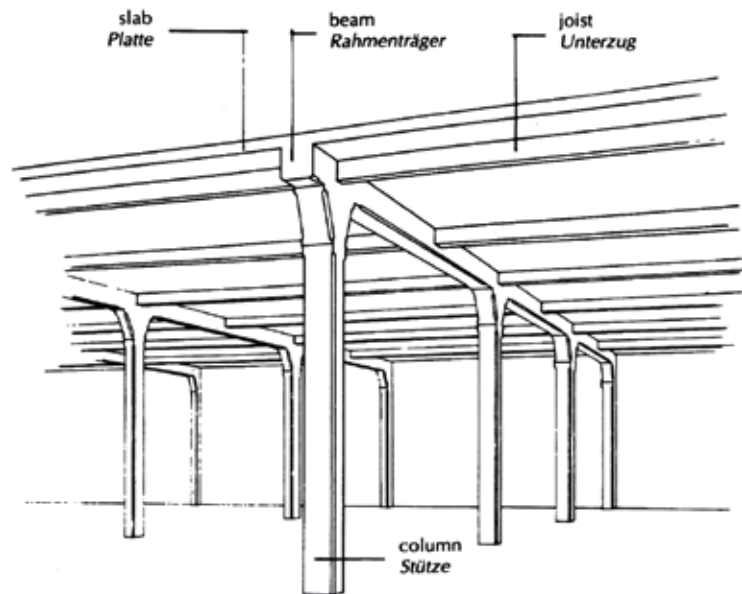
Ornament an einer Stütze
(Foto: Barthel & Maus, Jörg Rehm)

gilt für die voll eingespannten Stützen. Es handelt sich also um ein biaxiales, voll eingespanntes Rahmentragwerk. Die Deckensegmente sind, wie beschrieben, durch ihren Verbund mit den Unterzügen an der globalen Lastabtragung beteiligt. Für sich gesehen, können sie als vierseitig eingespannte Platte beschrieben werden.

Die ausgeführte Bauweise geht wie gesagt auf Hennebique zurück. Die wirtschaftlich günstige Auflösung einer massiven Decke in schlanke Balken und filigrane Platten sowie die Ausführung einer „Verbundbewehrung“ zwischen diesen beiden Bauteilen und den angrenzenden Stützen wurde beim Körnerrieselmagazin planmäßig ange-

wendet. Im deutschsprachigen Raum haben in der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts verschiedene Baufirmen als Patentnehmer von Hennebique Eisenbetonbauwerke errichtet. Ein Zusammenhang zwischen der Ausführung des Körnerrieselmagazins und dem von ihm formulierten Konstruktionsystem ist neben der zeitlichen Nähe auch durch die Tatsache indiziert, dass die Detaillösungen recht genau den Vorgaben Hennebiques entsprechen. Zugleich ist aber hinsichtlich der Art der verwendeten Eisenbewehrung so-

wie der Bewehrungsführung festzustellen, dass teilweise von seinen Vorgaben abgewichen wurde. Hennebique sieht für die Bügelbewehrungen Flacheisen vor. Solche sind beim Körnerrieselmagazin nicht verbaut. Vielmehr kamen ausschließlich Rundstäbe zur Ausführung. Dies entspricht der bautechnischen Entwicklung in Deutschland ab 1904, nachdem die erste einschlägige Norm („Vorläufige Leitsätze für die Vorbereitung, Ausführung und Prüfung von Eisenbetonbauten“) in Preußen eingeführt wurde. Ferner wurde auf die



Schematische Darstellung eines Hennebique-Rahmentragwerk, 1904
(aus: Beton-Atlas, München-Düsseldorf 1995)

weitere Untergliederung in Haupt- und Nebenträger verzichtet, was vermutlich einen noch rationelleren Bauablauf ermöglichte und der Vorgabe der Riesel-funktion entsprach.

Zustand des Eisenbetons und des Gebäudes

Nach längerem Leerstand ist das Gebäude mittlerweile in einem vernachlässigten Zustand. Die meisten Fensterverglasungen sind zerbrochen, der Putz bröckelt ab und die Dachentwässerung funktioniert bereichsweise nicht mehr. Bei der Herstellung des Gebäudes – insbesondere seiner Tragstruktur – wurde sorgfältig gearbeitet. Das Vorsehen von Fugen ist für die Bauzeit ungewöhnlich fortschrittlich und gibt Hinweis auf eine nachhaltige Planung. Die Bewehrung wurde grundsätzlich entsprechend noch heute gültiger Prinzipien eingebaut und somit qualitativ richtig angeordnet. Das Gebäude zeigt nach derzeitigem Kenntnisstand keine Schäden infolge einer statischen Überlastung.

Dennoch ist eine Tragstruktur aus Eisen- bzw. Stahlbeton ohne weiteres Zutun nicht für die Ewigkeit bestimmt: Durch den natürlichen Alterungsprozess von Beton gewinnt dieser zwar an Festigkeit, verliert aber, ausgehend von der Oberfläche, sukzessive seine basischen (alkalischen) Eigenschaften. Diesen Prozess der allmählichen „Versteinerung“ des Betons respektive seiner Zementmatrix nennt man Carbonatisierung. Sind

nun die Bewehrungsseisen (heute: der Bewehrungsstahl) nicht mehr von einem basischen Milieu umgeben, besteht bei eindringender Feuchte die Gefahr von Korrosion. Dieses Phänomen stellt mit Blick auf die Dauerhaftigkeit insbesondere für ältere Bauwerke ein gewisses Risiko dar, da die Bewehrung oft nahe an der Bauteiloberfläche verlegt wurde. Der Korrosionsprozess des Eisens geht mit einer Volumenvergrößerung desselben einher, wodurch ein stetig wachsender Druck auf den Beton ausgeübt wird. Übersteigt diese Belastung den Widerstand des Betons entstehen Risse oder Abplatzungen. Da meistens Zug- bzw. Querzugspannungen im Beton hervorgerufen werden, ist dieser Effekt besonders ungünstig, da Beton eine sehr geringe Zugfestigkeit besitzt.

Im Fall des Körnerrieselmagazins beträgt die Carbonatisierungstiefe etwa 30 bis 40 mm. Vereinzelt anzutreffende bauzeitliche Betonierfehler, sogenannte Kiesnester, begünstigen durch ihre Porosität sowohl den Fortschritt der Carbonatisierung als auch das Eindringen von Feuchtigkeit. Eine dauerhafte Bewitterung der Sichtbetonbauteile an den Fassaden stellt daher ein Risiko für den Fortbestand des Bauwerks dar. Im Außenbereich ist es bereits zu einzelnen Korrosionsschäden (Bewehrungskorrosion, Risse, Abplatzungen) gekommen. Unterhalb der Traufe befinden sich Wasserfahnen, die auf eine längerfristige Durchfeuchtung dieser Bereiche hinweisen.

Ausblick

Es bleibt zu hoffen, dass nach der jetzt als endgültig anzusehenden Unterschutzstellung des Bauwerks die erforderlichen Instandhaltungsmaßnahmen eingeleitet und für die Zukunft ein Nutzungskonzept gefunden werden kann. Eine ge-regelte Nutzung wird eine dauerhafte Minimierung der relativen Luftfeuchtigkeit im Innenbereich sicherstellen und die Bauteile aus bewehrtem Beton vor Schäden schützen.

Für alle außenberührten Betonbauteile müssen im Zuge noch näher zu konzipierender Instandhaltungsmaßnahmen ein langfristiger Schutz der Bewehrungen vor Korrosion gefunden werden. Es sind geeignete, vorab auf ihre Wirksamkeit hin zu prüfende Systeme anzuwenden, die das Eindringen von Feuchtigkeit verhindern oder eine Realkalisierung des Betons sicherstellen.

Viktoria Lukas-Krohm, Jörg Rehm
und Joram Tutsch

Literatur

Wieland Ramm: *Über die Anfänge des Eisenbetonbaus in Deutschland und die Pioniere der ersten Jahre*, in: *Bautechnik – Beton- und Stahlbetonbau* 107 (2012) Heft 5, S. 235–236

Knut Stegmann: *Das Bauunternehmen Dyckerhoff & Widmann – Zu den Anfängen des Betonbaus in Deutschland 1865–1918*, Berlin 2014

Max Pommer: *Ausführungen in Hennebiques Bauweise*, in: *Zentralblatt der Bauverwaltung* 20 (1900) Nr. 39, S. 237–239

Der Passionszyklus im Kreuzgang der Altöttinger Stiftspfarrkirche St. Philippus und Jakobus

Zum Leidensweg und der Er(haltungs)lösung seltener Transparent-Gemälde

Altötting ist reich gesegnet mit sakraler Kunst von hohem Rang. Am bedeutendsten Wallfahrtsort Altbayerns erlangt das Mysterium des Glaubens im liturgischen Jahresverlauf und über alle Kunstgattungen hinweg von jeher starke bildhafte Präsenz. Im Kreuzgang der Stiftspfarrkirche St. Phillipus und Jakobus hat sich ein bislang wenig beachteter Gemäldebestand mit Darstellungen der Leiden Christi erhalten, welcher aufgrund seiner besonderen Malweise und

der damit ausgehenden Bildwirkung von großer Seltenheit ist.

Zur Situation Altöttings um 1900 und Provenienz des Passionszyklus

Mit der für Bayern im Jahr 1897 vergleichsweise späten Anbindung Altöttings an das Bahnnetz erhielt auch das Wallfahrtswesen eine neue Dimension, die einen dringenden Bedarf nach einer zusätzlichen großen Pilgerkirche auslös-

te. Auch das berühmte Panorama mit dem großen Diorama und dem illusionistischen Rundblick vom Berge Golgatha entstand 1903 unmittelbar darauf. Der Bau der unter der Schirmherrschaft des Wittelsbacher Königshauses stehenden päpstlichen Wallfahrtsbasilika St. Anna wurde nach kontroversen Standortdiskussionen 1910 begonnen. Durch eine Kapazität für über 5600 Kirchenbesucher gilt sie als größter und zugleich spätester Sakralbau des Historismus im



Altötting, Kapellplatz mit zentraler Gnadenkapelle und rechterhand gelegener Stiftspfarrkirche St. Philippus und Jakobus (Foto: BLfD, Paul Huber)

deutschsprachigen Raum. Während das Bauwerk bereits nach äußerst knapper Bauzeit von zwei Jahren 1912 geweiht werden konnte, fiel die künstlerische Ausgestaltung in die dramatischen Folgejahre des Ersten Weltkrieges und

kam erst 1918 zum ersehnten Abschluss. Daran beteiligt waren eine Reihe namhafter aber auch wenig bekannter Maler aus den Meisterklassen der Münchner und der Wiener Kunstakademie. So stehen die allesamt unsignierten und

offenkundig von mehreren Künstlern angefertigten Transparent-Gemälde des Passionszyklus im Kreuzgang der Stiftspfarrkirche offensichtlich nicht nur in zeitlichem Zusammenhang zur Ausstattung der Wallfahrtsbasilika St. Anna.

Erste Nachforschungen des im Jahre 2013 kurz darauf verstorbenen Mitarbeiters Dr. Georg Paula des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) zur künstlerischen Provenienz der Bilder wiesen auf Joseph Führich (1800–76) als Urheber der Szenenvorlagen hin. Führich war Akademieprofessor in Prag, Rom und Wien und galt in den Ländern der Habsburger Monarchie als bedeutender Vertreter für sakrale Malerei. So malte er 1834 etwa einen Kreuzweg für den Laurenzisberg in Prag, der ab 1836 als Kupferstich weite Verbreitung fand und häufig kopiert wurde. Auch für den um 1845 von ihm im Nazarener Stil geschaffenen Kreuzweg der Othmarkirche in Wien haben sich die Entwurfskartons erhalten, die offensichtlich als Grundlage für die Szenen des Altöttinger Passionszyklus herangezogen wurden.



Blick in den Kreuzgang der Stiftspfarrkirche (Foto: BLfD, Simon Mindermann, 2014)

Der bereits im 13. Jahrhundert unmittelbar an die südliche Längswand der Stiftspfarrkirche angefügte Kreuzgang erfuhr im Laufe der darauf folgenden Jahrhunderte durch Anbau mehrerer Kapellen und Ausmalungen der Kreuzrippengewölbe prägende Veränderungen. Auch die zum Innenhof ausgerichteten Fensteröffnungen wurden noch 1898 aufgeweitet, mit den heutigen neugotischen Maßwerken versehen und farblos verglast. In einem Schreiben der Pfarrei vom 30. März 1917 heißt es dazu: „Wünschenswert erscheint es auch, für die herkömmliche Beleuchtung des Kreuzganges in der Charwoche, wozu in der Folge noch Allerseelen kommen könnte, eine künstlerisch und praktisch besser befriedigende Lösung der Beleuchtung anzustreben.“ Offensichtlich störte man sich durch die vergrößerten und transparent verglasten Maßwerköffnungen also gerade vor dem Fest der Auferstehung Christi und jenem der Allerseelen an einer zu hellen Lichtsituation im Kreuzgang. Wenngleich bislang keine eindeutigen archivalischen Belege da-

zu gefunden werden konnten, so ist der überlieferte Wunsch der Pfarrei ein Hinweis darauf, dass die Gemälde ab 1917 und möglicherweise im Zusammenhang mit den abschließenden Arbeiten in der Wallfahrtsbasilika St. Anna entstanden sein könnten.

Technologie der Passionsbilder, Untersuchung und Konzept für die Konservierung

Die alljährlich während der Karwoche in die Fenster des Kreuzganges eingestellten Passionsbilder sind ein einzigartiges Zeugnis für die heute weitgehend verlorengegangene Kunstgattung der Transparent-Gemälde. Sie erzeugen eine mystische Verdunkelung des Kreuzganges, der auf das Hl. Grab in der Sebastians-Kapelle hinführt. Die fünfzehn ca. 190 × 240 cm großen und vier kleineren Bilder benötigen eine im Hintergrund liegende Lichtquelle, um ihre Wirkung zu entfalten. Dabei entsteht, unterstrichen durch die schwarze Konturierung der Darstellungen, der Eindruck von Glasmalerei. So sind die neunzehn Gemälde

des Passionszyklus in ihrer Vollständigkeit und in ihrer Wirkung mangels erhaltener bzw. bekannter Vergleichsbeispiele derzeit einmalig.

Transparent-Gemälde, auch Diaphane genannt, erfreuten sich, Werbeinseraten von Kunststeliern folgernd, im 19. Jahrhundert großer Beliebtheit. Sie dienten z. B. als spektakuläre Bildelemente bei der Inszenierung großer Feierlichkeiten, oder als Teil der Bühnendekoration wie z. B. bei Heiligen Gräbern oder schlicht der Unterhaltung und Belehrung in Guckkästen. Zu den wenig erhaltenen Beispielen zählen die zum Hl. Grab gehörenden Gemälde in der Klosterkirche Beyharting, Lkr. Rosenheim. Der größte Teil dieser Kunstwerke ging vermutlich wegen ihrer hohen Empfindlichkeit verloren. Sogar international bekannte Künstler wie Thomas Gainsborough oder Caspar David Friedrich widmeten sich der speziellen Malweise und Bildwirkung und entwickelten besondere Techniken. Diese bestanden darin, durch möglichst dünnen Farbauftrag und mit Hilfe einer dahinter liegenden Lichtquelle in ab-



Kartonvorlage 1843/44 von Joseph Führich für den Kreuzweg in der Othmarkirche in Altlerchenfeld, Wien (aus: Klaus A. Schröder: Joseph Führich, Wien 2005)



Station XI „Jesus fällt zum dritten Mal unter dem Kreuz“ (Foto: BLfD, Simon Mindermann)

gedunkelten Räumen eine illusionistische Wirkung zu erzielen. Neben z.T. großformatigen Transparent-Gemälden entstanden auch kleinere Formate auf Papier, die, auf Holzrahmen geklebt, in kastenartigen Vorkehrungen, den sogenannten Guckkästen Verwendung fanden.

Recherchen von Simon Mindermann und Elgin van Treck-Vaassen lieferten lohnende Hinweise, wonach die serielle Fertigung von Transparent-Gemälden im 19. Jahrhundert ein eigenständiges Kunsthandwerk war. Auch Münchner Firmen boten in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in zahlreichen Zeitungsannoncen beispielsweise kostengünstige Kirchenrollen an. Eine solche „günstige“ Lösung zur Verdunkelung des Kreuzganges könnte möglicherweise eine Erklärung für die Nichterwähnung in den bislang zugänglichen Akten bieten.

Über Einzelheiten zur Auftragstechnik bei Transparent-Gemälden ist wenig bekannt. Dies war der Anlass, die Station II. des Passionszyklus „Christus nimmt das Kreuz auf seine Schultern“ in die Restaurierungswerkstätten des BLfD zu übernehmen. Hier wurden nach der Untersuchung zur Technologie

Detailfragen der Konservierung und Restaurierung von repräsentativen Schänden und Veränderungen geklärt sowie unter Beteiligung des Kunstreferenten der Diözese Passau, Herrn Alois Brunner, ein Konzept erstellt.

Die Altöttinger Passionsbilder haben am oberen Rand einen bogenförmigen Abschluss und könnten ursprünglich in die Fensteröffnungen des Kreuzganges eingepasst gewesen sein. In Folge eines neuen Putzauftrages stehen die Bilder heute nicht mehr passgenau in den Fensterlaibungen und zeigen deutliche Spuren einer vorgenommenen Formatveränderung. Etwa 10 cm des Bildformates sind umlaufend nach hinten umgeschlagen. Dieser Umschlag ist schwarz bemalt. Daraus lässt sich folgern, dass die Bilder ursprünglich um etwa 20 cm breiter und höher waren und demzufolge wahrscheinlich ursprünglich vor den Fensterlaibungen wie (die oben erwähnten) Rollos aufgehängt wurden. Die Bilder sind auf sehr dünnes, leichtes und weiches Baumwollgewebe – der Tüchleinmalerei vergleichbar – gemalt. Ein Hinweis, wonach die Gemälde gerollt wurden, findet sich indessen nicht. Bei

Station II wurden zwei horizontal mit Nähmaschine zusammengenähte Bahnen verwendet. Das Gewebe ist an den Kanten mehrmals umgeschlagen und rückseitig am nicht mehr original erhaltenen Spannrahmen befestigt. Auf das Gewebe wurde eine dünne Vorleimung aufgelegt, die verhinderte, dass die Farben vom Gewebe aufgesogen wurden und verliefen. In manchen Partien legte man die Komposition auf der Vorleimung mit rötlichem Stift oder Pinsel als Vorzeichnung an. Der anschließende Farbauftrag, vermutlich in magerer Tempera- oder Leimtechnik, erfolgte mehr lasierend als deckend. Durch den variierenden, dünn- oder dickflüssigen Farbauftrag war der Grad der Transparenz zu steuern, was sicher eine besondere Herausforderung im Malprozess bedeutete. Zur Steigerung der Transparenz findet sich in den Quellen auch der Hinweis auf die Verwendung von Öl oder Firnis, sowie zur Verdichtung der Farbwirkung rückseitig partiell eine Bleiweißschicht aufzubringen. Beides konnte bei den Altöttinger Bildern nicht festgestellt werden, jedoch führte die Vorleimung dazu, dass die



Station II „Christus nimmt das Kreuz auf seine Schultern“, links im Auflicht, rechts im Durchlicht (Fotos: BLfD, Simon Mindermann, 2014)



Station II, Detail des Umhangs, links im Auflicht, bläulich wirkend, rechts im Durchlicht deutlich grün (Fotos: BLfD, Simon Mindermann, 2014)

Farben im Durchlicht ihre eigentliche Farbwirkung entwickelten. Interessant daran ist, dass die im Auflicht dichten, opak und teils hell erscheinenden mehrlagig aufgetragenen Farbflächen im Durchlicht zu satten, teils dunkel modellierten Faltenflächen werden.

Bei Betrachtung der grauen und schwarzen Konturen sowie der Schraffuren im Durchlicht wird immer wieder die Nähe zur Glasmalerei deutlich. Während bei den Gewandpartien die Farbintensität durch ein- oder mehrfachen Farbauftrag erreicht wurde, erzielte man in den Inkarnaten die modellierende Wirkung durch fein strichelnden und schraffierenden Auftrag.

Gewänder und Inkarnate wurden mit malerischen Effekten gestaltet. Im Hintergrund hat man dagegen sehr plakativ und einschichtig gearbeitet. Der stilistische Vergleich der Darstellungen zeigt große Unterschiede bei der graphischen und malerischen Ausführung, was auf unterschiedliche Künstler schließen lässt.

Erhaltungszustand und konservatorischer Handlungsbedarf

Die jährliche Aufstellung im Kreuzgang sowie die beengte Situation für die Lagerung außerhalb der Passionszeit haben ihre Spuren hinterlassen. Das Bildformat ist vermutlich bei allen Bildern verkleinert worden. Die Spannränder sind größtenteils gelockert oder ausgerissen und löchrig, zum Teil wurden sie mit Flickern

hinterklebt, deren Klebemittel heute stark verbräunt ist.

Die Bildspannung ist größtenteils nicht mehr ausreichend, sodass das weiche Gewebe bei jeder Bewegung „flattert“. Entlang der Rahmenkanten sowie in der Bildfläche sind diverse Löcher und Risse entstanden. Die Malerei zeigt beriebene und gedünnte Flächen, Wasserränder, Stockflecke und Schimmelauf-

lagen. Die vergrauten Auflagen auf der Malschicht rühren nicht nur von einer Oberflächenverstaubung her, sondern scheinen krepierete und durch Licht abgebaute Lasuren zu sein. Stehen die Passionsbilder vor den Fenstern, fallen dunkle Flecke auf. Bei näherer Betrachtung stellt man fest, dass sie fast deckungsgleich mit dem dahinter liegenden Fenstermaßwerk sind. Vermutlich handelt es sich um Schimmelaufgaben, die sich infolge von Kondensfeuchte durch das Maßwerk bildeten, nicht jedoch dort, wo das Licht auf die Bildrückseite treffen konnte.

Verschiedene, archivalisch nicht belegte, handwerklich grob ausgeführte Reparaturmaßnahmen haben ebenfalls ihre Spuren hinterlassen. So wurden größere Löcher mit an anderer Stelle abgeschnittenem Gewebe geflickt und übermalt. Die ehemals elegant gezogenen schwarzen Konturierungen wurden größtenteils ungenau nachgezogen.

Das Problem der Konservierung eines bemalten, textilen Trägers mit der Maßgabe, dass im Durchlicht keine sichtbaren Spuren verbleiben, hat sich im Bereich der Denkmalpflege in den vergangenen Jahren nicht ergeben. Deshalb traf man die Entscheidung, in den Restaurierungswerkstätten des BLfD angemessene Konservierungs-



Station II, ausgerissene und löchrige Bildränder und linke Kante mit eingesetztem Flickern (Fotos: BLfD, Simon Mindermann, 2014)

techniken am Beispiel der Station II zu entwickeln. Darin eingeschlossen waren naturwissenschaftliche Untersuchungen, die über die oben genannte Maltechnik Aufschluss geben sollten. Nachdem festzustellen war, dass nur kleine Malschichtpartien gefestigt werden mussten, erfolgte die Reinigung entsprechend der Stabilität der Farben. Besonders durch die Reinigung der stark verstaubten Rückseite ergab sich eine zunehmende Transparenz, allerdings konnten nicht alle Verfärbungen gänzlich entfernt, sondern nur reduziert werden. Der Grund dafür ist, dass sich an Stellen, wo durch vorderseitigen Malschichtverlust die Gewebezwise nräume offen liegen, mehr Staub eingelagert hat. Hier bleibt trotz sorgfältiger Reinigung eine dunklere Fläche sichtbar.

Vorderseitig gab es pulvrige Flächen im Rot und Blau, die von einer tiefergehenden Reinigung ausgenommen werden mussten. Neben der Staubabnahme von der Oberfläche lag das Hauptaugenmerk auf den im Durchlicht sichtbaren dunklen Flecken. Hier konnte durch milde Lösungsmittel eine Reduzierung und damit Aufhellung erreicht werden.

Eine besondere Herausforderung stellen die großen unsachgemäß ausgeflickten Löcher dar. Sie müssen stabilisiert werden, um die gesamte Bildfläche wieder genügend spannen zu können. Nach kleinteiligen Versuchen konnten die kleinen Löcher durch Einzelfadenverklebung unauffällig geschlossen werden. In den großen, ausgeflickten Löchern werden die historischen Flecken allerdings belassen und stabil und passgenau nachgeklebt. Die Spannränder werden stabilisiert, jedoch nach eingehender Diskussion nicht ausgeklappt. Somit findet keine Rückführung auf das ursprüngliche Format statt. Empfohlen wird aber, die Bilder trotzdem abzuspannen und auf neue, stabilere Rahmen zu montieren, da die bereits früher erneuerten Spannrahmen stark verzogen und für eine dauerhafte Aufspannung untauglich sind. Das Abspannen hat auch den Vorteil, dass eine transparente Hinterrückspannung zur Stabilisierung des Bildes aufgebracht werden kann. Ebenso wurde erprobt, mit welchem Bindemittel Fehlstellen in der äußerst dünnen Malschicht zu retuschieren sind. Anforderung ist auch hier, dass im Durchlicht

die Fehlstelle farblich zwar geschlossen aber semitransparent bleibt. Für die Ausführung der Retusche stellte sich schnell heraus, dass, wohl ähnlich wie im Herstellungsprozess, eine gute farbliche Einstimmung nur bei wechselndem Durchlicht und Auflicht zu erreichen ist, was für die Ausführung einen vergleichsweise großen Aufwand bedeutet. Als Material erwiesen sich Aquarellfarben sowie spezielle, alterungsbeständige Farbstifte als am Geeignetesten.

Ausblick

Nach Untersuchung und Ausführung der kleinflächigen Arbeitsmuster in den Restaurierungswerkstätten des BLfD ging die Empfehlung an die Kirchenverwaltung, die Restaurierung eines Gemäldes nach den erarbeiteten konzeptionellen Vorgaben durchführen zu lassen und die daraus gewonnenen Erkenntnisse zur Kalkulation für die Kosten der Gesamtrestaurierung des Gemäldezyklus zu verwenden. Anhand der belastbaren Kostenermittlung können im Anschluss der Finanzierungsplan erstellt und dafür angemessene Denkmalfördermittel bereitgestellt werden. Auch die Planung



Station II, links Vorzustand der Rückseite, rechts nach der Reinigung (Fotos: BLfD, Simon Mindermann, 2014)



Station II, links Zustand vor der Reinigung, rechts Zustand während der Reinigung und Reduzierung brauner Flecke (Fotos: BLfD, Simon Mindermann, 2014)

einer konservatorisch geeigneten Depotausstattung in räumlicher Nähe zum Kreuzgang wird dabei berücksichtigt, um Beschädigungen der stabilisierten und konservierten Gemälde in Zukunft bestmöglich zu vermeiden.

Natürlich ist das Gesamtprojekt für die Kirchenverwaltung weiterhin nur durch fachliche und finanzielle Unterstützung seitens des Ordinariats der Diözese Passau und der Denkmalbehörden gemeinsam zu meistern. Nachdem aber ein positiver Anfang getan ist, sollte man nicht zögern, die Gesamtsituation der zum Teil sehr fragilen Gemälde langfristig zu sichern. Bei den zu erwartenden Kosten und der Größe des Projekts sollte bewusst sein, dass es um die Bewahrung und die Pflege eines einzigartigen kulturhistorischen und liturgischen „Schatzes“ geht.

Cornelia Hagn und Paul Huber

Soweit die Füße tragen...

Josef Martin Bauer und Sep Ruf in Dorfen

Der Roman „So weit die Füße tragen“ von Josef Martin Bauer (1901–70) sowie die gleichnamige mehrteilige Verfilmung über einen aus sibirischer Kriegsgefangenschaft geflohenen ehemaligen deutschen Soldaten, der zu Fuß die Heimat erreichte, sorgten in der noch jungen Bundesrepublik Deutschland für viel Aufsehen. Lange Zeit hielt man die Geschichte für wahr. Das 1955 erschienene Buch war ein Bestseller und die sechsteilige Fernsehreihe 1959 der erste Straßenfeger des deutschen Fernsehens. Der damals 54-jährige Josef Martin Bauer – der zu dieser Zeit in Dorfen lebte – erlangte durch den Roman große Bekanntheit.

Bereits 1936 hatte er sich dort von dem Architekten Sep Ruf (1908–82) ein Wohnhaus bauen lassen. Im Jahr 2012 wurde es als Baudenkmal in die Denkmalliste eingetragen. Neben seiner geschichtlichen Bedeutung als Wohnort des Schriftstellers und Bauherrn Josef Martin Bauer, ist das Gebäude auch künstlerisch bedeutsam.

Sep Ruf und das Wohnhaus des Schriftstellers

Mit der Wahl des damals noch weitgehend unbekanntem Architekten Sep Ruf hatte Bauer einen Glücksgriff getan. Nach seinem Studium an der Technischen Hochschule in München war Ruf erst wenige Jahre als Architekt selbständig tätig als er den Auftrag für das Wohnhaus erhielt. Es zählt zu seinem Frühwerk. Insbesondere mit seinen Bauten der Nachkriegszeit, darunter die Akademie der Künste in Nürnberg (1950–54), die Neue Maxburg in München (1952–55), der Deutsche Pavillon für die Weltausstellung 1958 in Brüssel sowie der Kanzlerbungalow in Bonn (1962–64), erwarb er sich den Ruf eines modernen Architekten. Der bedeutendste Architekt der Nachkriegszeit nicht nur Bayerns entwarf klare, zumeist kubische Bauten in einer filigranen Architektursprache. Die Gebäude sind durch die oft großen Fensterflächen und leichten Dächer in der Massenvirkung bewusst zurückgenommen.

Auch das Wohnhaus Bauer lässt Elemente modernen Bauens erkennen. Dies

mag angesichts der Bauzeit während der NS-Diktatur mit ihrer Bevorzugung heimatbezogenen Gestaltens von Wohnhäusern erstaunen. So hat Ruf den Bau in zwei versetzt angeordnete, ungleich große eingeschossige Satteldachbauten gegliedert, die mit einem niedrigen Zwischenbau verbunden sind. Im großen Trakt befindet sich ein die ganze Breite einnehmender Wohnraum, an den nach Westen das Arbeitszimmer anschließt. Diesem vorgelagert ist die Küche, zugänglich von einem kleinen Eingangsraum mit Treppe ins Dachgeschoss. Nach Süden öffnen raumhohe Fenstertüren Wohn- und Arbeitsraum zum eingezogenen Freisitz und zum Garten. Der kleinere Baukörper nimmt die Schlafräume auf, der Zwischenbau neben einem schmalen Gang einen weiteren Raum. Mit dem Verzicht auf weitläufige Erschließungsflächen und den nach Süden ausgerichteten Wohnräumen mit großzügiger Befensterung, zeigt der Bau die Einflüsse des Neuen Bauens der 1920er Jahre. Auch mit den knapp geschnittenen Baukörpern ohne Dachüberstand, dem Verzicht auf Dekor an den ausgewogen



Dorfen, Josef-Martin-Bauer-Str. 17, Wohnhaus, Südansicht um 1936
(Foto: Technische Universität München, Architekturmuseum)

proportionierten, asymmetrischen Fassaden und den samt ihren Klappläden zu Bändern zusammengefassten Fenstern, ist der Bau für seine Zeit ausgesprochen modern gestaltet. Durch die versetzten Baukörper entsteht eine abgeschlossene Gartensituation.

Der Schriftsteller Josef Martin Bauer und sein Wohnhaus

Der Schriftsteller selbst fühlte sich in dem Haus ausgesprochen wohl und sah darin alle seine Wünsche an den Ort des Wohnens und Schreibens erfüllt. Er nannte es sein „Bauernhaus“ und zwar, wie er erläuterte, „in dem Sinn, der den Namen des Besitzers ebenso meint wie

die bäuerliche Gestaltung“. Das Wort bäuerlich verband er mit der Verwendung von Holz als wichtigem Baustoff neben Stein und Putz im Sinne einer handwerklich geprägten, einfachen und zweckmäßigen Gestaltung. Darüber hinaus kann die Aussage Bauers sogar auf die Möbel übertragen werden, die er sich ebenfalls von Sep Ruf hatte entwerfen lassen. Die im Wesentlichen nur auf die konstruktiv notwendigen Elemente reduzierten Möbel sind äußerst schlicht und in gleichem Maße elegant.

Die Rettung des Baudenkmals

Ein mehr als 20 Jahre dauernde Leerstand setzte dem Haus substantiell stark

zu: Der Garten war so sehr verwildert, dass der Bewuchs bis ins Haus drang. Die nicht mehr funktionierende Dachentwässerung hatte Schäden am Dach und den Putzen zur Folge. Die Frostschäden an den Heizungsleitungen zwangen schließlich zum baldigen Handeln. Nach vielen Kaufinteressenten, welche die Qualitäten des Hauses weder verstanden noch schätzten, nahmen sich 2013 neue Eigentümer der Herausforderung an, das Haus für den eigenen Bedarf instand zu setzen. Sie holten sich hierfür Unterstützung beim Architekturbüro 4Architekten aus München und wurden vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege beraten. Für die junge Familie eignete sich das Haus in geradezu idealer Weise: Die in Wohn- und Schlafbereich aufgeteilten Baukörper entsprachen den Wohnvorstellungen der neuen Eigentümer, sodass lediglich ein Durchbruch zwischen Küche und Wohn- bzw. Essraum an der Stelle eines jüngeren Kamins notwendig war. Die im Entwurf von Ruf bereits vorgesehe-



Dorfen, Wohnhaus, Südansicht vor der Instandsetzung (Foto: BLfD, Hildegard Sahler)

nen und von einem örtlichen Schreiner angefertigten Einbauschränke, Möbel und das Arbeitszimmer mit Schreibtisch sowie Wandregalen kamen der jungen Familie sehr gelegen. Durch ihre hohe Qualität und Zweckmäßigkeit wurden sie als Wert erkannt und entsprechend weitergenutzt. Der ursprüngliche Entwurf von Ruf, zu dessen Charakteristik die Fensterbänder gehören, wurde bereits in den 1950er Jahren durch den Austausch der Fenster mit „modernen“ Ganzglasscheiben, der Demontage der Fensterläden und der Vermauerung eines Fensters in seiner künstlerische Integrität gestört. Es wurde daher entschieden, die Fassade anhand der Entwurfsplanung und historischer Fotografien wieder herzustellen. Zugleich sollten die bauphysikalischen Schwachstellen – insbe-



Dorfen, Wohnhaus, Südansicht nach der Instandsetzung 2014 (Foto: Jens Schnabel, München)

sondere im Bereich des Sockels – und die der geringen Wandstärke behoben werden. In Zusammenarbeit mit einem „Energieberater Denkmal“ entschied man sich für eine rein mineralische Außendämmung. Die nach dem Vorbild noch erhaltener einzelner Fensterflügel entwickelten Kastenfenster konnten in den ebenfalls der bauzeitlichen Putzstruktur nachempfundenen Neuputz bündig integriert werden. Die knappe Ausbildung von Traufe und Ortgang wurde ebenfalls wieder aufgenommen.

Ein Glücksfall war, dass die nahezu komplette Innenausstattung mit den Holzböden, Treppe, Türen, Einbaumöbel, Fliesen und Badeinrichtungen

einschließlich der Beschläge in einem meist guten Zustand erhalten war. Man entschied sich für eine Pflegemaßnahme – die Gebrauchsspuren, die mit der Geschichte des Hauses eng verbunden sind, blieben daher erhalten. Selbst die qualitätvolle Badeinrichtung wird heute weiter genutzt.

Ein Glücksfall

Ein Glücksfall für beide, das Baudenkmal und seine Eigentümer: Mit der hohen Qualität des Entwurfs von Sep Ruf und seiner handwerklich guten Ausführung sowie der Beachtung und Akzeptanz des Baudenkmal und seiner Geschichte gehen Bauherrschaft und Baudenkmal eine

kongenie Symbiose ein, die hoffentlich lange währt. 2015 wurde den Eigentümern und den beteiligten Handwerkern der „Bundespreis für Handwerk in der Denkmalpflege“ verliehen, Zeichen einer idealen, zukunftsweisenden Zusammenarbeit.

Burkhard Körner und
Hildegard Sahler

Literatur

Winfried Nerdinger/Irene Meissner: *Sep Ruf 1908–1982. Moderne mit Tradition*, München 2008

Irene Meissner: *Sep Ruf 1908–1982. Leben und Werk*, München 2013



Dorfen, Wohnhaus, Wohnraum nach der Instandsetzung mit Möbeln von Sep Ruf; rechts Treppenhaus nach der Instandsetzung und Mosaik im Gang zum Schlaftrakt, nach dem Roman von 1958 „Kranich mit dem Stein“, 2014 (Fotos: Jens Schnabel, München)

Die Konservierung der Tonröhrenbaracken des KZ-Außenlagers „Kaufering VII“ bei Landsberg am Lech

Das „Dritte Reich“ kennzeichnete das Ausüben von Macht und die Anwendung von Gewalt; beides schlug sich in dessen Bautätigkeit nieder. Die Begriffe „Architektur des Nationalsozialismus“ oder „nationalsozialistische Architektur“ werden aber vor allem mit den repräsentativen Großbauten in München, Nürnberg oder Berlin illustriert und damit mit Gebäuden, die der Machtdemonstration dienen. Dadurch wird die Bautätigkeit zwischen

1933 und 1945 jedoch auf wenige Bauaufgaben reduziert und der Bereich ausgeklammert, der alle jene Bauwerke umfasst, deren Zweck es war, die Voraussetzungen für Gewaltanwendung zu schaffen (v. a. Bauten des Militärs und der Rüstungsindustrie, aber auch z. B. der Hitlerjugend) oder in denen Gewalt ausgeübt wurde (Gefängnisse, Arbeitslager, Vernichtungslager).

Die Projekte der nationalsozialistischen Repräsentationsarchitektur sind

eingehend erforscht und von den realisierten Bauwerken haben sich viele relativ gut erhalten. Diskussionen über den Umgang damit gibt es meist nur dann, wenn teure Maßnahmen anstehen und teils Forderungen laut werden, sie nun endlich zu beseitigen. Dabei wird dann bewusst kein Unterschied gemacht zwischen dem Bauwerk und jenen, die es geplant, gebaut und genutzt haben; das Bauwerk wird zu einer Art Dämon, der eigentlich ausgetrieben gehört.

Etwas anders verhält es sich mit den Bauten, die der Gewaltanwendung dienen. Sie werden weniger mit den Tätern, sondern mehr mit den Opfern in Verbindung gebracht; sie scheinen eher aufgeladen mit dem erlittenen Leid als mit der angewendeten Gewalt.

Gebrauchen und Gedenken

Obwohl die Denkmäler der Macht des „Dritten Reichs“ einen teilweise von Aggressivität geprägten Umgang provozieren, sind sie – da sie oft entsprechend genutzt werden, z. B. als Museum, Ministerium, Bibliothek, Hochschule, Stadion etc. – besser erhalten als jene, die Mitleid und Bedrückung hervorrufen und „nur“ noch als Gedenkstätten fungieren. Vom ehemaligen Konzentrationslager Dachau beispielweise haben sich keine Baracken erhalten und die originale Substanz des Lagers schwindet mehr und mehr: Demnächst z. B. müssen im Zellenblock wohl Überwachungskameras (!) installiert werden, da Besucher Lichtschalter, Zellengitter, Steckdosen, Beschläge etc. abschrauben oder ausbrechen und mitnehmen. Der schon reduzierte Bestand schwindet zusehends und der historische Ort büßt an Authentizität ein.

Der Erhalt dieser Denkmäler ist ein zentrales gesellschaftliches Anliegen. Zum Verstehen des „Dritten Reichs“ sind alle verfügbaren Dokumente notwendig; betreffend die Gattung Architektur sind das sowohl die repräsentativen als auch die repressiven Bauwerke, da sich das System über Macht und Gewalt definierte und das eine ohne das andere nicht möglich war; Reichskanzlei und Lagerbaracke bedingten einander wie Zeppelinfeld und Appellplatz oder Haus der Kunst und Krematorium.



Das KZ-Außenlager „Kaufering VII“ auf einem Luftbild von 1945 (Foto: Archiv Manfred Deiler)



Das Lagergelände auf einem Luftbild von 2015 (Foto: BLfD, FIS)



Die Ruine eines der Tonröhrenbauwerke; deren Bauweise wird hier ersichtlich
(Foto: BLfD, Bernd Vollmar)

Baracken für die „Wunderwaffe“

Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege war in den vergangenen Jahren an einer Maßnahme zum Erhalt von drei Zwangsarbeiterbaracken im ehemaligen Außenlager „Kaufering VII“ des Konzentrationslagers Dachau beteiligt. Anlass für die Errichtung des Lagers im Jahr 1944 war ein letztes großes Rüstungsprojekt der Luftwaffe, wofür vier Kilometer nordwestlich von Landsberg ein mit dem Tarnnamen „Weingut II“ bezeichneter Betonbunker gebaut wurde. Das 240 m lange (geplant waren 400 m), 85 m breite und im Gewölbescheitel 25 m hohe Bauwerk sollte

vor allem der Produktion einer „Wunderwaffe“ dienen, der Messerschmitt Me 262, einem Jagdbomber mit Strahltriebwerken. Um die Bombensicherheit der Flugzeugfabrik zu gewährleisten, waren gewaltige Materialmengen zu bewegen; dafür wurden 23 000 Zwangsarbeiter und -arbeiterinnen – überwiegend jüdische Häftlinge – in elf Außenlagern des Konzentrationslagers Dachau in der Umgebung der Bunkerbaustelle untergebracht.

Das Außenlager „Kaufering VII“ befindet sich knapp drei Kilometer südwestlich von Landsberg. Ein Luftbild der Alliierten zeigt das Lager 1945: Auf

einer Fläche von ca. 30 000 Quadratmetern in Form eines unregelmäßigen Vierecks erkennt man 55 langgestreckte Gebäude mit Satteldächern in Nord-Süd-Ausrichtung; dabei handelt es sich um Erdhütten, überdachte Gruben, in denen der überwiegende Teil der Häftlinge untergebracht war. Diese Erdhütten sind heute nur zum Teil noch als unscheinbare Senken im Gelände wahrnehmbar.

Gewölbe aus Tonröhren

Nahezu vollständig erhalten haben sich, was ein Vergleich mit einem Luftbild von 2015 zeigt, drei von sechs Baracken auf der westlichen Lagerseite, die als Tonröhrengewölbe errichtet wurden, eine schon in der Antike bekannte Bauweise, die als Weiterentwicklung auf einem französischen Patent der 1940er Jahre basiert. Die Tonröhren für „Kaufering VII“ wurden auch in Frankreich produziert und wohl von den Truppen der mit Verteidigungs- und Rüstungsbauten betrauten, dem Reichsministerium für Bewaffnung und Munition unterstellten „Organisation Todt“ beschafft. Die Konstruktion der 13,50 m langen, 6,10 m breiten und im Scheitel 2,80 m hohen Baracken verdeutlicht eines der drei eingestürzten Gewölbe: Die Tonröhren laufen auf einer Seite konisch zu, sodass sie ineinandergesteckt werden können; in ein betoniertes Fundament sind gegeneinander versetzt zwei Reihen von Tonröhren eingelassen, die als Bogenanfänger dienen; die beiden darauf ruhenden Röhrenschalen sind miteinander vermörtelt und außen mit Mörtel bedeckt; darüber liegen eine Teerabdichtung und eine bewachsene Erdschicht. Die gemauerten Schildwände der Baracken besitzen jeweils eine Tür und zwei Fenster. Von der Ausstattung der Baracken haben sich nur wenige Fragmente von Tür- und Fensterrahmen erhalten, Kamine sowie Teile der Elektroinstallation.

Der Zustand der drei noch intakten Baracken war schlecht: Schäden im Sockel- bzw. Kämpferbereich der Gewölbe durch Feuchtigkeit in der Erdüberdeckung, Substanzverluste durch Vandalismus, Verformungen der Röhrenbögen sowie Risse in den einzelnen Tonröhren führten dazu, dass die Tragfähigkeit der Konstruktionen gefährdet war.

Als Ziel der Maßnahme wurde formuliert, den Bestand zu sichern, die Oberflächen zu konservieren und das



Die Tonröhrenbauwerke zu Beginn der Maßnahme; rechts im Bild sind die Reste der Erdhütten zu erkennen (Foto: Roman Wölk)

überlieferte Erscheinungsbild der Baracken zu erhalten.

Das Konzept sah vor, nach einer Abnahme der Erdüberdeckung die Gewölbe mit einer außen liegenden, neu fundamentierten Betonschale statisch- konstruktiv zu stabilisieren. Zur statischen Verbindung der mehrschichtigen Tonröhrenschalen des Bestandes mit der neuen äußeren, selbsttragenden Betonschale wurde ein System entwickelt, das ingenieurtechnische Kenntnisse mit stückrestauratorischen Erfahrungen verknüpfte. Über exakt justierte Bohrungen von außen brachte man in



Zwei der erhaltenen Tonröhrenbauwerke im Zwischenzustand während der Aufbetonierung der neuen Betonhülle (Foto: Franz Hölzl, München)



Querschnitt durch eine Tonröhre mit gefülltem „Ankerstrumpf“ zur Veranschaulichung des Dübel-systems (Foto: Thomas Salveter)

die Tonröhren Edelstahldübel ein. Um zu hohe Punktlasten an den Tonröhren zu verhindern, mussten diese im Bereich der Dübel eine hohlraumschließende Verstärkung erhalten; zur Vermeidung einer vollständigen Verfüllung der Tonröhren mit unabsehbaren Folgen durch ausfließendes Mörtelmaterial erfolgte eine örtliche Begrenzung durch die Einbringung von sogenannten Ankerstrümpfen (dehnungsfähige Stoffnetze), die über Schläuche mit dünnflüssigem Mörtel kugelförmig verfüllt wurden. Nach dessen Aushärtung waren die Tonröhren punktförmig mit der neuen Betonschale kraftschlüssig verbunden. Je nach Schadensumfang der drei Tonröhrenbauwerke mussten jeweils zwischen 180 und 500 Stück dieser Sicherungsdübel eingebaut werden. An den Gewölben wurden schließlich lockere oder lose

Bruchstücke einzelner Tonröhren steinrestauratorisch wieder befestigt. Nach der Abdichtung der neuen Betonschale wurde die Erdaabdeckung wieder aufgebracht und die Bepflanzung zugunsten der Erhaltung des Erscheinungsbildes mit ortstypischem Magerrasen rekonstruiert.

Die Substanz als Dokument

Naturgemäß gehen solchen Maßnahmen eingehende Untersuchungen und Analysen voraus. Es erfolgten archivalische Forschungen, Luftbilder wurden ausgewertet, in einzelnen Bereichen des Lagers

fanden archäologische Grabungen statt, die Tonröhrenbauwerke wurden aufgemessen und ein großer Teil der ca. 53 000 Tonröhren kartiert. Die Ergebnisse dieser Arbeiten waren genaue Kenntnisse über die Bauweise der Baracken und deren Zustand – sowie vier Namen: Suzanne Gaon, Allegra Mallel, Rachel Sulam und Laura Hasson, vier Jüdinnen, die zur Zwangsarbeit in „Kaufering VII“ untergebracht waren, haben mit Bleistift auf einer der Tonröhren ihre Namen hinterlassen. Wie ein Abgleich mit den Häftlingskarteikarten ergab, stammen alle vier aus Rhodos und wurden nach der



Tonröhre mit den Namen der vier Frauen (Foto: BLfD, Bernd Vollmar)

Einnahme der damals zu Italien gehörenden Insel von der deutschen Wehrmacht 1943 zuerst nach Auschwitz und dann ins Kauferinger Lager deportiert.

Über das weitere Schicksal der am 4. April 1917 geborenen Suzanne Gaon ist nichts bekannt. Die am 18. August 1913 geborene Allegra Mallel starb am 11. August 1945 in einem Hospital in Bologna an Tuberkulose. Die am 16. Februar 1916 geborene Rachel Sulam erlebte die Befreiung des Lagers am 29. April 1945, dann verliert sich ihre Spur. Laura Hasson, geboren am 14. November 1914, kam nach der Befreiung ins Frauenlager Dachau und war Mitautorin des 1960 verfassten Aufsatzes „Die Odyssee der Frauen aus Rhodos“, der 1987 im Band 3 der Dachauer Hefte erschienen ist.

In der zeitgenössischen Denkmalpflege steht die Sorge um die Substanz des Denkmals im Vordergrund, da sich der Wert des Denkmals als historisches Dokument vor allem in dessen Substanz manifestiert. Substanzerhalt ist daher ein zentraler Begriff. Die hier geschilderte Maßnahme an den Lagerbaracken von „Kaufering VII“ veranschaulicht eindrucksvoll, dass die Forderung nach Substanzerhalt völlig berechtigt ist: In absehbarer Zeit, wenn die Lagerbaracken weiter verfallen wären, wäre auch diese eine der zigtausend Tonröhren, die mit den Namen – die sowieso schon fragmentiert und gerissen ist –, herabgefallen und zerbrochen und die Möglichkeit zur Verknüpfung dieses Ortes mit Personen (und nicht mit Nummern, Zahlen, Statis-

tiken, Karteikarten o. ä.) für immer verloren. Die jetzt durchgeführte Maßnahme jedoch, die von der Sicherung der Statik bis hin zur Sicherung jeder einzelnen Tonröhre die Substanz der Baracken von der Makro- bis in die Mikrostruktur für die nächsten Jahrzehnte konserviert, gewährleistet, dass die Namen der vier Frauen und damit die Frauen selbst und deren Schicksale verortet und erinnert werden können.

Dokumentationszentrum

Die Tonröhrenbaracken in „Kaufering VII“ sind als eine der sehr wenigen original erhaltenen Häftlingsbaracken eines deutschen Konzentrationslagers sowie aufgrund der beschrifteten Tonröhre ein herausragendes Dokument für das Prinzip „Vernichtung durch Arbeit“ und damit für die nationalsozialistische Architektur der Gewalt. Daher gibt es Bestrebungen, in „Kaufering VII“ ein Dokumentationszentrum einzurichten. Zu diesem Zweck wurde die Konservierung der Baracken mit Maßnahmen zu deren Erschließung und Abschließbarkeit ergänzt: Türen mussten eingebaut werden, Treppen und Fenstergitter. Dabei lag die besondere Herausforderung darin, diese Elemente so zu gestalten, dass sie entsprechend funktionieren, sich dem Bestand unterordnen, aber gleichzeitig qualitativ derart hochwertig sind, dass sie die angemessene Pietät für ihren Anbringungsort zum Ausdruck bringen. Ein einbruchssicheres Fenstergitter für eine Häftlingsbaracke eines ehema-

ligen KZ-Außenlagers zu entwerfen, ist durchaus heikel.

Die Maßnahmen in „Kaufering VII“ werden abgeschlossen, wenn der Bewuchs der Erdatbedeckung der Tonröhrenbunker gediehen ist und die neuen Ausstattungselemente installiert sind. Ob und inwieweit ein Dokumentationszentrum entstehen wird, ist zum Zeitpunkt des Erscheinens dieses Artikels noch offen.

Thomas Hermann

Der besondere Dank des Autors gilt Franz Hölzl, Thomas Salvoeter und Manfred Deiler für das zur Verfügung gestellte Bild- und Dokumentationsmaterial. Wichtige Quelle war zudem der freundlicherweise vor seinem Erscheinen in den „Landsberger Geschichtsblättern“ übermittelte Aufsatz „Tonröhrengewölbe-Baracken (Fusée Céramique) im ehemaligen KZ-Lager Kaufering VII in Landsberg am Lech“ von Manfred Deiler.

Literatur

Sara Benatar/Anne Cohen/Giovanna Hasson/Laura Hasson: Die Odyssee der Frauen aus Rhodos, in: Frauen – Verfolgung und Widerstand. Dachauer Hefte 3. Hrsg. v. Wolfgang Benz und Barbara Distel. Im Auftrag des Comité International de Dachau, Brüssel. Dachau 1987, S. 158–165

Manfred Deiler: Die Tonröhrengewölbe-Baracken (aus Fusée Céramique) im ehemaligen KZ-Lager Kaufering VII in Landsberg am Lech, in: Landsberger Geschichtsblätter 114. Hrsg. v. Historischen Verein Landsberg am Lech. Landsberg 2016, S. 75–86

Es geht doch! Nachhaltiger Umgang mit einem Bodendenkmal

„Alle 20 Monate verschwindet in Bayern eine Siedlungsfläche so groß wie die Stadt Nürnberg unter Beton und Asphalt. Meist handelt es sich um landwirtschaftlich nutzbares Land, das in Gewerbeflächen und Neubausiedlungen umgewandelt wird. [...] Gewerbeflächen, die landein, landaus wie Pilze aus dem Boden schießen, liegen meist am Rande von Dörfern oder Städten, die miteinander um Betriebe und Gewerbesteuererinnahmen buhlen. Während andere Bundesländer längst versuchen, Flächen zu sparen, baut Bayern mun-

ter weiter“, die geplante Lockerung des Anbindegebotes lasse schlimmeres befürchten – so zu lesen in einem Beitrag der Nürnberger Nachrichten vom 10. Dezember 2015 mit dem Titel „Triste Aussichten“.

In der Realität wird dieses Anbindegebot bereits jetzt in immer stärkerem Maße unterlaufen, vor allem in Gestalt der allenthalben an den Autobahnanschlussstellen ‚auf der grünen Wiese‘ entstehenden Gewerbegebiete, die auch vor Bereichen mit hoher Dichte an Bodendenkmälern nicht Halt machen.

Dies gilt insbesondere auch für das eher strukturschwache westliche Mittelfranken entlang der BAB A7. Hierbei führt der Vorrang verkehrslogistischer Argumente bei der Platzwahl dazu, dass ohne Rücksicht auf die gewachsene Kulturlandschaft selbst ertragreiche, landwirtschaftliche Flächen mit den höchsten Bodenkennwerten ohne Bedenken großflächig überplant werden und als Ackerland unwiederbringlich verloren gehen. Rücksichtnahme auf bekannte Bodendenkmäler spielt hierbei ebenfalls keine Rolle, obwohl eigentlich

als Faustregel gelten kann, dass die Flächen mit der größten Bodengüte in der Regel seit Urzeiten Standorte früherer Ansiedlungen waren, weshalb es regelmäßig bei diesen flächenfressenden Bauarbeiten zu teils großflächigen Sicherungsgrabungen mit oft unvorhergesehenen Entdeckungen kommen muss.

Das folgende Beispiel soll zeigen, wie es gelingen kann, auch in einem weit fortgeschrittenen Planungsstadium trotzdem einen weitgehenden Schutz eines Bodendenkmals zu erreichen – ein kleiner Hoffnungsschimmer in Zeiten galoppierenden Denkmalschwunds! Ort der Handlung ist das Gewerbegebiet Uffenheim-Langensteinach an der BAB A7 im Nordwesten von Mittelfranken.

Der Bau einer großen Logistikhalle war im Jahr 2008 der Anlass, wegen der unmittelbaren Nähe zu einer bekannten alt- und mittelneolithischen Fundstelle

(D-5-6427-0121) als Vermutungsfall systematische Baggersondierungen durchzuführen, die im nördlichen Randbereich der Baufläche dann tatsächlich einige einschlägige Befunde aufdeckten (Nadler 2009).

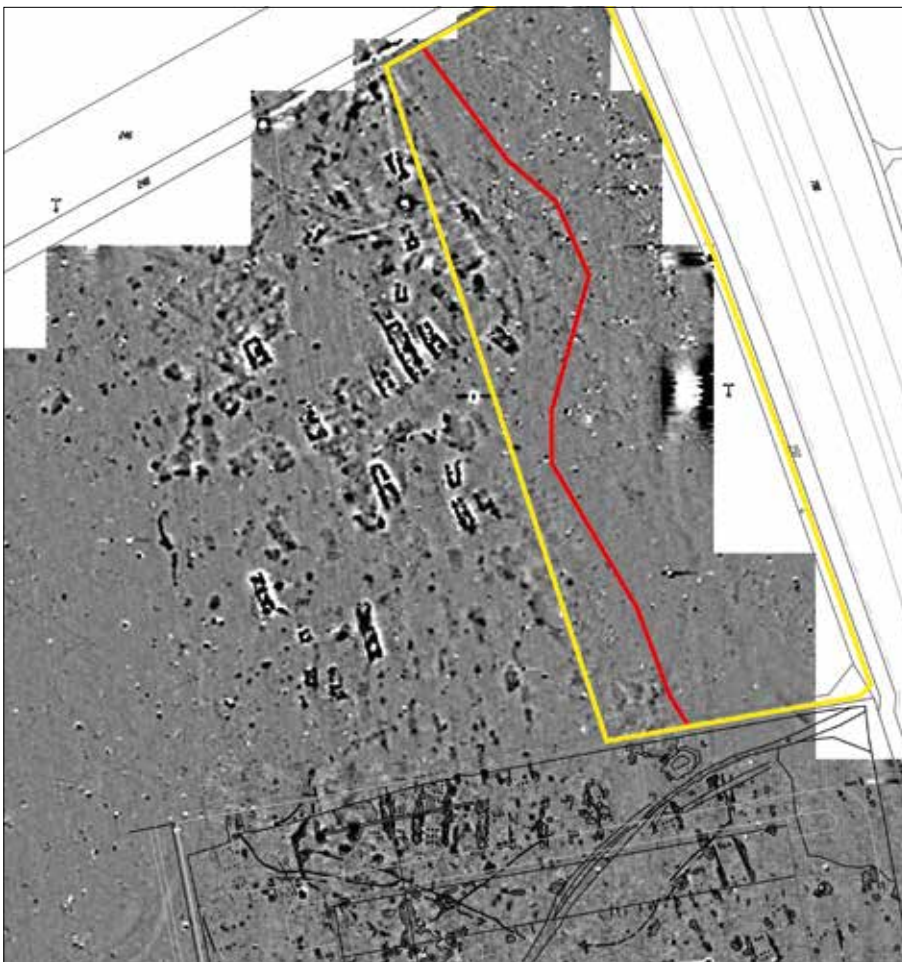
Als zwei Jahre später bereits die Erweiterung dieser Lagerhalle geplant wurde, konnte im Auftrag der Stadt Uffenheim als Grundeigentümerin eine großflächige Magnetometer-Prospektion durchgeführt werden, um günstigstenfalls Umfang und Ausdehnung erforderlich werdender Sicherungsgrabungen im eigentlichen Denkmalsbereich vorab abschätzen zu können (Nadler 2010). Das Ergebnis war in gewisser Weise ernüchternd, denn es zeigte sich, dass in der gesamten vorgesehenen Baufläche mit archäologischen Befunden in zum Teil großer Dichte zu rechnen war. Der von dem Hallenanbau betroffene Bereich wurde im Jahr 2010



Uffenheim-Wallmersbach, Blechring als Gussform für die Betonmanschetten (Foto: BLfD, Martin Nadler).

in der bislang größten Grabung der weiteren Region ausgegraben bzw. in Teilflächen, wo dies möglich war, konservatorisch überdeckt, letzteres eine nicht wirklich zufriedenstellende Lösung. Es konnten der dicht bebaute Randbereich einer ältestbandkeramischen Siedlung und als absolute Besonderheit ein zugehöriger Bestattungsplatz dokumentiert werden. Jene Nachnutzung des Platzes belegen mehrere mittelneolithische Hausstandorte sowie Graben- und Grubenkomplexe des Mittel- und des beginnenden Jungneolithikums (Nadler 2011a, 2011b).

Nach diesem wissenschaftlich überraschenden, denkmalpflegerisch aber Besorgnis erregenden Ergebnis erschien es angebracht, die geomagnetische Prospektion bis an die Grenzen des ausgewiesenen und planungsrechtlich genehmigten Gewerbegebietes auszuweiten. Hierbei zeigte sich nach Norden hin eine noch dichtere Befundsituation mit Dutzenden gut erkennbaren älterneolithischen Hausgrundrissen und zahlreichen Grubenbefunden. Ins Auge fallen zahlreiche offensichtlich abgebrannte Gebäude, die sich als sehr starke Impulse im Messbild abzeichnen. Sie lassen eine besonders gute Befunderhaltung erwarten. Bereits die Grabung 2010 hatte gezeigt, dass die Wandgräbchen und Pfosten der Häuser bis über einen Meter tief unter Baggerplanum erhalten waren, was darauf hindeutet, dass an dieser Stelle, anders als in der Region sonst zu beobachten,



Uffenheim-Wallmersbach, Lkr. Neustadt a. d. Aisch-Bad Windsheim. Geomagnetik der neolithischen Siedlung (Ausschnitt). Überlagerung mit Befundplan der Grabung 2010 (unten). Gelbe Umrandung: geplantes Solarfeld. Rote Linie: festgelegte Grenze der aufgeständerten Bauweise. Breite des Kartenausschnittes etwa 350 m (Grafik: BLfD, Robert Frank)



Uffenheim-Wallmersbach, maschineller Ausguss der Betonmanschetten
(Foto: BLfD, Martin Nadler)



Uffenheim-Wallmersbach, Pulte auf Betonständern
(Foto: BLfD, Martin Nadler)



Uffenheim-Wallmersbach, fertiggestelltes Solarfeld auf eingerammten Profilständern (Foto: BLfD, Martin Nadler)

in den letzten 7000 Jahren kaum Erosion stattgefunden hat.

Da somit feststeht, dass dieses Bodendenkmal einen über die Maßen gut erhaltenen altneolithischen Siedlungsplatz darstellt, stellte sich die Frage, wie mit dem durch Bebauung bedrohten Rest der Siedlungsfläche umzugehen sei. Wegen der Befunddichte und einer der Erhaltung angemessenen, gründlicheren Vorgehensweise sind geschätzte Grabungskosten im siebenstelligen Bereich nicht unrealistisch, von einer vermutlichen Grabungsdauer von mehreren Jahren einmal ganz abgesehen. Diese voraussichtlichen Belastungen führten rasch dazu, dass die Stadt Uffenheim die betroffenen Grundstücke wieder aus dem Gewerbegebiet herausnahm – eine durchaus beachtenswerte Entscheidung! Die entsprechende Flächennutzungsplan-Rückabwicklung ist inzwischen vollzogen, die Fläche wird wieder landwirtschaftlich genutzt. Da in dem nach dem Messbild zentralen Siedlungsgebiet kaum Lesefunde auftreten, kann angenommen werden, dass der Pflug aktuell die archäologischen Horizonte (noch) nicht erreicht.

Einige Monate später erreichte die Dienststelle Nürnberg dann die Voranfrage, ob es möglich sei, auf einem etwa 80 m breiten Streifen parallel zur Autobahn eine Solaranlage zu errichten (gelb umrandete Fläche). Geplant sei die Aufständerung auf etwa 80 cm tief eingerammten Metallprofilen, was an sich bereits eine minimalinvasive Fundamentierung bedeutet. Nach mehreren Abstimmungsgesprächen erfolgte die denkmalrechtliche Erlaubnis letzten Endes mit der Auflage, in der westlichen Hälfte der Baufläche, in der nach dem Messbild mit Befunden zu rechnen ist (links von der roten Linie), eine Aufständerung zu wählen, die nicht in den Boden eingreift, etwa in Form vorgefertigter Betonschwellen, die auf der Oberfläche aufgestellt und nicht eingegraben werden, was allerdings eine deutlich teurere Bauweise darstellt. Bei einem gemeinsamen Ortstermin konnte dann ad hoc eine kostengünstigere Bauform entwickelt werden, die ebenfalls absolut denkmalverträglich ist:

Die Ständer wurden in der fraglichen Teilfläche nur etwa 25–30 cm tief eingeschlagen und befinden sich damit im Bereich der hier vorhandenen Humus-

decke. Zur Stabilisierung und als Gegengewicht gegen den Winddruck wurden auf dem Boden aufsitzend mit geringem Materialaufwand schwere Betonmanschetten gegossen.

Es gibt also auch einfache, preisgünstige Möglichkeiten, Solarflächen über Bodendenkmälern zu errichten, ohne in die Denkmalsubstanz eingreifen zu müssen. Der spätere Rückbau kann ebenfalls ohne Schädigung der Denkmalsubstanz erfolgen. Auch ist die Spannweite der Modulträger mittlerweile so groß, dass auf die Fläche gesehen ohnehin immer weniger Bodeneingriffe als Eingriffspunkte erforderlich sind.

Mittel- bis langfristig ergibt sich die spannende Perspektive, in einigen Jahrzehnten sehen zu können, wie sich Befunde, die jetzt dauerhaft aus der Überackerung genommen und überdacht sind, gegenüber unmittelbar nebenan liegenden Objekten entwickeln, die weiterhin einer üblichen landwirtschaftlichen Nutzung und der Beregnung ausgesetzt sind. Vegetation, Wasserführung und Erosion werden sich im Bereich der weitgehend abgedeckten und beschatteten Flächen unter den Solarpaneelen sicher ganz eigenständig und anders entwickeln.

Martin Nadler

Literatur

Martin Nadler: Eine Rössener Kellergrube in Welbhausen, Stadt Uffenheim, Landkreis Neustadt a. d. Aisch-Bad Windsheim, in: Das Archäologische Jahr in Bayern 2008, Stuttgart 2009, S. 21–23 [Nadler 2009]

Martin Nadler: Neolithische Großsiedlung Welbhausen/Wallmersbach im Magnetikbild, Stadt Uffenheim, Landkreis Neustadt a. d. Aisch-Bad Windsheim, in: Das Archäologische Jahr in Bayern 2009, Stuttgart 2010, S. 17–20 [Nadler 2010]

Martin Nadler: Landnahme in Mainfranken – Eine Siedlung der Ältesten Bandkeramik bei Wallmersbach, Stadt Uffenheim, Landkreis Neustadt a. d. Aisch-Bad Windsheim, Mittelfranken, in: Das Archäologische Jahr in Bayern 2011, Stuttgart 2011, S. 11–13 [Nadler 2011a]

Martin Nadler: Der älteste Friedhof Nordbayerns – Eine Gräbergruppe der Ältesten Bandkeramik bei Wallmersbach, Landkreis Neustadt a. d. Aisch-Bad Windsheim, Mittelfranken, in: Das Archäologische Jahr in Bayern 2010, Stuttgart 2011, S. 14–16 [Nadler 2011b]

Denkmalpflege im regionalen Maßstab

Denkmäler vermitteln in ihrer Vielfalt ein eindrucksvolles Bild unseres reichen kulturellen Erbes und sind gerade im ländlichen Raum mit den Attributen raumwirksam und landschaftsprägend sichtbare Zeichen unserer Identität. Sie sind ein wesentlicher Träger der ländlichen Baukultur, Maßstab und Orientierung bei jeder Art von erhaltender Planung und historisch bewusster Regionalplanung. Eine Denkmalpflege als öffentliche Dienstleistung in der Regionalplanung entspricht den Prinzipien einer zukunftsorientierten Denkmalpflege mit den Handlungslinien „bewahren – erklären – unterstützen“, wie es das Konzept „Denkmalschutz und Denkmalpflege in Bayern 2020“ vorsieht. Denkmalpflege im regionalen Maßstab geschieht üblicherweise durch die Beteiligung an der Fortschreibung von Regionalplänen und darin enthaltenen Umweltberichten. Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) antwortet möglichst frühzeitig durch Hinweise auf die aktuelle Denkmalliste, gibt Planungsempfehlungen und Anregungen, den Erhalt des Kulturguts betreffend.

Für die Region Donau-Iller konnte ein neuer Weg beschritten werden. Am 8. Dezember 2015 wurde der Verbandversammlung des Regionalverbands Donau-Iller die Broschüre „Kulturland-

schaften und für die Regionalplanung bedeutsame Denkmäler in der Region Donau-Iller“ übergeben (online erhältlich unter: <http://www.rvdi.de/projekte/kulturlandschaften-und-fuer-die-regionalplanung-bedeutsame-denkmale.html>). Die Broschüre präsentiert raumwirksame sowie landschaftsprägende Denkmäler in den Landkreisen Neu-Ulm, Günzburg, Unterallgäu sowie



Titelseite der Broschüre hrsg. von BLfD, Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, und Regionalverband Donau-Iller

im Stadtkreis Memmingen. Sie ist das Ergebnis einer mehrjährigen Untersuchung des bundeslandübergreifend beauftragten Planungsverbands Donau-Iller, des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg/Regierungspräsidium Tübingen und des BLfD. Durch diese Rahmenbedingung konnte das Thema „regionalbedeutsame Denkmäler“ erstmalig in Bayern als Fachbeitrag der Denkmalpflege systematisch aufgegriffen und mustergültig zur weiteren Behandlung in der bayerischen Regionalplanung bearbeitet werden.

Denkmalpflege im regionalen Maßstab 1:100 000? Wenn sich Denkmalpflege in Maßstäben abbilden lässt, dann im Maßstab 1:25 000 im Bezug zur Bauleitplanung und in den Maßstäben 1:5000 und 1:50 im Bezug zum Einzeldenkmal, zur Bauberatung und Bauzeichnung. Denkmalpflege im regionalen Maßstab wird abstrakt, verallgemeinernd und ist der Aufgabe Einzelfallentscheidung weit entrückt. Aus der Einsicht lautete der Arbeitstitel der Untersuchung zunächst: Erfassung der für die Regionalplanung bedeutsamen Denkmäler. Es ergab sich die Notwendigkeit, Kriterien zu entwickeln, zur Definition und Auswahl raumwirksamer und landschaftsprägender Denkmäler ohne Klassifikation. Es ergab sich die Notwendigkeit, Wirkungsräume der angesprochenen Denkmäler zu definie-



Karte der für die Regionalplanung bedeutsamen Denkmäler, Ausschnitt
(aus: Kulturlandschaften und für die Regionalplanung bedeutsame Denkmale, 2015)

ren, was durch Einbezug der Konzepte Kulturlandschaft und kulturlandschaftliche Gliederung gelang. Die Gesamtsicht auf die Kulturlandschaften in der Region Donau-Ilter geschah im regionalen Maßstab und von hier aus war es methodisch einfacher, die Betrachtung auf das kulturelle Erbe in den Kulturlandschaftsbereichen hinein zu lenken, dann auf die dominierenden raumwirksamen und landschaftsprägenden Denkmäler und sie verbindende Strukturen, im Kontext aller übrigen Denkmäler in den dortigen Städten, Märkten und Gemeinden.

Mit der Energiewende hat die Aufgabe Denkmalpflege in der Regionalplanung an Bedeutung gewonnen. Das BLfD erstellte vor Jahren auf interministeriellen Wunsch eine Liste von Denkmälern mit der Denkmaleigenschaft landschaftsprägend. Sie umfasst ca. 1600 Denkmäler und ist Bestandteil der amtlichen Denkmalliste. Im Bayerischen Denkmal-Atlas werden landschaftsprägende Denkmäler durch ein eigenes Symbol (Asterisk) gekennzeichnet. Landschaftsprägende Denkmäler sind „Denkmäler, deren optische und/oder funktionale Wirkung in besonderer und eindeutiger Weise in einen größeren, als Landschaft zu beschreibenden Raum hinausgeht. Landschaftsprägung hat dieses Denkmal über seine Nachbarschaft und nähere Umge-

bung hinaus, mit Fernwirkung im Sinne z. B. der Wahrnehmung einer Landschaft mit Kirche, nicht nur einer Kirche mit Landschaft.“ Die Erfassung dieser spezifischen Denkmaleigenschaft erfolgte zeitgleich zur Bearbeitung der Broschüre Kulturlandschaften und für die Regionalplanung bedeutsame Denkmäler in der Region Donau-Ilter, sie profitierte sogleich davon. Da eine aktuelle, kartografische kulturlandschaftliche Gliederung durch das Bayerische Landesamt für Umwelt erstellt worden war, konnte auch der Bereich Kulturlandschaft in der Region rasch und kompetent aufbereitet werden (siehe: http://www.lfu.bayern.de/natur/kulturlandschaft/entwurf_gliederung/index.htm). Das Vorhandensein der Denkmaltopographie eines Landkreises in der Region hat das Muster für die überrige Regionsbeschreibung geliefert.

Damit lagen für Bayern schnell wesentliche Inhalte der Broschüre vor. Es fehlte nur die Erfassung sonstiger raumwirksamer Denkmäler und die kartografische Darstellung von Nähebereichen und Umgebung der raumwirksamen und landschaftsprägenden Denkmäler auf entsprechenden Themenkarten. Diese werden in der Broschüre als Wirkräume bezeichnet, als „Kernbereiche landschaftsräumlicher Prägung ohne Pufferzone und ohne Berücksichtigung der maximalen Sichtbarkeit

sowie der zukünftigen Eingriffe, d. h. bezogen auf eine mittlere Sichtbarkeit bzw. Raumwirksamkeit.“ Sie wurden durch sorgfältige Befahrung, Begehung und kartografische Dokumentation der Region ermittelt. Sie zeigen das jeweilige Kulturdenkmal mit einem regionalplanerischen Nähebereich. Sie zeigen den Wirkraum des jeweiligen räumlich dominierenden Baudenkmals als Bestandteil seiner Denkmaleigenschaft. Basis der kartografischen Darstellung blieb dennoch die Gesamtheit aller in der Region erkannten ca. 3300 Denkmäler. Davon heben sich 188 als raumwirksam und landschaftsprägend ausgezeichnete Denkmäler mit ihren zum Teil verwobenen Wirkräumen ab.

Der Regionalplanung im Raum Donau-Ilter stehen mit der Broschüre nun für den Planungsalltag wertvolle und nutzbringende Beschreibungen und auf dem Server des Regionalverbands hochauflösende Karten zu den Kulturlandschaftsräumen zur Verfügung, zu ihren Untergliederungen in besondere Kulturlandschaftsbereiche und zu allen Denkmälern, die über raumwirksame und landschaftsprägende Wirkung verfügen. Wesentliche Informationen aus der Regionalplanung sind in der kommunalen Bauleitplanung zu beachten.

Gerhard Ongyerth

3D-Hochenergie-Computertomographie am Fraunhofer-Institut in Fürth

Die Institution

Die Fraunhofer-Gesellschaft ist eine führende Organisation für angewandte Forschung in Europa. Unter ihrem Dach arbeiten 66 Institute und Forschungseinrichtungen an Standorten in ganz Europa. Das Fraunhofer-Institut für Integrierte Schaltungen (IIS) ist heute das größte Institut in der Fraunhofer-Gesellschaft und unter anderem für die maßgebliche Beteiligung an der Entwicklung der Audiokodierverfahren mp3 und MPEG AAC bekannt. Das Forschungsfeld der zerstörungsfreien Prüfung (ZfP) wird am Fraunhofer-Entwicklungszentrum Röntgentechnik (EZRT), einem Bereich des Fraunhofer IIS, bearbeitet. Dies geschieht in enger Zusammenarbeit mit dem Fraunhofer IZFP, das seinen Sitz in Saarbrücken hat. Seit 1998 wird neben optischen Messsystemen hier insbesondere im Bereich der Röntgenbildgebung, speziell der industriellen Computertomographie (CT), Forschung und Entwicklung betrieben.

Seit Mitte 2013 befindet sich das EZRT am ehemaligen Flugplatzgelände in Fürth-Atzenhof. Dort steht neben Bürogebäuden, Werkstätten und Labors mit diversen CT-Systemen das weltweit einzigartige XXL-CT System zur Prüfung sehr großer und massiver Objekte mittels eines Linearbeschleunigers.

Methoden und technische Ausstattung

Röntgenstrahlung ist – wie Licht – elektromagnetische Strahlung. Allerdings bedingt durch die kürzere Wellenlänge mit 0,001 bis 1 nm (sichtbares Licht: 380 bis 780 nm) deutlich energiereicher. Röntgenstrahlung wird erzeugt, indem Elektronen durch das Anlegen einer Potentialdifferenz beschleunigt und auf ein sogenanntes Target (in der Regel aus Wolfram) gelenkt werden. Bei der Interaktion der beschleunigten Elektronen mit dem Targetmaterial erwärmt sich das Target stark. Ein geringer Teil

der Energie wird in Form von Röntgenstrahlung abgegeben. Die Energie der so erzeugten Röntgenstrahlung ist dabei abhängig von der kinetischen Energie der beschleunigten Elektronen.

Für die Durchleuchtung sehr massiver und großer Objekte verfügt das EZRT als Strahlungsquelle neben konventionellen Röntgenröhren über einen Linearbeschleuniger (LINAC), der in einer eigens dafür gebauten Hochenergie-Testhalle im Stande ist, sehr hochenergetische und damit durchdringungsstarke Röntgenstrahlung zu erzeugen. Über ein angelegtes Hochfrequenz-Wechselfeld werden darin Elektronen gebündelt und stufenweise beschleunigt. Digitale Flächenbild- und Zeilendetektoren erfassen die das Objekt durchdringende Röntgenstrahlung und wandeln sie in ein digitales Graustufenbild um. Durch die Aufnahme mehrerer solcher „Projektionen“ aus unterschiedlichen Durchstrahlungsrichtungen – hierzu wird das Objekt während der Aufnahme prozedur gedreht – kann mittels Computertomographie ein vollständiges dreidimensionales Abbild des Objekts berechnet werden. Die gewonnenen Daten werden über hauseigene 3D-Grafik-Software verarbeitet und können in gängige 3D-Dateiformate konvertiert werden.

Während bei der Erzeugung medizinischer CT-Bilder Jahrzehnte an Erfahrung für die verschiedensten Fragestellungen vorliegen, muss bei neuartigen Fragestellungen an Objekten, die nie zuvor tomographiert wurden, für ein aussagekräftiges Ergebnis die Vielzahl der Aufnahmeparameter angepasst und optimiert werden. Daher ist man zum Erzielen und Auswerten spezifischer CT-Bilder bei zuvor unbekanntem Anwendungen in der Regel auf die Erfahrungen eines CT-Wissenschaftlers angewiesen.

Ein neues, an einigen Institutionen in Entwicklung befindliches Verfahren ist die sogenannte Phasenkontrast-Mes-

sung. Wird beim klassischen Röntgen die Absorption der Röntgenphotonen im durchleuchteten Objekt ermittelt, wird hier deren Verschiebung in der Ausbreitungsrichtung, d. h. die zeitliche Abfolge und räumliche Verschiebung seiner Wellenberge und Wellentäler, die sogenannte Phase, beim Durchdringen des Grenzbereichs von Materialien mit unterschiedlichen Brechungsindizes gemessen. Die sogenannte Phasenkontrast-Tomographie wird derzeit auch am EZRT untersucht, indem sich eine spezielle Labor-Anlage einschließlich dedizierter Software in der Entstehung befindet. Dies ist insbesondere von Bedeutung, da bisherige Arbeiten zur 3D-Phasenkontrast-Bildgebung vorwiegend an Synchrotron-Großforschungsanlagen stattfanden. Die von großen Herausforderungen begleitete Etablierung der Phasenkontrast-CT mittels Laborquellen stellt einen ausgesprochen wichtigen Schritt zu einer zukünftigen Verbreitung dieser Technologie dar.

Anwendungen – Interessenten

Am EZRT existiert ein breit aufgestellter Anlagenpark verschiedenster CT-Systeme. Damit kann ein Auflösungsbereich von etwa 100 Nanometer bis Millimeter abgedeckt werden.

Bei der sogenannten XXL-CT, welche 2013 in Betrieb genommen wurde, handelt es sich um das weltweit größte zugängliche Hochenergie CT-System. Die Verwendung eines Linearbeschleunigers mit einer Röntgenenergie von max. 9 Megaelektronenvolt (MeV) in Kombination mit einem 4 m langen Zeilendetektor und einem präzisen Manipulationssystem erweitert das CT-Anwendungsspektrum immens. Es ermöglicht auch an Objekten mit großen Durchmessern, einem Gewicht bis zu 10 t und hohen Wandungsstärken (beispielsweise Flugzeugmotoren und -rümpfen, kompletten Fahrzeugen, Frachtcontainern mit Inhalt), Materialien

hoher Dichte (Stahl, Blei, Platin) sowie Kompositmaterialien, erstklassige zerstörungsfreie Analysen hinsichtlich der äußeren wie inneren Struktur, konstruktive Details, Abmessungen sowie Volumina. Mittels der Phasenkontrast-Messung hingegen lassen sich kleine Proben aus organischen Materialien zerstörungsfrei und hochauflösend visualisieren. Die relativ niedrigen Röntgenenergien, die bei dieser Methode zum Einsatz kommen, begrenzen die Gesamtgröße und Dichte

der Untersuchungsobjekte. Andererseits sind Phasenkontrast-Methoden höchstempfindlich gegenüber Grenzflächen zwischen verschiedenen dichten Materialien und können prinzipiell sehr kleine Details nachweisen.

Interessenten für Analysen bzw. Auftraggeber stammen aus den Bereichen Luft- und Raumfahrt, Firmen mit sicherheitsrelevanten Anliegen, Energie und Transport, Automotive sowie auch aus Kunst und Kultur.

Nutzen für die Boden-, Bau- und Kunstdenkmalpflege

Die Nutzung der Hochenergie-Computertomographie an archäologischen Funden, speziell an Blockbergungen in den Dimensionen wie dem im Block geborgenen Spangenbarrenhort von Oberding, Lkr. Erding (Denkmalpflege Informationen 161, Juni 2015, S. 89–90), ist für das EZRT im Jahr 2015 erfolgreich beschrittenes Neuland. Ein ausführlicher Beitrag wird dazu an dieser Stelle folgen. Auch archäologische Grabungsfunde aus Organik wie Leder und Textil, rezent wie in Korrosion erhalten, lassen sich – ganz im Sinne der „Investigative Conservation“ – eingehend wie zerstörungsfrei untersuchen. In diesem Fall von Relevanz ist die im EZRT beheimatete Projektgruppe NanoCT Systeme, welche mittels 3D-Mikro- und Nano-CT Struktur- und Materialcharakterisierungen durchführt. Die Projektgruppe ist am Standort Würzburg beheimatet. Mögliche Anwendungsfelder sind beispielsweise das Lesbarmachen von empfindlichen Schriftstücken (Papier, Pergament, Papyrus) deren einzelne Seiten mechanisch nicht mehr trennbar sind. So gelang es 2014 einer Forschergruppe um Vito Mocella einzelne griechische Buchstaben aus verkohlten antiken Schriftrollen welche durch den Ausbruch des Vesuv 79 v. Chr. in Herculaneum verschüttet wurden, mittels Phasenkontrastbildgebung lesbar zu machen.

Taschenuhr Peter Henlein

Im 16. Jahrhundert führte der technologische Fortschritt dazu, dass Uhren derart klein und handlich gebaut werden konnten, dass sie am Körper getragen werden konnten. Der Nürnberger Schlosser Peter Henlein gilt als Erfinder der Taschenuhr. Das Germanische Nationalmuseum Nürnberg besitzt ein bedeutendes Relikt aus dieser Zeit. Die berühmte „Henlein-Uhr“, eine der ältesten erhaltenen Taschenuhren dieser Zeit. Allerdings ist diese Auszeichnung in der Fachwelt seit Jahrzehnten sehr umstritten. Wie bei anderen kleinformatigen Uhren des 16. Jahrhunderts hält sich auch bei der Henlein-Uhr der Verdacht, eine Fälschung zu sein. Für eine fundierte Aussage ist es wichtig, das Uhrwerk – neben dem Gehäuse das Herz der Uhr –, zu analysieren.



Positionierung eines beladenen Containers auf dem Drehteller für ein hochauflösendes 3D-CT in der LINAC-Testhalle per Deckenkran (Foto: Fraunhofer IIS, Kurt Fuchs)



Die 3D-CT erlaubt den Blick in das Innerste der „Henlein“-Taschenuhr (Foto: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg)

In Kooperation mit dem Germanischen Nationalmuseum wurde die Uhr am EZRT einer 3D-Mikro-Computertomographie unterzogen, mit dem Ziel, die von außen schwer zugängliche Feinmechanik des Uhrwerks mit ihren filigranen Mechaniken wie Geh- und Schlagwerk sichtbar zu machen und dabei das Uhrwerk auf etwaige Inschriften sowie Bearbeitungsspuren zu überprüfen.

Im Rahmen einer Sonderausstellung im Dezember 2014 wurden die Ergebnisse präsentiert und die Frage nach der Echtheit der Henlein-Uhr konnte endgültig beantwortet werden. Die Resultate der CT-Untersuchung bestätigten den Verdacht, dass es sich nicht um das erhoffte Unikat Peter Henleins aus dem 16. Jahrhundert handelt, sondern eher um ein komplexes Konglomerat alter und neuer Teile, die Jahrhunderte später zu der „Henlein-Uhr“ zusammengesetzt wurden.

Saurierschädel aus Montana/USA

Im Jahre 2013 wurde im US Bundesstaat Montana ein außergewöhnlicher Fund gemacht. Einer der bis dato besterhaltenen Tyrannosaurus Rex. Die Ausgrabung wurde unter der Leitung des Naturalis Biodiversity Centers durchgeführt. Insbesondere der Schädel des 66,4 Mio. Jahre alten T-Rex

Weibchens erwies sich nach der ersten Sichtung als sehr gut erhalten. Daher wurde entschieden, vor der vollständigen Präparation des Schädels diesen großflächig auszugraben und an dem resultierenden Block aus Sandgestein sowie dem darin eingebetteten Schädel eine CT-Messung durchzuführen. Aufgrund der Größe des Schädels von alleine 1,5 m sowie des umgebenden Materials schieden konventionelle CT-Anlagen von vornherein aus. Die Messung wurde daher an der XXL-CT Anlage des EZRT durchgeführt. Die Möglichkeiten, die Forscher durch die CT-Aufnahmen erhalten, sind vielseitig: Das präzise Tomographieren des eingebetteten Schädels begünstigt die Konservierung und Präparation. Unerwartete Überraschungen wie beispielsweise verborgene Bruchstellen können

im Vorfeld zuverlässig erkannt und bei der Aufbereitung berücksichtigt werden. Darüber hinaus besteht die Möglichkeit, die Lage und den Aufbau des Skeletts – insbesondere das Schädelinnere ist hier interessant – nachzuvollziehen ohne den Schädel öffnen zu müssen.

Aktuell werden die Resultate des CT-Scans von einer Expertenrunde rund um die Paläontologin Dr. Anne Schulp ausgewertet und auf dieser Grundlage die weitere Präparation des Schädels vorbereitet. Ab September 2016 kann das komplette Skelett im Naturalis Biodiversity Center im holländischen Leiden von jedermann begutachtet werden.

Matthias Blana, Nils Reims,
Theobald Fuchs, Michael Böhnelt



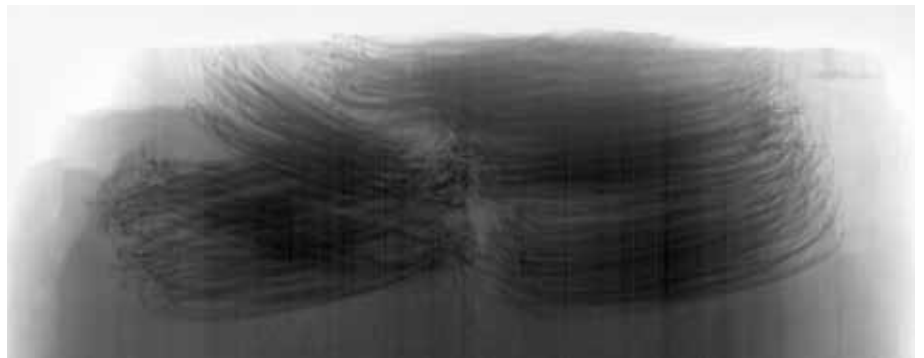
Aus einer Blockbergung segmentierter T-Rex Schädel, d. h. unter Ausblendung der Sand/Gesteins-Matrix sowie den Befestigungen der Holzkiste (Foto: Naturalis Biodiversity Center/ Fraunhofer IIS)

Computertomographie-Analysen an Blockbergungen aus Oberding – bisher größter bekannter Spangenbarrenhortfund

Am südlichen Ortsrand von Oberding im Landkreis Erding wurde im Frühjahr 2014 ein umfangreicher Spangenbarrenhort am Rande einer Siedlungsgrube bei einer Ausgrabung entdeckt. Die Befunde datieren alle in die Frühbronzezeit (Stufe A2, etwa 2000–1600 v. Chr.). Auf der Grabung beschloss man den Spangenbarrenhort in zwei Blöcken zu bergen, um diesen unter Laborbedingungen in den Restaurierungswerkstätten des BLfD freilegen zu können. Dies erfolgt seit Mai 2015 in Kooperation mit dem Museum Erding, welches den Gesamtfundkomplex erwerben konnte und das Projekt finanziert. Der Lehrstuhl für Vor- und Frühgeschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München stellt die fachlich-archäologische Begleitung. Der Befund wurde bereits in den Denkmalpflege Informationen 161 im Juli 2015 vorgestellt. Im folgenden Beitrag geht es explizit um die 3D-CT-Analyse.

Um bereits vor der Freilegung Einblicke in die Blockbergungen zu erhalten, wurden 3D-CT-Aufnahmen angefertigt. Diese dienen der Erforschung des Hortfundes, wobei besonders die Deponierungssituation im Erdreich und Fragen zur Herstellungstechnik von Interesse sind. Vor allem dienen die Aufnahmen aber der Dokumentation der Fundsituation. Die Lage jedes einzelnen Barrens im Befund ist auch dann noch nachvollziehbar, wenn die Blockbergungen vollständig aufgelöst wurden. Dies bedeutet, dass künftig auftretende Fragen neu entdeckter Hortfunde vergleichend beantwortet werden können.

Bei der kleinen Blockbergung war bei der geringen Blockgröße eine Computertomographie problemlos durchführbar. Bei der großen Blockbergung hingegen, mit den Maßen 90 × 90 × 60 cm und über 800 kg Gewicht, war zunächst sehr zweifelhaft, ob es überhaupt gelingen würde, diese mit Röntgenstrahlung ausreichend zu durchdringen. Ein Testlauf in der im vorangegangenen Artikel beschriebenen XXL-CT-Anlage des Fraunhofer-Instituts zeigte aber, dass es möglich ist, auch derart massive Blöcke zu durchstrahlen, wobei wir uns dabei an der Grenze des Machbaren befinden. So heben sich beispielsweise nur



Röntgenaufnahme der großen Blockbergung (Foto: Fraunhofer-Institut, Fürth)

noch die massiven Metallfunde vom Erdreich ab. Darüber hinaus sind die Bilder von starkem Bildrauschen und Bildartefakten geprägt. Interessant ist auch die Möglichkeit, dass nicht nur 3D-CT-Aufnahmen, sondern auch herkömmliche digitale Röntgenaufnahmen möglich sind, bei denen die Aufnahmezeit und damit auch der Kostenfaktor deutlich geringer sind als bei den 3D-CT-Aufnahmen.

Die ersten Bilder der großen Blockbergung ergaben, dass sich alle Spangenbarren in einer Hälfte der Blockbergung

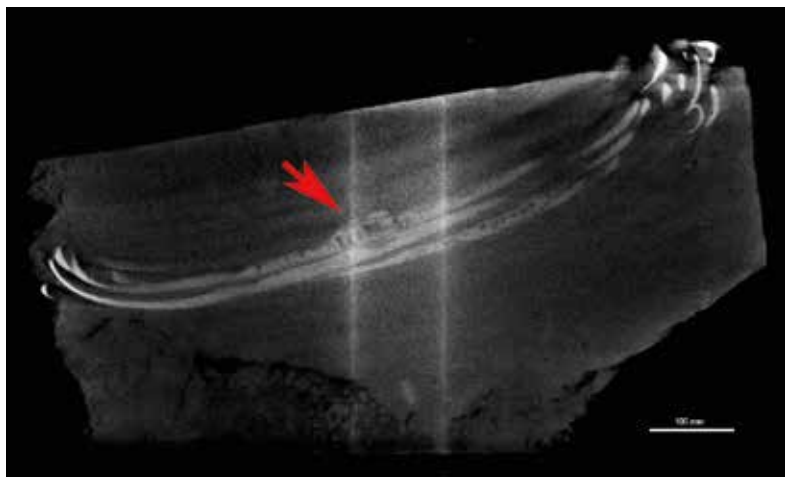
befinden. Um deutlich qualitativere Bilder zu erhalten, wurden nach Verkleinerung der Blockbergung die eigentlichen 3D-CT-Aufnahmen angefertigt.

Erste Ergebnisse der 3D-CT-Aufnahmen

Es können nun erste Aussagen zum Ablegen der Barren im Boden getroffen werden. Der Spangenbarrenhortfund wurde in einer schräg verlaufenden, taschenartigen Grube niedergelegt, wobei die Spangenbarren in Gruppen abgelegt wurden. Diese sind auf drei



3D-Modell der Spangenbarren in der großen Blockbergung (Foto: Fraunhofer-Institut, Fürth)



Nachträglicher Materialanguss, in der 3D-Computertomographie sichtbar (Foto: Fraunhofer-Institut, Fürth)

unterschiedliche Höhen verteilt und bei den unteren Gruppen zum Teil mehrere nebeneinander. Es ist im Übrigen einmalig, dass die Niederlegungssituation der Barren, dank der 3D-CT-Aufnahmen, so gut dokumentiert werden konnte.

Es sind unterschiedlich viele Barren pro Gruppe. Vergleicht man hier die Prospektionsmethoden Röntgen und

Computertomographie bei der kleinen Blockbergung, welche die oberste Gruppe enthält, so ist der Unterschied beträchtlich. In der Röntgenaufnahme konnten etwa 50 Barren voneinander getrennt und gezählt werden, in den 3D-CT-Aufnahme dagegen exakt 141.

Der gesamte Hort wurde auf diese Weise vorläufig ausgezählt; es sind 809

Spangenbarren. Wobei gerade bei der großen Blockbergung die Barren, angesichts des Bildrauschens teilweise nicht eindeutig zu trennen waren. Daher ist eine geringe Korrektur der Anzahl der Barren bei der Freilegung möglich. Dennoch ist gesichert, dass es sich um den bisher größten bekannten Spangenbarrenhortfund handelt und sogar der Depotfund vom Münchner Luitpoldpark mit 494 Barren deutlich übertroffen wird (Eckel 1992).

Eine weitere Erkenntnis der 3D-CT-Aufnahmen ist, dass eine 10er-Bündelung der Barren innerhalb der Gruppen vorliegt. Wir gehen von einer Schnürung aus organischem Material aus, auch wenn wir diese bisher noch nicht direkt nachweisen konnten. Darüber hinaus wurde an einzelnen Barren nachträglich angebrachte Materialangüsse, die auch bei anderen Spangenbarrenhorten als sogenannte Manschetten bekannt sind, beobachtet. Sie dienen laut Literatur zur Einhaltung der Gewichtsnormierung, die sie als vereinheitlichte Tauschmittel bzw. prämonetäres Wertsystem aufweisen sollen.



Spangenbarren der kleinen Blockbergung während der Freilegung (Foto: BLfD, Jörg Stolz)

Weitere Beobachtungen beziehen sich auf Material der Spangenbarren und deren Herstellung. So lassen sich in einem Großteil der Barren viele Lunker, also Gaseinschlüsse die vom Guss herrühren, erkennen. Dies bedeutet, dass die Barren im offenen Herdguss hergestellt wurden und nicht durch Schmieden anschließend überarbeitet worden sind. Dieser Vorgang hätte nämlich die Lunker sichtbar deformiert.

Die derzeitige manuelle Freilegung der Barren erfolgt im ständigen Abgleich mit den 3D-CT-Aufnahmen. So kann die Bearbeitung jetzt viel gezielter durchgeführt werden.

Jörg Stolz

Literatur

Franz Eckel: *Studien zur Materialtypologie von Spangenbarren und Osenringbarren. Zugleich ein Beitrag zur*

Frage der Relation zwischen Kupferlagerstätten, Halbzeugproduktion und Fertigwarenhandel, Saarbrücker Beiträge zur Altertumskunde, Bd. 54, Bonn 1992

Matthias Blana/Harald Krause/Jörg Stolz: *Seltener Fund in Oberding, in: Archäologie in Deutschland 5 2015, S. 4 und 7*

Stephanie Gasteiger: *Kooperationsprojekt – eine Menge bronzene Spangenbarren aus Oberding, Lkr. Erding, in: Denkmalpflege Informationen 161, Juli 2015, S. 89–90*

Jakob Leicht/Thomas Stöckl: *Ein Spangenbarrenhort der frühen Bronzezeit aus Oberding, in: Das archäologische Jahr in Bayern 2014, Darmstadt 2015, S. 39–41*

Die Mäanderhöhle – Eine altsteinzeitliche Bilderhöhle in Bayern?

Im Juni 2011 erlangte die Mäanderhöhle in der Fränkischen Schweiz nahe Veilbronn, einem Ortsteil von Heiligenstadt im Lkr. Bamberg, aufgrund der Veröffentlichung von möglichen altsteinzeitlichen Gravierungen große Aufmerksamkeit. Erste Untersuchungen wurden 2010 durchgeführt und im folgenden Jahr publiziert (Bosinski 2011). Unter den hier dokumentierten Gravierungen wird von Darstellungen eines Phallus und abstrakter Frauenfiguren des „Typ Gönnersdorf“ gesprochen. Dieser Typ von Frauenfiguren ist für das Magdalénien, eine altsteinzeitliche, archäologische Kultur während des ausgehenden Jungpaläolithikums in Mitteleuropa vor 16 000 bis 14 000 Jahren, charakteristisch. Eine Sensation: Noch nie wurde so eindeutig von der Entdeckung altsteinzeitlicher Höhlenbilder in Deutschland berichtet. Die ersten Vorberichte verlangten nach vertiefenden Untersuchungen. Zur Vorbereitung und Begleitung der Arbeiten fand sich eine Arbeitsgruppe mit Gerhard Bosinski, Dieter Gebelein, Walter Irlinger, Tilman Lenssen-Erz, Andreas Maier, Stefan Niggemann, Andreas Pastoors, C. Sebastian Sommer, Leif Steguweit, Thorsten Uthmeier und Gerhard Winterstein zusammen. Es wurden 2013 und 2014 zwei Feldkampagnen zur Dokumentation und Analyse der Funde in der Mäanderhöhle durchgeführt und im Rahmen einer Masterarbeit von der Autorin des Beitrags aufgearbeitet.

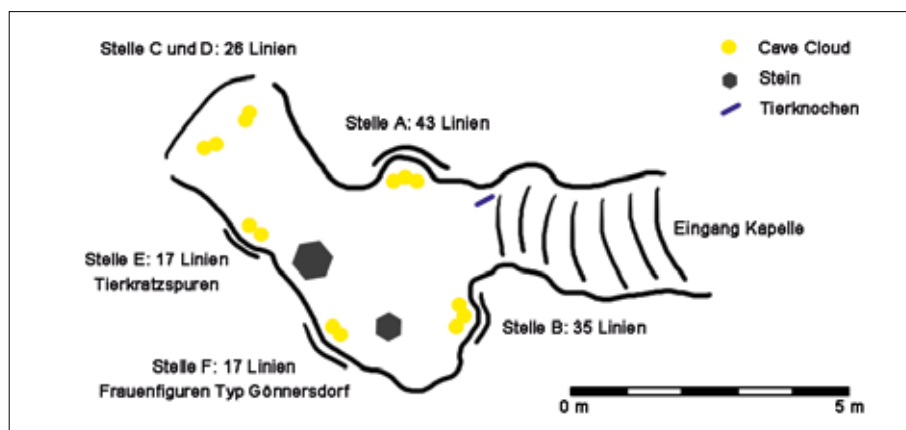
Die Mäanderhöhle selbst wurde 1991 von fränkischen Höhlenforschern unter der Leitung von Rainer Kunz (†) entdeckt und ist aufgrund ihres beson-



Rainer Kunz (†) vor den Cave Clouds bei der Entdeckung der Mäanderhöhle. (Foto: privat)



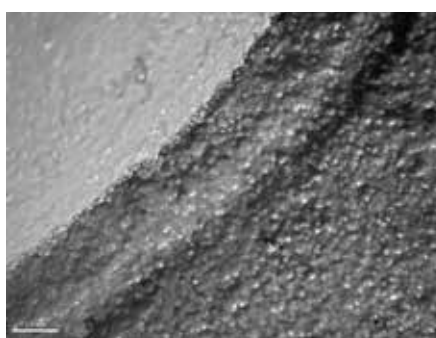
Detailfoto mit typischen Linien von Stelle B (Foto: Andreas Pastoors)



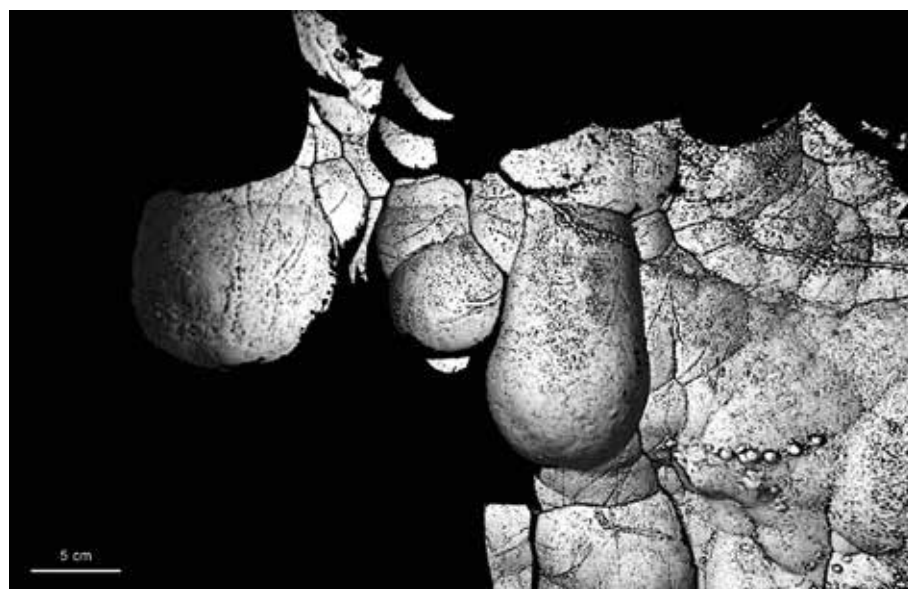
Grundriss der Kapelle in der Mäanderhöhle mit Angabe der Stellen und Anzahl der Linien (Plan: Julia Blumenröther)



Mikroskopische Aufnahme (58,2-fache Vergrößerung) einer Ritzung mit einem experimentell hergestellten Steinwerkzeug auf einer Sinterprobe aus der Mäanderhöhle (Foto: Julia Blumenröther)



Mikroskopische Aufnahme (20-fache Vergrößerung) einer Linie von Stelle B. Kein ausgeprägter Anfangs- oder Endpunkt, ovaler Querschnitt sowie glatter Linienboden zu erkennen (Foto: Andreas Pastoors)



3D-Scan der Stelle B. Alle Linien sind als erratisch zu bezeichnen und lassen kein jungpaläolithisches Motiv erkennen (3D-Scan: Andreas Pastoors)

deren Speläothem-Inventars für die Höhlenforschung von großer Bedeutung. Sie ist ca. 75 m lang und reicht

etwa 12 m unter die heutige Oberfläche. Der Besucher gelangt heute durch einen schmalen, gesicherten Einstieg

nach etwa 25–30 m in einen kleinen Raum, die sogenannte Kapelle (oder Schafbeutelhalle). Dort bestimmen sogenannte Cave Clouds, eine spezielle Speläothemform, das Bild des Höhlenraumes. Die Gestalt der Cave Clouds ist kugelig-rund. Cave Clouds entstehen durch die Ablagerung von Sinterschichten auf Felsvorsprüngen, und zwar nur dann, wenn der Höhlenraum mit Wasser gefüllt ist. Auf ihren Oberflächen befinden sich die hier interessierenden Linien. In dem etwa 5 auf 4 m großen Raum wurden 138 Linien solcher Art an insgesamt sechs Stellen gezählt und dokumentiert. Das methodische Gerüst zur Analyse bedient sich der Gebrauchsspurenanalyse (analyse traçéologie) und dem ikonographischen Vergleich. Die Gebrauchsspurenanalyse von Gravierungen basiert auf den gleichen Aspekten wie die Gebrauchsspurenanalyse von Steinartefakten, bei der Spuren am Werkzeug makroskopisch und mikroskopisch untersucht werden. In unserem Fall wurden nicht Spuren am Werkzeug gesucht, sondern Spuren, die das Werkzeug auf dem Untergrund hinterlassen hat.

In einer Datenbank wurden so wichtige Merkmale der Linien zusammengetragen und ausgewertet. Aufgenommen wurden neben der Länge, Breite und Tiefe auch morphologische Merkmale, die an authentischen steinzeitlichen Gravierungen zu beobachten sind. Hierzu zählen Querschnitt, Kantenverlauf, Kantenparallelität, Anfangs- und Endpunkt sowie Morphologie des Linienbodens (Fritz 1999). Das zuletzt genannte Merkmal ist von besonderem Interesse, da sich hierin die Struktur des benutzten Werkzeugs abbildet. Um die genannten Merkmale analysieren und dokumentieren zu können, wurden verschiedene Verfahren eingesetzt: Fotografie, zeichnerische Dokumentation, digitale Mikroskopie sowie 3D-Scan. Des Weiteren wurden Ritz-Experimente auf harten Sinteroberflächen durchgeführt.

Die Untersuchungen haben gezeigt, dass sich in den 138 Linien in der Mäanderhöhle kein uns bekanntes Motiv des Jungpaläolithikums erkennen lässt. Alle Linien sind ohne jeglichen erkennbaren Zusammenhang und lassen sich somit nicht über Motivvergleiche einer bestimmten Phase der Menschheitsgeschichte zuordnen. In der altsteinzeit-

lichen Höhlenkunst sind solche erratischen Linien Durchläufer.

Sämtliche Linien liegen unter einer dünnen Sinterschicht und besitzen somit ein gewisses Alter. Naturwissenschaftliche Verfahren zur Bestimmung des Alters der Sinterbedeckung sind im Rahmen unserer Untersuchungen nicht durchgeführt worden.

Der Querschnitt der meisten Linien ist oval und die Kanten sind abgerundet. Außerdem fehlen nicht nur deutliche Anfangs- und Endpunkte, sondern auch jegliche Spuren auf dem Linienboden, die vollkommen glatt sind.

Unabhängig vom Härtegrad und Zustand der Oberfläche der Cave Clouds sind keine Merkmale, wie sie an authentischen altsteinzeitlichen Gravierungen

zu beobachten sind, in der Mäanderhöhle festgestellt worden. Nach unseren Vorstellungen müsste dies zumindest bei einzelnen Linien zu erkennen sein. Da dies nicht der Fall ist, ist die Beteiligung des Menschen an der Entstehung der Linien auszuschließen. Wie die Linien entstanden sind, kann die Archäologie nicht beantworten.

Unsere Einschätzung wird durch den fehlenden archäologischen Kontext bestätigt. Weder in der Höhle, noch in ihrem unmittelbaren Umfeld sind altsteinzeitliche Funde bekannt. Des Weiteren gibt es in der Fränkischen Schweiz keine Fundstelle, die zweifelsfrei in die Zeit des Magdalénien datiert werden kann. Entsprechend muss nach der wissenschaftlichen Analyse der Funde in

der Mäanderhöhle festgestellt werden, dass die ursprüngliche Interpretation der Linien als altsteinzeitliche Gravierungen revidiert werden muss. Die Mäanderhöhle ist mit ihren Cave Clouds eine interessante Höhle, kann aber nicht als die erste altsteinzeitliche Bilderhöhle Deutschlands gewertet werden.

Julia Blumenröther

Literatur

Gerhard Bosinski: *Femmes sans tête: Une icône culturelle dans l'Europe de la fin de l'ère glaciaire*, Éditions Errance, Paris 2011

Carole Fritz: *La gravure dans l'art mobilier magdalénien, du geste à la représentation: Contribution de l'analyse microscopique (Documents d'Archéologie Française 75)*, Paris 1999

Das mittelalterliche Haus Untere Königstraße 37 in Bamberg

Neue Ergebnisse aus der Kunstdenkmalinventarisierung



Bamberg, Untere Königstraße 37 (Foto: Volker Rößner, 2015)

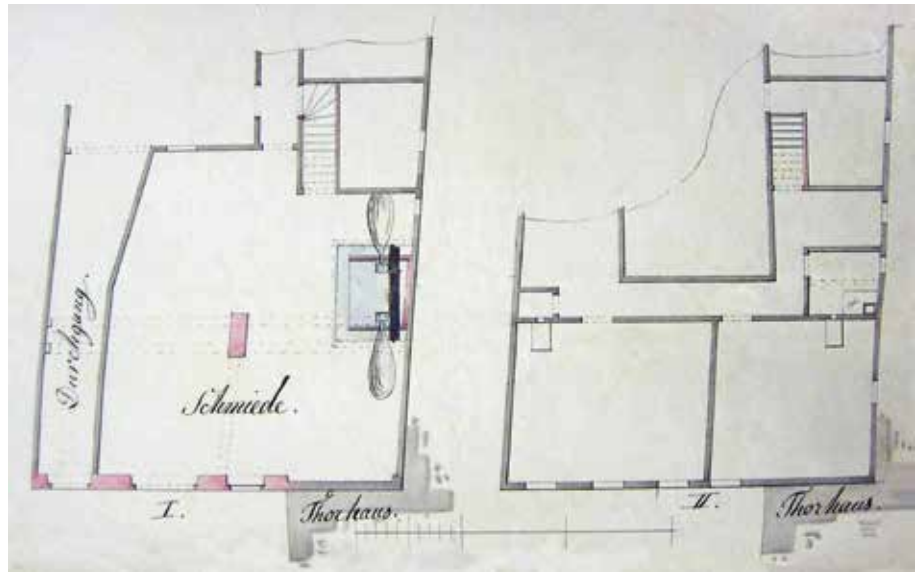
Als die Behörden um 1810 in Bamberg eine neue Besteuerung der Häuser der Stadt durchführten, wurde für das heutige Anwesen Untere Königstraße 37 ein Wert von 400 rheinischen Gulden festgesetzt: „Rücksichtlich [...] der alten Bauart und seiner Bauauffälligkeiten wegen ist dieses Haus nicht mehr werth“, hieß es da und das ausnahmsweise mit Recht. War es wohl generell das Bestreben der Hauseigentümer, dem Fiskus gegenüber ein möglichst altes und gebrechliches Haus anzugeben, um mit einem niedrigen Betrag eingestuft zu werden, so muss in diesem Fall der Einschätzung aus heutiger Sicht zugestimmt werden. Das zweigeschossige Vorderhaus war in der Tat damals schon über 400 Jahre alt!

Die jüngst im Rahmen der Kunstdenkmalinventarisierung durchgeführte Besichtigung und dendrochronologische Untersuchung des Dachwerks ergab, dass die verwendeten Hölzer im Winter 1385/86 gefällt wurden. Dieses Ergebnis beschert Bamberg ein weiteres Dachwerk des 14. Jahrhunderts, von denen man die bisher bekannten an zwei Händen abzählen kann. Betrachtet man allein die Profanbauten, so schrumpft die Anzahl noch mehr zusammen.

Die Situation am Steinernen Tor – Vieles ist noch ungeklärt

Das enorme Alter des Hauses ist nicht zuletzt interessant, weil der Bau an einer markanten Stelle des Stadtgrundrisses errichtet wurde. Bis 1865 befand sich zwischen den beiden Häusern Untere Königstraße 37 und Untere Königstraße 40 das Steinernen Tor mit einem Zollhäuschen zur Einnahme des Pflasterzolls. Nördlich davon begann die Siechengasse, die heutige Siechenstraße. Bis 1339 lässt sich diese Hürde im Straßenverlauf als urkundlich bezeichneter Perrfried zurückverfolgen. 1349 wird das Tor als innerer Perfrid bezeichnet, woraus allgemein gefolgert wird, dass sich die Siechenstraße in der Zwischenzeit soweit verstädert hatte, dass ein weiter außen angelegtes Tor sinnvoll erschien. Wenige Jahrzehnte später, eben kurz nach 1386, entstand nun westlich anstoßend das Haus Untere Königstraße 37. Wir wissen nicht, ob sich hier ein Vorgängerbau befand. Ebenso ist ungeklärt, ob die nördlich des Hauses noch heute in Resten vorhandene, ca. 5 m breite Feuergasse, die bis hinunter zur Regnitz führte, eben in dieser Funktion gedacht war oder den Rest eines Grabens vor dem Tor darstellt. Zu den vielen offenen Fragen kommt die nach der genauen Lage des Bergfrieds des 14. Jahrhunderts und die nach seiner Beschaffenheit. Das sogenannte Steinernen Tor entstand womöglich erst um 1500, zumindest spricht das 1491 begonnene Zinsbuch der Oberen Pfarrkirche in Bamberg von einem „Lehen an der Sie[c]hen gass neben dem neuen steinen thor“.

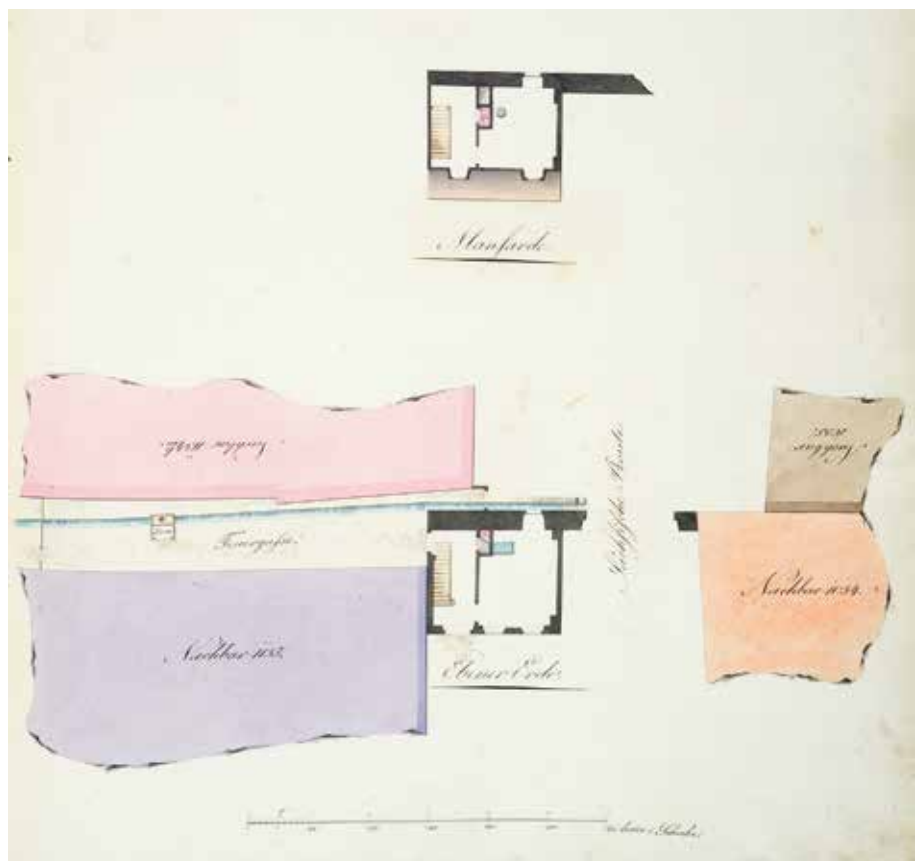
Auch nach dem Bau des Äußeren Bergfrieds in der Mitte des 14. Jahrhunderts, dem späteren Franzosentor, das auf Höhe der heutigen Ottokirche lag, bildete das Steinernen Tor zwischen Siechen- und Königstraße eine Zäsur im Stadtgrundriss. Mit Ausnahme der ersten Häuser bestand die Bebauung der Siechenstraße bis ins 18. Jahrhundert weitgehend aus eingeschossigen Gärtnerhäusern. Innerhalb des Steinernen Tores deuten viele Quellen darauf hin, dass schon seit dem Spätmittelalter die Bebauung mindestens zweigeschossig war. Gasthöfe, Schankwirtschaften, Bäcker, Schmiede, Sattler, Wagner und Kaufläden waren in den Häusern untergebracht und boten dem Durchreisen-



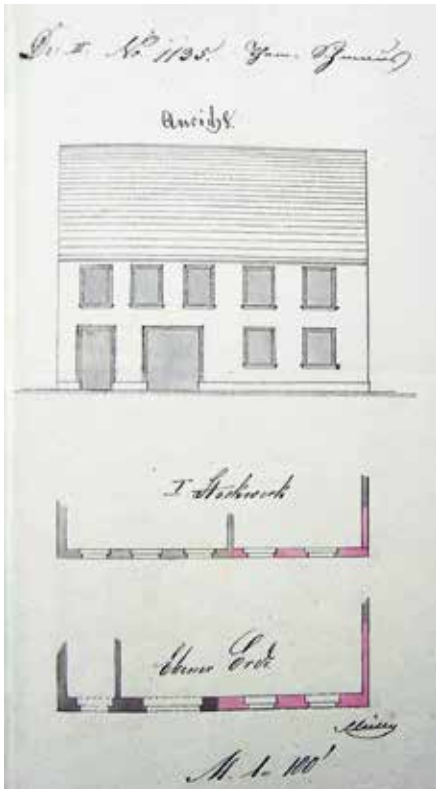
Bamberg, Untere Königstr. 37, Erd- und Obergeschossgrundriss des Vorderhauses zur Versteinerung des südlichen Teils der Fassade, erstellt 1847 von Maurermeister Joseph Dennefeld (Plan: Städtische Aktenregistratur Bamberg)

den alles, was er brauchte. Das Anwesen Untere Königstraße 37 macht hier keine Ausnahme. Hans Motschenbach lässt sich als bisher frühester Besitzer des Hauses für die Zeit um 1470 belegen. 1506 taucht Kunz Leupold, ein

Staucheweber, also ein Produzent von Baumwollschleiern auf. Es finden sich auch Gärtner unter den Bewohnern. Als Schmiede am Steinernen Tor ist das Anwesen erst ab 1680 nachweisbar.



Grundriss des Zollhäuschens am Steinernen Tor, 1827 (Plan: Stadtarchiv Bamberg)



Untere Königstraße 37, Ansicht sowie Erd- und Obergeschossgrundriss des Vorderhauses zur Versteinerung des nördlichen Teils der Fassade, erstellt 1865 von Maurermeister Thomas Müller (Plan: Städtische Aktenregistratur Bamberg)

Das Anwesen

Der Erhaltungszustand des Anwesens ist bedeutend. Wie früher fast alle uferseitigen Grundstücke der Unteren Königstraße besteht es heute noch aus einem Vorderhaus an der Straße, einem rückwärtigen Hinterhaus und dazwischenliegenden Verbindungstrakten. Das dreigeschossige Rückgebäude ist bisher undatiert, es wird erst 1767 explizit als Hintergebäude erwähnt, doch weist der ebenfalls dendrochronologisch – allerdings bisher mit nur einer Bohrung – datierte südliche Obergeschosslaufgang, der mit dem Hinterhaus verzahnt ist, mit 1682/83 auf eine frühere Entstehung hin. Nach Norden, zur Feuergasse hin, befindet sich ein zweigeschossiger Verbindungstrakt, der bisher nicht datiert ist, aber auch auf das 17. Jahrhundert zurückgehen dürfte.

Zur Baugeschichte des Vorderhauses

Nachrichten über Bautätigkeiten am Vorderhaus sind durch die städtischen Bauakten überliefert. Mit der Versteine-

rung der Fassade unter Schmiedemeister Thomas Schmaus wurde 1847 das heutige Erscheinungsbild geschaffen. Maurermeister Joseph Dennefeld ersetzte das Fachwerk der südlichen Haushälfte durch eine massive Außenmauer mit neuer Fenster- und Türeinteilung. Nördlich befand sich damals noch das Zollhäuschen des Steinernen Tores. Nach dessen Abbruch im Sommer 1865 lag nun auch dieser Bereich der Straßenseite frei und wurde noch im selben Jahr von Maurermeister Thomas Müller mit zwei neuen Fensterachsen der Gestaltung von 1847 angepasst. Die der Stadt gehörende Feuergasse zur Regnitz wurde von nun an durch die Schmiede genutzt, konnte aber erst 1931 hinzugekauft werden.

Das heutige Dach

Das Dachwerk über dem Vorderhaus besteht aus zwölf Gespärren, die auf einer Gebäudelänge von etwa 10 m verteilt sind. Das Dach überspannt von Außenwand zu Außenwand ca. 8,5 m und ist seit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts im ersten Dachgeschoss ausgebaut. Der Spitzboden darüber ist offen und frei zugänglich. Heute lässt sich das Dachwerk als einfaches Kehlbalkendach beschreiben, dessen durchweg angeblattete Kehlbalken von einem von Giebelwand zu Giebelwand durchlaufenden Mittelunterzug unterstützt werden. Im Spitzbo-

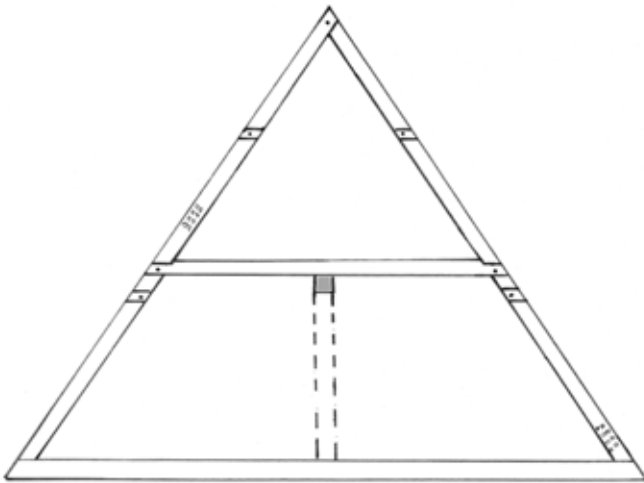
den erkennt man auf einigen hofseitigen Sparren Abbundzeichen als Kästchen, die knapp über dem Kehlbalken eingehauen sind. Aufgrund von aufgenagelten Brettern sind sie nur teilweise sichtbar. Auf der Straßenseite liegen die Abbundzeichen unten am Sparrenfuß, also auf einer Höhe, die heute durch Zimmereinbauten nicht zugänglich ist. Auch auf dem Kehlbalken neben der Dachbodentreppe sind Kästchen-Abbundzeichen erkennbar. Die einsehbaren Abbundzeichen lassen sich jedoch als eine eindeutige Zählung von Nord nach Süd rekonstruieren. Demnach hat das Gespärre an der Feuergasse im Norden die Nr. 1, das Pendant an der Südseite zum Nachbaranwesen hin die Nr. 12. Das Dachwerk scheint einheitlich geplant und aufgerichtet worden zu sein.

Rekonstruktion des Dachwerks von 1386

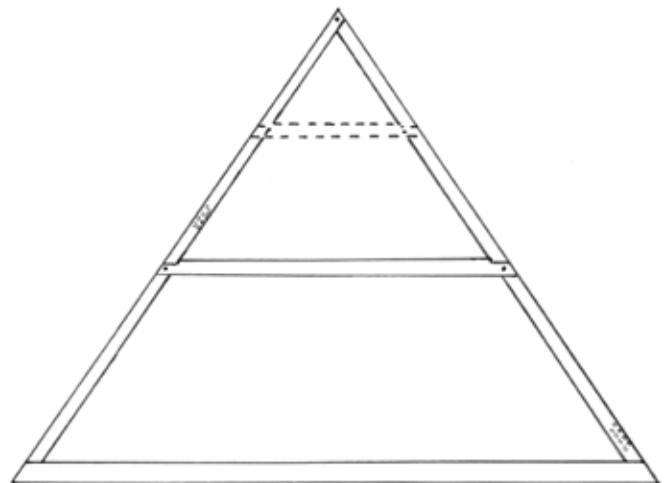
Bei der dendrochronologischen Untersuchung wurden vier Sparren beprobt und datiert. Das Ergebnis stellt eine kleine Sensation dar: Die Fichten und Tannen wurden alle im Winter 1385/86 gefällt. Der ebenfalls beprobte Mittelunterzug im Dach wurde allerdings erst im Winter 1399/1400 eingeschlagen. Diese zeitliche Differenz von etwa 15 Jahren wirft Fragen auf, vor allem die nach der ursprünglichen Konstruktion und nach dem Grund für eine zimmermannstech-



Das Haus Untere Königstraße 37 in Bamberg in einer Aufnahme aus der Zeit um 1900. 1386 (d) errichtet, wurde es seit etwa 1680 als Schmiede genutzt (Foto: Archiv Rainer Wagner)



Heutiger Zustand des Daches, maßgetreue Skizze von Gespärre 8. Die Stütze unter dem Mittelunterzug gehört nicht zum ursprünglichen Dach (Zeichnung: Georg Brütting)



Rekonstruktion des Daches von 1385/86 (d), maßgetreue Skizze (Zeichnung: Georg Brütting)

nische Ergänzung nach so kurzer Zeit.

Wie sah nun das um 1386 aufgerichtete Dach aus? Zuerst muss natürlich der um 1400 datierte Mittelunterzug gedanklich entfernt werden. Danach gilt es, weitere Befunde zu interpretieren: An allen bauzeitlichen Sparren lassen sich neben der mit dem Kehlbalken ausgefüllten Blattsasse noch jeweils zwei unausgefüllte Blattsassen finden, eine oben im Spitzboden und eine um Balkenbreite unter der jetzigen Kehlbalkenlage. Würde man in die oberen leeren Blattsitze wieder Kehlbalken einsetzen, so entstünde ein Gespärredreieck mit zwei Kehlbalkenlagen, das sich gut in die bisher bekannte Tradition der Bamberger Dachwerke einordnen lässt.

Rekonstruktion des Daches nach 1400

Nun aber beginnen die Schwierigkeiten, denn es ist bisher unklar, ob die heutige Kehlbalkenlage in ihrer Lage ursprünglich ist oder ob diese eben um Balkenbreite tiefer, in den heute unausgefüllten Blattsassen lag und erst beim Einbau des Mittelunterzugs um 1400 höher gesetzt worden war. In beiden Fällen bestünde nämlich im Dach genug Kopffreiheit, um bei Nutzung des Dachraumes frei agieren zu können. Am wahrscheinlichsten ist, dass sich die Kehlbalken noch in ihrer Ursprungslage befinden. Damit stellt sich aber die Frage, warum man um 1400 einen Mittelunterzug einbaut?

Naheliegender ist der Versuch, das Dach der Länge nach auszusteiern, denn dies geschah bisher nur über die

Dachlattung. Wie bereits erwähnt, verläuft der Mittelunterzug von Giebel zu Giebel und war hier jeweils durch ein angeblattetes Kopfband gesichert. Die Giebelscheiben könnten damit zusammengehalten werden. Doch der etwa 10 m lange Balken würde auf der gesamten Länge durchbiegen. Man könnte unter Berücksichtigung der heute unausgefüllten unteren Blattsassen ein Dachwerk rekonstruieren, das den Unterzug zwischen den eng aneinanderliegenden Kehlbalken einklemmt. Würde man alle „fehlenden“ Balken wieder einsetzen, entstünde ein Sparrendach mit drei Kehlbalkenlagen, bei der die unteren

den Mittelunterzug einklemmen und ihn so gegen das Durchbiegen sichern. Gleichzeitig hätte man dadurch eine Art Längsaussteifung im Dachwerk erreicht. Leider sind alle diese unteren Kehlbalken verloren, sodass diese Theorie nicht mehr dendrochronologisch überprüft werden kann. Diese Konstruktionsart korreliert mit der Entwicklung des um 1400 in Bamberg aufkommenden stehenden Stuhls, da es sich im Prinzip um eine Art mittigen stehenden Stuhl handelt.

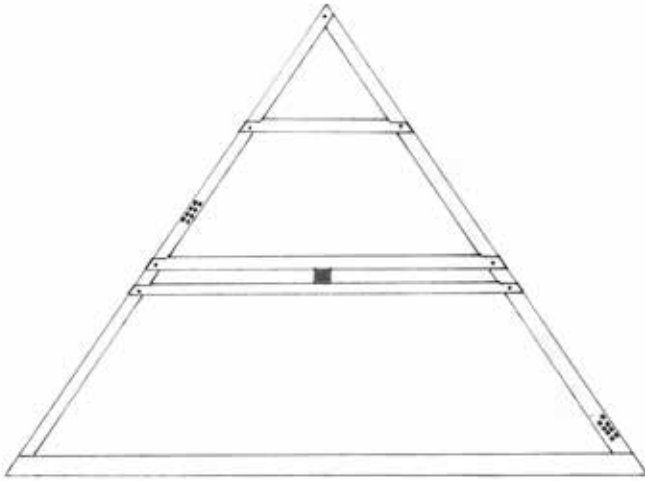
Die Lösung, einen Unterzug mit einem Kehlbalkenpaar zu sichern, wurde aber durchaus realisiert. Beispielsweise existiert in Nürnberg, Loher Hauptstraße 102 eine Konstruktion von 1596 (d) mit zwei angeblatteten Kehlbalken, die mittig den Unterzug einklemmen. Leicht verändert findet man die Konstruktion sogar noch 1651/52 (d) in Nürnberg, Weihergartenstraße 9 wieder. Hier ist allerdings der obere Kehlbalken eingezapft und nur der untere Kehlbalken angeblattet. Zeitlich dazwischen liegt ein Beispiel aus Huppendorf im Lkr. Bamberg, welches dendrochronologisch auf 1610/11 datiert werden konnte. Für die Zeit um 1400 fehlen bisher Vergleichsbeispiele aus der Region, was die konstruktionsgeschichtliche Bedeutung des Neufundes unterstreicht.

Ursprünglich mit Walm

Eine weitere Beobachtung konnte während der Inventarisierung und dendrochronologischen Untersuchung gemacht werden. Sehr wahrscheinlich war das um 1386 errichtete Haus zur Feuergas-



Abbildzeichen mit Käftchen. Hier der hofseitige Sparren von Gespärre Nr. 2 (Foto: Volker Rößner, 2015)



Rekonstruktion des Daches um 1400. Ein Mittelunterzug 1399/1400 (d) wird von einem zweiten Kehlbalken eingeklemmt, maßgetreue Skizze (Zeichnung: Georg Brütting)



Nürnberg, Loher Hauptstraße 102. Hier wird ein Unterzug zwischen zwei Kehlbalken geklemmt. Allerdings datiert diese Konstruktion von 1596 (d), ist also 200 Jahre jünger als die Lösung in Bamberg (Foto: Georg Brütting, 2015)



Königsfeld-Huppendorf, Huppendorf 26, Lkr. Bamberg. Kehlbalkenlage im zweiten Dachgeschoss. Die in jedem zweiten Gespärre angeblatteten Kehlbalken halten einen Mittelunterzug. Zusätzlich sind beide Kehlbalken mit kurzen Klammerhölzern seitlich des Unterzugs versehen. 1610/11 (d) (Foto: Georg Brütting, 2010)

se hin abgewalmt. Das Gespärre 1 ganz im Norden verläuft in seiner Höhe nur bis zu dem heute erhaltenen Kehlbalken. Gespärre 2 reicht auf eine Höhe zwischen diesem Kehlbalken und dem First. Erst Gespärre 3 hat die volle Höhe. Dies weist auf einen einst vorhandenen Halbwaln zur Feuergasse hin. Unterstützt wird diese Theorie durch die Abbundzeichen. Die Bundseite für die angeblatteten Kehlbalken liegt nämlich bei den ersten drei Gespärren auf der Nordseite und wechselt dann zur Südseite. Vermutlich wurde dieser Waln beim Bau des großen Kaminzugs für die Schmiede, also in der Zeit nach 1680, abgebaut und durch den heutigen Giebel ersetzt. Bedenkenswert erscheint, dass dieser Waln auch eine Schubwirkung auf das übrige Dach verursachte und die Zimmerleute deswegen um 1400 zum aussteifenden Einbau des Mittelunterzugs gezwungen haben könnte.

Vieles konnte im Rahmen der Inventarisierung des Anwesens Untere Königstraße 37 nur angerissen werden. Es bleibt zu hoffen, dass weiterführende Untersuchungen des Vorderhauses und des Dachwerks zu einer Verifizierung oder einer Korrektur der hier vorgeschlagenen Rekonstruktion führen. Ein tieferer Einblick in die Bausubstanz und weitere Dendro-Proben aus anderen Bauteilen wären hilfreich. Spannend wird natürlich dann die Frage der Fachwerkkonstruktion unterhalb des Daches sein, also im Erd- und Obergeschoss. Finden wir Ständer- oder Stockwerksbauweise vor? Wie war die Grundrisseinteilung? Findet sich eine Bohlenstube? Auch die Anbindung an die Seitenbauten und das Rückgebäude ist hochspannend. Das gesamte Anwesen ist einer detaillierten Erforschung wert.

Georg Brütting und Volker Rößner

Die Verfasser danken Familie Rainer Wagner, Nicole Hojer und Bernd Marr.

Literatur

Manfred Schuller: Die Dächer der Stadt – Dachformen, Dachdeckungen und Dachwerke 1170 bis 1800, in: Thomas Gunzelmann, Stadt Bamberg – Stadtgedenkmäl und Denkmallandschaft, Bamberg und Berlin/München 2012, S. 1433–1483

Manfred Schuller/Thomas Eißing/Michael Scheffold: 800 Jahre Bamberger Dachwerke, Bamberg 2004

Ein „Hippodrom“ bei Kloster Benediktbeuern

Geschichte der Klosteranlage

Das in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts gegründete Kloster Benediktbeuern hat über die Jahrhunderte vieles

erlebt: Ungarnstürme (955) und andere kriegerische Ereignisse, Brandkatastrophen (1248, 1490), zahlreiche Abbrüche, Um- und Neubauten und – als besonders

drastischen Einschnitt in der Klostergeschichte – die Säkularisation, die im Jahr 1803 das vorübergehende Ende (bis 1930) des mönchischen Lebens an diesem Ort bedeutete.

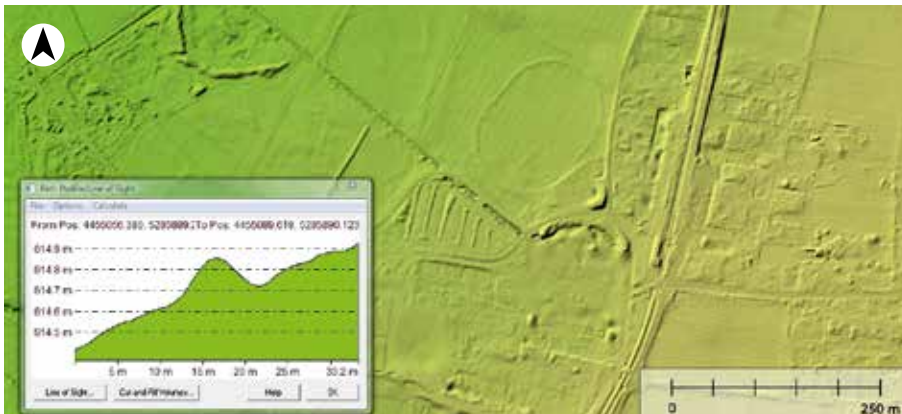
Zwischen 1805 und 1806 brachte der 1801 aus dem Staatsdienst ausgeschiedene, ehemalige bayerische Spitzenbeamte Joseph von Utzschneider (1763–1840) die meisten Klostergebäude in seinen Besitz. Zusammen mit dem Physiker Joseph von Fraunhofer (1787–1826) und dem Ingenieur Georg von Reichenbach (1771–1826) betrieb Utzschneider, ein ruheloser, nimmermüder und mitunter auch skrupelloser „Macher“ und unternehmerischer Tausendsassa, neben der klösterlichen Landwirtschaft dort auch das „Optische Institut“ und eine Glashütte, die hochwertiges und praktisch schlierenfreies Kron- und Flintglas herstellte. In Benediktbeuern wurden u. a. die optischen Linsen für die Präzisions-Theodoliten hergestellt, die bei der Beobachtung des ersten landesweiten Hauptdreiecksnetzes (abgeschlossen 1807), also der Grundlage des bayerischen Landesvermessungswerks, eingesetzt wurden.

Im März 1818 verkaufte Utzschneider den gesamten Klosterkomplex an den bayerischen Staat bzw. das bayerische Militär. Der zwischen 1708 und 1717 errichtete Meierhof an der Nordostecke des Klosters, der im 18. Jahrhundert als „große Sehenswürdigkeit“ galt, wurde nun – wie die ursprünglich kurfürstlichen Güter Schwaiganger und Schleißheim sowie die säkularisierten Klöster Fürstenfeld und Steingaden – ein Gut für die militärische Pferdeaufzucht, ein sogenanntes „Remontendepot“. Aus dem Benediktbeurer „Palast der Kühe“ (Michael Petzet) wurde – wenn man so will – eine „Militärakademie für Pferde“, also sozusagen ein bayerisches „Westpoint/Sandhurst/Saint-Cyr der Hippologie“.

Nach dem Ersten Weltkrieg wandelte man das Remontendepot Benediktbeuern in ein „Remonteamt“ um, das schließlich 1921 aufgelöst wurde und in einem „landwirtschaftlichen Reichsbetrieb Benediktbeuern“ aufging. Im Jahr 1930 erwarben die Salesianer Don Boscos die Klosteranlage, renovierten die Gebäude und gründeten



Benediktbeuern, digitales Oberflächenmodell der Remonten-Laufbahn (Pfeil) nördlich des Meierhofes (weißes Kreuz). DOM-Rasterweite 0,5 m, Aufsicht (Geodaten: Landesamt für Digitalisierung, Breitband und Vermessung München; Bearbeitung: Hermann Kerscher)



Benediktbeuern, Digitales Geländemodell der Remonten-Laufbahn mit gemessenem Querprofil. DGM-Rasterweite 1 m, Aufsicht (Geodaten: Landesamt für Digitalisierung, Breitband und Vermessung München; Bearbeitung: Hermann Kerscher)



Benediktbeuern. Die „Reitbahn“ in der ersten amtlichen Höhenlinienaufnahme aus dem Jahr 1899. Aufnahme: Topographisches Bureau des Bayerischen Generalstabs (H. Lutz) (Landesamt für Digitalisierung, Breitband und Vermessung München)



Benediktbeuern. Luftaufnahme (von Nordwesten) des Klosters mit „Hippodrom“ im Vordergrund. Aufnahmedatum vermutl. Anfang 1950 (Foto aus: Fraunhofer-Gesellschaft [Hrsg.], Fraunhofer in Benediktbeuern – Glashütte und Werkstatt, München 2008, S. 7)

eine „Theologische Studienanstalt“, die später als „Philosophisch-Theologische Hochschule“ weitergeführt wurde (Ende des Studienbetriebs Juni 2013).

Die Pferde

Das Pferdebeschaffungswesen und die Militärpferdeausbildung in der bayerischen Armee sind zwar mittlerweile gut untersucht und erforscht, werden in ihrer komplexen Verästelung allerdings nur von einer Handvoll Militärgeschichtlern und interessierten Tiermedizinerinnen wirklich überblickt.

Die bayerische Armee benötigte wie alle Armeen im Zeitalter der vorindustriellen Kriegsführung eine große Anzahl von Pferden, sei es als Zugpferde (Artillerie, Train) und Tragetiere (Gebirgstruppen) oder als Reitpferde (Kavallerie). Bayern war deshalb wie jeder andere Staat stets darauf bedacht, die Pferdezucht im eigenen Land zu fördern und die benötigten Remonten (i. e. unausgebildete, „minderjährige“ Pferde) selbst zu züchten und in den Remontendepots als Militärpferde auszubilden. Freilich: „Trotz intensiver Bemühungen konnte das bayer. Heer aber seinen Remontebedarf nur zu etwa 30 % aus der heimischen Pferdezucht decken. Während ein großer Teil der Pferde der Feldartillerie und fast der ganze Bedarf an schweren Zugpferden für die Fußartillerie in Bayern selbst angekauft wurden, lieferte Bayern nur 10 % seines Bedarfes an Kavalleriepferden. Der Rest stammte zu 90 % aus Ostpreußen“ (Kutter, S. 23).

Der Ankauf der Remonten aus dem Ausland war seit 1813 den Offizieren der sogenannten „Remontierungskom-

mission“ (auch: „Remonteankaufskommission“) übertragen. Die angekauften „halb-fünffährigen“ Jungpferde wurden dann meist per Eisenbahn zu den Remontendepots verbracht, wo sie gemustert und als tauglich für verschiedene Truppenteile eingeteilt wurden. Das Depot Benediktbeuern mit den Vorwerken Häußern, Wall und Strassberg war im Jahr 1904 mit 620 Remonten belegt, die überwiegend für das II. Armeekorps bestimmt waren.

Die etwa eineinhalbjährige „militärische“ Ausbildung der Remonten erfolgte mit größter Sorgfalt und unter ständiger Betreuung von Militärveterinären. Besonderer Wert wurde auf die Einrichtung der Stallungen, das Vorhandensein von Quarantäneställen (für kranke Tiere) und sogenannten „Tummelplätzen“ im Freiland gelegt. Daneben gab es bei den meisten Depots aber auch Renn- oder Laufbahnen, auf denen die Remonten meist mehrmals wöchentlich von Reitern



Benediktbeuern. Die Remonten-Laufbahn in einer senkrechten Luftaufnahme aus dem Jahr 1965 (13.07.1965). Ohne Maßstab. Norden ist oben (Foto: Landesamt für Digitalisierung, Breitband und Vermessung München)



Benediktbeuern. Spuren des „Hippodroms“ (Pfeil) in einem aktuellen Orthofoto aus dem Jahr 2015 (Foto: Landesamt für Digitalisierung, Breitband und Vermessung München)

bewegt wurden. Bei Musterungen hatte man nämlich festgestellt, „die Pferde seien in schönerer Kondition, hätten mehr Muskeln und weniger Fett angesetzt, wiesen weniger Untugenden, dafür aber schönere Gänge auf“ (Kutter, S. 56).

Das „Hippodrom“

Das Benediktbeurer „Hippodrom“ war von ovalem Grundriss und knapp 500 m lang. Die Bahn hatte ursprünglich eine Drainage aus Kies, ist heute mit Weidegras be- bzw. zugewachsen und soweit eingeebnet und verwischt, dass sie vom Boden aus nicht oder kaum mehr auszumachen ist. Gleichwohl konnten wir die Bahn im Frühsommer 2015 mit Hilfe von ALS-Daten sichtbar machen.

Dass das gelingen konnte, verdanken wir indirekt wieder einmal dem oben schon kurz erwähnten Joseph von Fraunhofer, allerdings nicht in Gestalt des berühmten Straubinger Physiker-Autodidakten, sondern eher der nach ihm benannten Forschungsgesellschaft. Diese nämlich plant seit einiger Zeit, im südlichen Klostergarten ein Tagungs-

zentrum zu errichten. Im Vorfeld dieser Baumaßnahme haben wir ALS-Daten, und zwar sowohl DGM- als auch DOM-Daten (First und Last Pulse-Lasermessungen) ausgewertet, mit dem Ziel, eventuelle historische Gartengrundrisse aufzuspüren und zu erfassen. Dabei stießen wir – eher nebenbei – in der Weide nördlich des Meierhofes und westlich der Meichelbeckstraße auf die Reliefsuren der Remonten-Laufbahn. Profilmessungen zeigen, dass der Kiesunterbau der Bahn unter der Grasnarbe stellenweise noch 10–20 cm hoch erhalten ist.

Durch Sichtung von älteren Karten und Luftbildern können wir belegen, dass der Verfall der Laufbahn nach Aufgabe des Remontendepots vor fast einem Jahrhundert nur sehr langsam erfolgte.

Im Kartenbild taucht das „Hippodrom“ zum ersten Mal im Jahr 1899 auf, als es kein Geringerer als der Topograph Heinrich Lutz (1857–1934) im Zuge der ersten amtlichen Höhenlinienaufnahme im topographischen Aufnahmeblatt SW 21 – 06 krokiert und mit dem Zusatz

„Reitbahn“ versehen hat. Luftbilder aus den 1950er Jahren zeigen die mit Schattenbäumen bepflanzte und schon ungenutzte Laufbahn noch leidlich intakt. Ab den 1960er Jahren beginnt sich das Bild langsam zu verwischen, bis sich der Befund im aktuellen Orthofoto schließlich nur noch dem „Eingeweihten“ zu erkennen gibt.

Hermann Kerscher

Literatur

Kurt Winschiers: 500 Jahre Vermessung und Karte in Bayern. Ein Überblick in 60 biographischen Skizzen. Mitteilungsblatt Dt. Ver. Vermessungswesen, Landesver. Bayern 34, Sonderheft 2, München 1982

Josef Hemmerle (Bearb.): Die Benediktinerabtei Benediktbeuern (Germania sacra, N. F. 28), Das Bistum Augsburg, Berlin/New York 1991

Fraunhofer-Gesellschaft (Hrsg.): Fraunhofer in Benediktbeuern – Glashütte und Werkstatt, München 2008

Kathrin Anna Maria Kutter: Das Pferdebeschaffungswesen in der Bayerischen Armee von 1880–1920 an Hand der Akten des Kriegsarchives in München (Diss. LMU, online Ressource: https://edoc.ub.uni-muenchen.de/14863/1/Kutter_Kathrin_Anna_Maria.pdf), München 2012

Antijüdische Karikaturen – Wandmalereien in einem Bauernhaus in Herbstadt

Das stattliche zweigeschossige Bauernhaus in der Schulzengasse in Herbstadt, Lkr. Rhön-Grabfeld, ist mit folgendem Text als Baudenkmal in die Denkmalliste eingetragen: „Bauernhof, Wohnhaus, über Sockelgeschoss zweigeschossiges giebelständiges Halbwalmdachhaus, Sockel- und Erdgeschoss mit gequadrten Ecklisenen, Obergeschoss verputztes Fachwerk, bez. 1826; Fußgängerpforte, Torpfosten und Hofmauer mit angebautem Nebengebäude, Sandstein, um 1825, Nebengebäude eingeschossiger Fachwerkbau mit Krüppelwalmdach, 19. Jh.“

Von außen fallen die im Grabfeld typische aufwendige und schöne Hoftoranlage und das Erdgeschoss aus Werkstein auf. Auch das Innere sah zuletzt nicht anders aus als vergleichbare Wohnhäuser mit Stube und Kammer zur Straße, Flur mit Treppe, Küche und im hinteren Teil Kammern mit Mittelflur – und vielen unsachgemäßen Umbauten,

denen zwischenzeitlich viel historische Ausstattung und Anmutung zum Opfer gefallen war. Einzig die Stuckdecken der Stuben zeugen noch von einem den äußeren Werksteinarbeiten vergleichbaren Anspruch im Inneren. Es war ein Glücksfall, dass die neuen Eigentümer der Empfehlung des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) folgten, trotz der starken Überarbeitungen der Innenräume einen Restaurator mit der Begutachtung des Inneren zu betrauen. Überraschend konnten hierbei in einem kleinen, untergeordneten Raum oberhalb der Küche im Obergeschoss (vermutlich die Schlotkammer) gemalte farbige Darstellungen auf den Wänden entdeckt werden, deren Deutung dargelegt werden soll.

Die Wandmalereien

Die Malereien befinden sich auf dem Verputz des Fachwerks der nördlichen Außenwand sowie der beiden anschlie-

ßenden Innenwände zu der westlich liegenden Stubenkammer und einer östlich anschließenden Kammer. Der Verputz der Wand zum Flur, durch die der Raum betreten wird, wurde früher abgeschlagen, sodass nicht mehr festzustellen ist, ob es auch dort Malereien gab. Der Raum beherbergte früher sicher an Stelle des heutigen kleinen Kamins einen größeren Schlot der Feuerstelle der darunter liegenden Küche. Die Malschicht ist beschädigt und vielfach schon abgefallen, sodass nur Teile der Darstellungen erhalten sind. Es sind einzelne Szenen dargestellt und jeweils mit Text versehen. Die Figuren sind zwar mit wenigen, aber gekonnt gesetzten Konturlinien und leuchtenden Farbflächen aufgetragen und verraten einen geübten Zeichner und Maler. Zwei Typen der Szenierung lassen sich dabei unterscheiden: Gerahmte und von einem Baum flankierte ungerahmte Szenen. Heute sind hiervon noch drei Wandbil-

der so gut erhalten, dass Bild und Text interpretiert werden können. An der östlichen Seitenwand der Kammer lassen geringe Bild- und Schriftfragmente erahnen, dass es ursprünglich mindestens noch zwei weitere Darstellungen gegeben haben muss.

Der Ochsenhändler

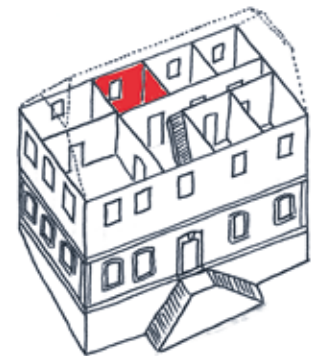
Das erste der drei erhaltenen Wandbilder befasst sich mit dem jüdischen Viehhandel. Dargestellt sind vier Personen, wovon der am weitesten links stehende Mann als der umworbene christliche Bauer, die anderen drei Abgebildeten als jüdische Händler identifiziert werden können. Der Bauer hält in seiner linken Hand eine langstielige Tabakpfeife und hat mit seiner Rechten vermutlich einen Spazierstock unter seinen Arm geklemmt. Oberhalb des Bauern findet sich zusätzlich die Betitelung als „Carli“, die jedoch durch den Autor nicht gedeutet werden kann. Denkbar wäre, dass hier ein benachbarter oder befreundeter Bauer abgebildet wurde, möglicherweise ist es sogar der Auftraggeber selbst. Die Darstellung der drei Juden dagegen erfolgt typisierend: Alle drei sind durch

ihre Bartracht zu erkennen, der vorderste der drei Juden trägt zudem einen über die Schulter geworfenen Zwerchsack wie er in stereotypen Darstellungen jüdischer Händler und Hausierer bereits im 18. Jahrhundert häufig anzutreffen ist. Er steht dem Bauern am nächsten und verhandelt seiner Handhaltung nach mit diesem. Die beiden anderen Juden, zwischen denen das Paar Ochsen abgebildet ist, halten dagegen Peitschen in ihren Händen, die sie zum Treiben des Viehs benötigen.

Die Inschrift dazu, deutlich länger als die der beiden anderen Bilder, besagt: „Die Köpf uff die höh Schmukel [jidd. Koseform zu Samuel] du bist dümer wie die Behemes [jidd. Behemes = Ochsen, Rindviecher!] / Michel dou bring ich dir ein baar Schorum [jidd. Schor = der Ochse] ufer(?) in ganzen Dorf sen kahne so / wie die Hirner hem wie die Hirsch, und Schwänz wie die Bisen [= Bison], ich will dich / zum (sto)lzen Bauern machen! Seh amol das gehwerk! – Schmus [jidd. schmusen = handeln, verhandeln] nur / 18 [unleserlich, möglicherweise eine Währungseinheit, verm. Gulden] – und den Schmukel ah Baf muhes(?)

– Massel doff [jidd. bzw. hebr. Masel tov = Viel Glück, Viel Erfolg]. sei nett / so hartleibig – schmus nur nett so niben naus, ich mah[n] der Michel / hatt ahn Schicker! – treibt fort Schmukel die Massematten so lalone [„Die Massematten so lalone“ = so viel wie, „die Geschäfte gehen/sind schlecht“; jidd. Massematte = Geschäfte]“.

Bemerkenswert ist besonders die Sprache der Inschrift, zeigt sie doch



Herbstadt, Schulzengasse 1, Wohnhaus, Grundriss Obergeschoss mit Markierung der (Schlot-)Kammer (Zeichnung: BLfD, Christian Schmidt)

wie stark in Franken auch die Umgangssprache der Landbevölkerung durch die Präsenz jüdischer Wanderhändler beeinflusst war. Gerade im Viehhandel dürfte den meisten Bauern, wie auch dem Verfasser der Inschrift, jiddische Ausdrücke wie „Behemes“ oder „Schorum“ aus dem Umgang mit den jüdischen Viehhändlern geläufig gewesen sein.

Der Pferdehändler

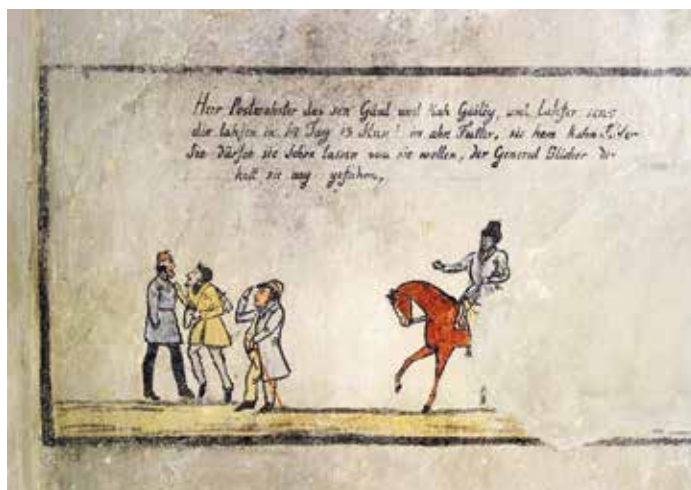
Thema der zweiten Darstellung links des an der Außenwand gelegenen Fensters ist die übertriebene, vielleicht sogar betrügerische Verhandlungsweise, mit der ein jüdischer Viehhändler ein Pferd an den Mann bringen will. Mit einem Anteil von 27,7 % war Anfang des 19. Jahrhunderts der Großteil der Juden in Unterfranken im Viehhandel tätig, ein Geschäftsfeld, das auch in anderen Teilen Bayerns von Juden dominiert wurde. Der Handel mit Pferden erforderte dabei im Gegensatz zum Handel mit Rind- oder Kleinvieh ein großes Maß an Erfahrung und einen höheren Geldeinsatz, weshalb Pferdehändler in



Herbstadt, Schulzengasse 1, Wohnhaus und Toranlage von Süden, Dezember 2015 (Foto: BLfD, Christian Schmidt)



Herbstadt, Schulzengasse 1, Wohnhaus, (Schlot-)Kammer, Westwand, Szene „Ochsenhändler“ nach der Restaurierung, 2015



Herbstadt, Schulzengasse 1, Wohnhaus, (Schlot-)Kammer, Nordwand, Szene „Pferdehändler“ nach der Restaurierung, 2015



Herbstadt, Schulzengasse 1, Wohnhaus, (Schlot-)Kammer, Nordwand, Szene „Nasenschleifer“ vor (links) und nach der Restaurierung (rechts), 2015 (alle Fotos: BLfD, Christian Schmidt)

der Regel auch ein höheres Ansehen genossen als die übrigen Viehhändler. Abgebildet sind unterhalb der Inschrift: „Herr Postmahster das sen Gäul und kah Gailig, und lahfers sens / die lahfen in 14 Tag 13 Stund in ahn Futter / sie hem kahn Fehler sie dürfen sie sehen lassn wu sie wollen, der General Blicher der / hett sie aag gefahrn.“

Insgesamt erneut vier Personen, auch wenn durch eine Beschädigung des Bildes nicht mit Sicherheit gesagt werden kann, ob damit die ursprüngliche Komposition vollständig erfasst ist.

Die gesamte Szene wird von einem schwarzen Rahmen gefasst. Am linken Bildrand befindet sich ein blau gekleideter Mann mit roter Biedermeiermütze, der als der angesprochene Postmeister identifiziert werden kann. Vor diesem finden sich zwei offenbar jüdische

Viehhändler, die mit dem Postmeister verhandeln und von denen der rechte die Aussage in der Inschrift zu treffen scheint. Er ist durch seinen Kinnbart, die Kopfbedeckung und den über die Schulter geworfenen Zwerchsack als ein Handelsjude stereotyp abgebildet. In der anderen Bildhälfte ist ein schreitendes braunes Pferd samt Reiter abgebildet. Der Reiter trägt einen blauen Gehrock und schwarzen Zylinder; seine Identität kann aus dem Bild heraus nicht bestimmt werden, auch wenn es aufgrund seiner bürgerlichen Kleidung wenig nahe liegt, ihn den beiden Juden zuzuordnen.

Der Nasenschleifer

Die dritte Szene zeigt eine Frau, deren übergroße Nase an einem Schleifstein zurecht geschliffen wird. Während ein

Gehilfe den durch ein Fußpedal angetriebenen Schleifstein antreibt, drückt ein Zweiter von hinten den Kopf der Frau gegen den Stein. Die darüber angebrachte Inschrift lautet: „Master Schiefer seit so gut und schieft meiner Frah ihr Naas[en]koppes Kirzer sie stoust mich immer(?) dou mit, ich bezahl was ihr verlangt.“

Sie kann als Forderung des Ehemannes gedeutet werden, der sich jedoch nicht im Bild befindet. Durch das Aussehen des linken Gehilfen, der durch seine Kippa und die im orthodoxen Judentum üblichen Schläfenlocken als Jude zu erkennen ist, ist im Zusammenhang mit den anderen beiden Wandbildern offensichtlich, dass es sich auch hier um eine antijüdische Spottdarstellung handelt.

Das Motiv des Nasenschleifens ist jedoch keines, das dezidiert einer anti-

jüdischen Bildtradition entstammt, sondern findet sich bereits in Flugblättern des 17. Jahrhunderts, wie zwei Vergleichsdarstellungen zeigen. Der ältere der beiden ist ein Kupferstich eines unbekanntes Stechers aus der Zeit um 1630, der sich im Besitz des Kunstmuseums Moritzburg Halle (Saale) befindet. Dieser Stich diente möglicherweise als direkte Vorlage für einen Holzschnitt, den der Augsburger Abraham Bach d. Ä. (gest. 1680) in der zweiten Hälfte des gleichen Jahrhunderts anfertigte.

Beide Darstellungen zeigen wie einem gefesselten Mann die Nase an einem riesigen Schleifstein geschliffen wird. Während ein Gehilfe den Schleifstein dreht, hält der Meister den Kopf des Mannes an den Stein. Darüber hockt ein Junge mit herunter gelassener Hose und entleert sich auf den Schleifstein, um dem Vorgang das Kühlmittel zuzufügen. Am rechten Bildrand werden an einem zweiten Schleifstein die abgeschliffenen Nasen poliert. Diese Prozedur wird von einem weiteren Mann beobachtet, der sich mit einem Dreschflegel in den Händen am linken Bildrand befindet.

Diese grotesken und satirischen Flugblätter des Nasenschleifers, dessen bildliche Vorlage auf die Darstellung des Scherenschleifers verweist, thematisiert die übersteigerte Neugier als Fehlverhalten in der Gesellschaft der Frühen Neuzeit. Von dem Sprichwort

ausgehend, man solle seine Nase nicht in fremde Angelegenheiten stecken, wird dem Betrachter der Rat gegeben, seine Nase nicht in „all Dreck“ zu stecken oder gegebenenfalls mit den recht drastisch dargestellten Konsequenzen zu rechnen.

Im Unterschied zu den barocken Flugblättern wurden die ursprünglich religionsneutralen Inhalte im Herbstadter Wandbild in eine antijüdische Darstellung umgemünzt. Einerseits spielt hierbei sicher das stereotype Vorurteil eine Rolle, Juden würden über besonders große Nasen verfügen. Auffällig ist außerdem, dass in der Abbildung die Nase einer Frau und nicht die eines Mannes mit dem Schleifstein bearbeitet wird. Dieser Unterschied mag darin begründet sein, dass Neugierde lange Zeit als hauptsächlich weibliche Eigenschaft angesehen wurde. Auch wenn in der Aussage des Ehemannes der Wunsch geäußert wird, die Nase seiner Frau kürzer zu machen, nur damit sie ihn nicht damit stoßen würde, so dürfte wie in den bekannten Druckblättern das eigentliche Problem sein, dass die Gemahlin ihre Nase ganz offenbar in Dinge steckt, die sie nichts angehen oder die nicht in ihrer Entscheidungsgewalt liegen.

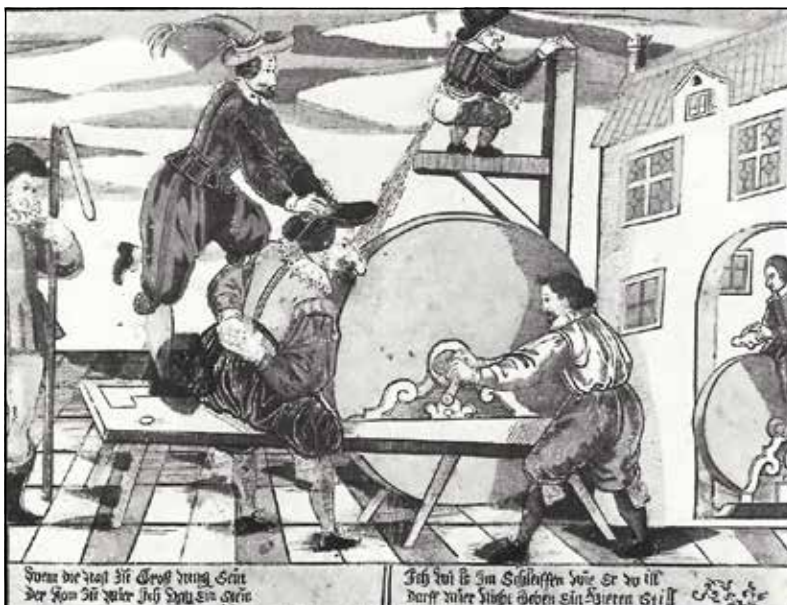
Hintergründe und Entstehung

Aufgrund der Kleidung der abgebildeten Personen sind die „Wandgemälde“ in die 1820er oder 1830er Jahre zu da-

tieren. Das Erbauungsjahr des Hauses, 1826, mag also gut das Jahr gewesen sein, in dem die Bilder entstanden sind. Das damalige Landgericht Königshofen, in dem Herbstadt lag, umfasste zu dieser Zeit 554 Juden und in direkter Nähe zu Herbstadt bestanden größere jüdische Gemeinden, zumeist mit eigener Synagoge, wie in Hönheim, Kleinbardorf, Kleineibstadt, Sulzdorf, Trappstadt und Waltershausen. Überhaupt hatte Unterfranken im 19. Jahrhundert die größte Landjudendichte auf deutschem Territorium aufzuweisen, von denen der Großteil (71 %) unter dem Schutz ritteradeliger Familien stand.

In dieser Zeit, wie im ganzen 19. Jahrhundert waren antijüdische Karikaturen weit verbreitet und erfreuten sich auch auf dem Land großer Beliebtheit. So waren Zizenhausener Terrakotten, die häufig auch antijüdische Themen darstellten und die der gelernte Kirchenmaler Anton Sohn (1769–1840) seit 1799 in Zizenhausen im südlichen Baden anfertigte, ein weit verbreitetes Produkt des frühen 19. Jahrhunderts. Für die Region um Herbstadt dürften jedoch die Rhöner Schnitzfiguren einen größeren Einfluss besessen haben. Diese Holzfiguren stellten unter anderem stereotype Darstellungen von jüdischen Hausierern, Altkleiderhändlern und anderen Wanderhändlern dar und wurden in Mühlfeld vermutlich durch den Schreiner Christian Calov gefertigt. Von dort aus fanden sie als Nippes auch Eingang in viele bäuerliche und kleinbürgerliche Haushalte, so sicherlich auch in der Gegend um Herbstadt. Möglicherweise war er auch dem unbekanntes Maler der beschriebenen Darstellungen eine Quelle der Inspiration. Bunte und figürliche Bemalungen waren im 19. Jahrhundert in Innenräumen keine Seltenheit, wie die Bemalungen im Inneren der Reßmühle (1802) im Freilandmuseum Fladungen zeigen.

Der Eigentümer hat sich also kurz nach der Bauzeit des Hauses ein „antijüdisches Kabinett“ geschaffen. Welchem Zweck der Raum diente, lässt sich nicht sagen. Die Umsetzung der aus Schriften und durch Figuren bekannten Darstellungen in Wandmalerei ist bislang einzigartig. Der Befund in Herbstadt ist von historischer und volkskundlicher Bedeutung, vergleichbare Darstellungen sind bislang nicht



Der Nasenschleifer von Abraham Bach d. Ä., Holzschnitt, 2. Hälfte 17. Jahrhundert (Repro: Staatsbibliothek Berlin)

bekannt. Es wird daher gebeten, solche dem BLfD zu mitzuteilen. In Herbstadt wurden die Wandmalereien konserviert und bleiben sichtbar.

Christian Porzelt

Literatur

Gisela Krug: *Die Juden in Mainfranken zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Statistische Untersuchungen zu ihrer sozialen und wirtschaftlichen Situation*, in: Brandt, Harm-Hinrich (Hrsg.): *Zwischen Schutzherrschaft und Emanzipation (Mainfränkische Studien 39)*, Würzburg 1987, S. 19–137

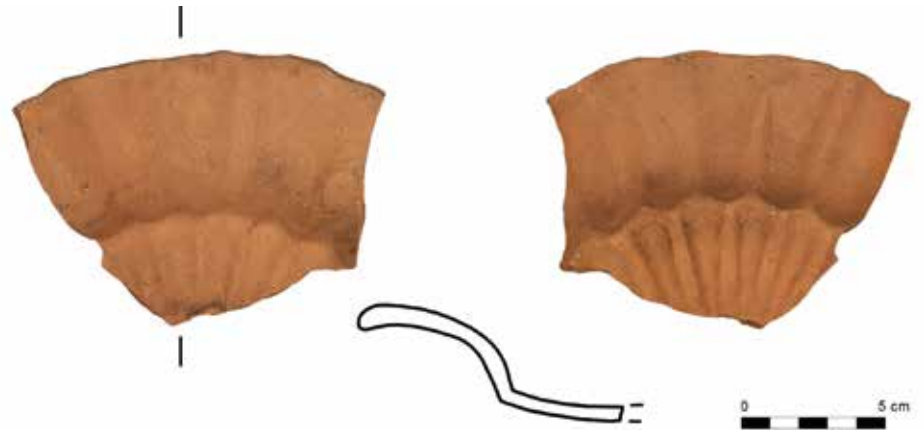
Wolfgang Brückner: *Rhöner Schnitzfiguren aus dem 19. Jahrhundert*, Petersberg 2008, S. 102–116

Wolfgang Harms: *Illustrierte Flugblätter aus den Jahrhunderten der Reformation und der Glaubenskämpfe*, Coburg 1983, S. 266–267

„Horror vacui“ auf Scherben im Nürnberger Stadtgebiet – Fayencen als Untersuchungsgegenstand der Neuzeitarchäologie

So stark Fayencen in musealen Sammlungen oftmals vertreten sind und von Kunsthistorikern analysiert wurden, so wenig hat sich bislang die Archäologie mit dieser Keramikgattung beschäftigt. Bedenkt man jedoch die zahlreichen Manufakturstandorte in Süddeutschland im 18. und 19. Jahrhundert wie beispielsweise Ansbach, Bayreuth, Crailsheim und Künersberg ist gut nachvollziehbar, dass sich Fayencen auch im archäologischen Fundmaterial reichhaltig nachweisen lassen.

Im Rahmen eines Dissertationsprojektes am Lehrstuhl für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg werden derzeit die Fayencen aus dem Nürnberger Stadtgebiet aufgenommen und ausgewertet. Ziel der Arbeit ist es, einen umfassenden Überblick über das Produktionsspektrum der hiesigen Manufaktur zu liefern. Hierbei sind besonders die auftretenden Dekorationen und Gefäßformen sowie die Verbreitung der Erzeugnisse von Bedeutung. Ebenso spielen Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Bodenfunden und Objekten aus musealen und privaten Sammlungen eine zentrale Rolle. Ein ausführlicher Fundkatalog soll es zudem erleichtern auch kleinere Fragmente einer Gefäßform zuzuordnen, dargestellte Motive zu vervollständigen sowie eine zeitliche und örtliche Produktion bestimmen zu können. Des Weiteren sind Fragen nach Produktionsmängeln, Massenwaren, Einzelstücken, Einflüsse anderer Fayencemanufakturen (zum Beispiel Ansbach, Frankfurt a. M. oder Delft), Tischkultur und die Funktion einzelner Geschirrtteile Bestandteil der Forschungsarbeit. Zur Beantwortung all dieser Fragen war es nötig, zahlreiche Fundkomplexe zu sichten und eine



Schruhbrand eines Fächertellers aus dem Komplex „Kartäusergasse 18“, Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg (Foto und Zeichnung: Sarah Koppelman)

ausreichende Materialbasis zu schaffen. Letztendlich soll mit dieser Arbeit ein Beitrag zu einem grundlegenden Desiderat in der archäologischen Forschung erfolgen, ist doch der Forschungsstand zu neuzeitlicher Keramik trotz ihrer Omnipräsenz, insbesondere bei Stadtkerngrabungen, bis heute wesentlich schlechter als beispielsweise für das Mittelalter.

Die bearbeiteten archäologischen Funde werden zum Teil im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg aufbewahrt. Dies betrifft vor allem Komplexe, die noch im 20. Jahrhundert geborgen wurden. Ein Großteil der ab dem Jahr 2000 gefundenen Keramik lagert im Depot der Unteren Denkmalschutzbehörde der Stadt Nürnberg. Ziel des Dissertationsprojektes ist es, möglichst alle Fayencen, die bis einschließlich 2014 aus dem Boden des Stadtgebietes geborgen wurden, zu bearbeiten.

Die seit 2013 andauernde Fundaufnahme ist mittlerweile weitgehend abgeschlossen, sodass ein erstes Resümee gezogen werden kann. Insgesamt wurden bislang beinahe 3000 Scherben

mit einem Gesamtgewicht von 45,35 kg aufgenommen. Sie verteilen sich auf etwa 1270 Gefäßeinheiten. Verglichen mit anderen Keramikbearbeitungen mag diese Fundmenge gering anmuten, die Vielfalt der Darstellungen und Gefäßformen ist jedoch groß, wodurch beinahe jede Scherbe ein Unikat darstellt und einer eigenen Analyse bedarf.

Gesichtet wurden bislang Funde von insgesamt 114 Maßnahmen – in 65 davon konnten Fayencen identifiziert werden. Das Spektrum reicht von kurzfristigen und wenig ergiebigen Beobachtungen bis hin zu fundreichen Großgrabungen. Zu nennen wäre hier beispielsweise die Ausgrabung im „Großen Klosterhof“ des Germanischen Nationalmuseums (2012–15) oder die Maßnahmen in der Ziegelsteinstraße 201a (2010; 2012–13).

Im gesichteten Material sind einige frühe Fundobjekte des 16. und 17. Jahrhunderts vertreten, bei denen es sich größtenteils um Importe handelt. Mit der Gründung einer Fayencemanufaktur in Nürnberg im Jahre 1712 steigt der Anteil der Fayencen in keramischen Komplexen

stark an. Von besonderer Bedeutung sind hierbei die Funde aus der Kartäusergasse 18. Hier war ehemals die Fayencemanufaktur ansässig und so konnten 1910 bei Baumaßnahmen zahlreiche Lesefunde geborgen werden. Besonders Halbfabrikate (Schrühbrände), technische Keramik (Pinnen, Muffelfragmente, Model, Brennhilfen), Fehlfabrikate (ausgelaufene Bemalung, zusammengerollte und abgeplatze Glasuren, Brennrisse, miteinander verbackene Gefäße) sowie die Fertigerzeugnisse liefern einen Einblick in das Produktionsspektrum. Auch der Herstellungsprozess lässt sich in bestimmten Arbeitsschritten nachvollziehen, wie beispielsweise beim Fundmaterial Kartäusergasse 18. Aus der aufbereiteten Masse musste zunächst das Gefäß geformt werden, um anschließend den ersten, den sogenannten Schrühbrand ausführen zu können. Ein Beispiel hierfür ist der Fächerteller – eine besonders häufige Gefäßform der Nürnberger Fayencemanufaktur – aus der Kartäusergasse 18. Dem ersten Brand folgte in einem weiteren Produktionsschritt die Glasur und teilweise Bemalung (Inglasuralmalerei) sowie der zweite, sogenannte Scharffeuerbrand.

Fayencen kennzeichnen sich durch ihre deckende, zinn-dioxidhaltige Bleiglasur aus. Der Scherben selbst besteht aus einer fein aufbereiteten Irdenware. Im Falle der Nürnberger Bodenfunde ist deren Farbe meist Beige oder Hellbraun, etwas seltener Gelb, Orange und Rot. Durch die deckende Glasur ist der Scherben gar nicht oder nur äußerst schwach sichtbar. Die Glasurfarbe ist meist Weiß, teilweise Hellblau, in Einzelfällen tritt sie im Nürnberger Material auch in einem kräftigen Gelb, Blau und Türkis auf. In der Regel wird auf die Glasur entweder eine In- oder eine Aufglasuralmalerei aufgebracht. In den Anfangsjahren war die Farbe Blau besonders beliebt. Hinzu treten außerdem Manganviolett, Gelb, Grün, Schwarz und seltener Rot.

Häufig werden mit dem Formenspektrum von Fayencen Terrinen, Figuren, Kannen und Krüge assoziiert. In Bezug auf Kannen und Krüge lässt sich diese Vorstellung durch die Bodenfunde bestätigen, doch sind auch andere Gefäßformen in großen Mengen vertreten. So finden sich Schalen und Schüsseln, Tassen und Untertassen, Fächerplatten sowie Teller in großer Zahl. In kleinen

Mengen oder als Einzelstücke kommen weiterhin Salbgefäße, Fliesen, Sternplatten, ein Surtout und Terrinen vor.

Die Darstellungen auf Fayencen der Nürnberger Manufaktur sind vielseitig. Wie schon im Titel dieses Beitrags verraten, kann man bei zahlreichen Objekten eine besonders dichte Bemalung finden, die auch als „horror vacui“ oder „Scheu vor der Leere“ bezeichnet wird. Über alle Zeiten hinweg sind florale Motive beliebt. Sie finden sich in naturalistischer, oftmals stilisierter bis hin zu völlig abstrakter Ausführung. Des Weiteren treten geometrische Muster, Schriftzüge, Obst- und Blumenkörbe, Tiere (besonders häufig Vögel), Dorflandschaften, vereinzelt Menschen und vieles mehr auf. Meist handelt es sich um ähnliche, verhältnismäßig einfach gehaltene Dekorationen. Auch unter Berücksichtigung einer Produktionszeit der Manufaktur bis in das 19. Jahrhundert, zeigt das große Spektrum der Motive einen steten Wandel von Angebot und Nachfrage sowie die Einflüsse anderer Manufakturen.

Häufig wurde eine „Motivbildung nach Schema“ vorgenommen. Gemeint

ist, in immer wiederkehrender Weise, ein Motiv darzustellen. Lediglich einzelne Elemente bzw. Details oder Größen weichen dann bei den Gefäßen voneinander ab. Durch das große, standardisierte Repertoire gibt es zwar eine Vielzahl an Dekoren, doch können in zahlreichen Fällen auch mit kleinsten Scherben Rückschlüsse auf das ganze Gefäß gezogen werden. Beispielhaft sei dies an einer Scherbe mit stilisiertem floralem Spiralrankenmotiv erläutert. Selbst bei kleinen Fragmenten ist dieser Dekor leicht zu erkennen. Er tritt bislang ausschließlich in Verbindung mit der Gefäßform des Fächertellers auf. In kunsthistorischen Sammlungen findet sich der Dekor ebenfalls im Randbereich bzw. der Fahne, wobei an der Bodeninnenseite bzw. dem Spiegel Gebäude in einer Landschaft dargestellt sind. Einige Scherben im Fundmaterial weisen wiederum eine sehr detaillierte und aufwendige Bemalung auf, die ansonsten ohne Vergleich bleiben.

Da bei der Nürnberger Fayencemanufaktur nur private Mittel und kein Landesherr als Finanzier zur Verfügung stand, ist verständlich, dass ein großer



Miteinander verbackene Schüsseln aus dem Komplex „Kartäusergasse 18“, Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg (Foto und Zeichnung: Sarah Koppelman)



Bei Ausgrabungen in der Engelhardsgasse wurde diese Schüssel geborgen. Mit Hilfe eines Schwämmchens erfolgte der Auftrag der manganvioletten Farbe im Randbereich. Mit dem Pinsel wiederum wurden Ringlinien, Punktgruppen, Fieder- und Fächerblätter sowie eine Sonnen(?)blume hinzugefügt. Sammlung der Unteren Denkmalschutzbehörde, Stadt Nürnberg (Foto und Zeichnung: Sarah Koppelman)

Absatz und nicht die Anfertigung exklusiver Waren für die Oberschicht im Fokus der Produktion stand. Trotz ähnlicher Motivbildung und Massenproduktion bleibt dennoch jede Scherbe und jedes Gefäß ein handgeformtes sowie handbemaltes Einzelstück.

In wenigen Fällen finden sich Bodenmarken, wie beispielsweise die „Jupitermarke“ oder die „N-Marke“. Hierbei handelt es sich um Manufakturmarken. Noch seltener lassen sich Malermarken feststellen, wie beispielsweise die „Kordenbusch-Marke“. Oftmals handelt es sich bei den Stücken mit Marken allerdings um importierte Fayencen. Bei der Identifizierung von Importen ist jedoch Vorsicht geboten. Häufig ist zu beobachten, dass das Kopieren oder die Übernahme von Dekoren anderer Manufakturen auch in Nürnberg erfolgte. Bei der Zuordnung einer Fayence zu einem Produktionsort sollten daher im besten Fall Gefäßform, Glasur, Dekor und Bodenmarke in Kombination ausschlaggebend sein. Dies ist bei Bodenfunden nur in den seltensten Fällen gegeben, was häufig für Unklarheiten sorgt.

In einigen Fällen, insbesondere wenn die Objekte beinahe vollständig erhalten sind, lassen sich dennoch Importe sicher ansprechen. So pflegten die Nürnberger beispielsweise intensive Handelsverbindungen nach Italien. Kennzeichnend für das Koppchen (untere Abbildung) ist die mittelblaue Glasur (Berrettino-Glasur). Die Bemalung zeigt einen in Blau ausgeführten Eichenblattdekor mit Weißhöhlungen. Derartige Erzeugnisse sind aus Faenza, Ligurien und Venetien bekannt.

Keramik mit ebensolcher Glasur und Bemalung, allerdings in weitaus hochwertigerer Ausführung, befindet sich auch im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Sie ist beispielsweise mit Wappen von Nürnberger Patrizierfamilien bemalt.

Dieser kurze Einblick zeigt, dass es im Falle der Fayencen noch einiges zu entdecken gibt. Die Anknüpfungspunkte für Fragestellungen und Interpretationen sind zahlreich und selbst kleinste Fragmente ermöglichen eine Vielzahl an Rückschlüssen. Umso mehr ein Grund, sich verstärkt mit dieser spannenden Keramik auch aus archäologischer Sicht zu beschäftigen.



Das Koppchen datiert in das 16. Jahrhundert und konnte bei einer Maßnahme am Spitzenberg geborgen werden. Das Gefäß wurde durch den Nürnberger Archäologieverein restauriert. Sammlung der Unteren Denkmalschutzbehörde, Stadt Nürnberg (Foto und Zeichnung: Sarah Koppelman)

Sarah Koppelman

PASSION DENKMAL

Studienprojekt der Universität Bayreuth im Untergrund

Seit dem Jahre 2009 werden beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD, Abt. Z, Denkmalforschung und Denkmalerfassung, Stabstelle/Sachgebiet Hohlraumerfassung) die Hohlräume (Höhlen, Keller und Bergwerksanlagen) in Bayern dokumentiert und bewertet. Ein nicht unerheblicher Teil dieser Arbeit kommt auch den Schadensbilanzierungen zu.

Bei einem Tagbruch im Sommer 2009 im Johann-Stumpf-Weg (Bereich Spitalhügel) in Bayreuth brach ein Teil des Gehweges und der Gartenmauer ein. Daraufhin wurde von Seiten der Stadt Bayreuth das Sachgebiet Hohlraumerfassung gebeten, sich dieser speziellen Hohlraumproblematik anzunehmen. Die Stadt vermutete seinerzeit, dass die Kelleranlage nicht länger als et-

wa 200 m sein könne, da ein Plan von 1944 existiere, wonach dieser Keller als Luftschutzbunker für die Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg ausgebaut worden sei. Nach über fünf Jahren der aufwendigen Befahrungs- und Dokumentationsarbeiten zeigt sich uns nun bis dato eine Stollen- und Kelleranlage von bisher 1700 m Länge – und ein Ende ist noch nicht abzusehen. Die Anlage gliedert sich bisher in mindestens acht unabhängig voneinander in den Untergrund geschlagene Anlagen, deren Hauptgänge zunächst in den Nordhang eines alten Handelsweges eingeschlagen wurden. Diese meist nach Nordnordwesten verlaufenden Hauptgänge nehmen teilweise Rücksicht aufeinander, was sich im Gangverlauf als Richtungskorrektur bemerkbar macht. Im Zuge des weiteren Kellerausschlages kamen weitere Seitengänge, Fortsetzungen und Querverbindungen hinzu. Kleinere Nebenkeller bezeugen auch hier die sogenannten Kellerrechte, wonach die Kelleranlage nicht einer einzelnen Person, sondern mitunter hunderten verschiedenen Personen zur Nutzung zur Verfügung stand. Die ältesten Bauphasen datieren derzeit in die Frühneuzeit und reichen bis in das frühe 20. Jahrhundert.

Im Zuge der Datenerhebung und öffentlichkeitswirksamen Präsentation der Hohlraumthematik in Bayreuth hat nun auch die Universität Bayreuth (Humangeographie: Stadt- und Regionalforschung) Interesse für die Stollen- und Kelleranlagen von Bayreuth gezeigt und ein eigenes Forschungsprojekt ins Leben gerufen. Die Vorberichte aus dem Projekt und die bisherigen Ergebnisse des BLfD wurden an der Universität Bayreuth einem breiten Publikum vorgestellt – nachfolgend in Kurzform die Ergebnisse der Universität Bayreuth. Schon jetzt sei den Studierenden für ihre Bereitschaft gedankt, sich diesem speziellen Thema anzunehmen. Be-



Bernhard Häck mit der Studierendengruppe in der Bayreuther Kelleranlage
(Foto: Stefan Hedler)

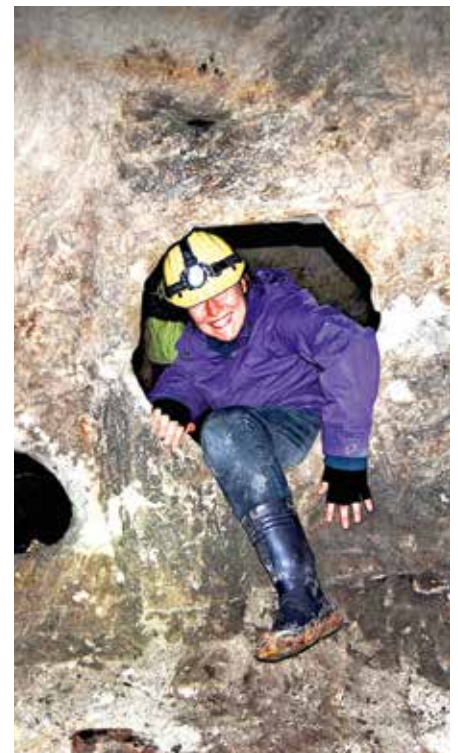
sonders bedanken möchte ich mich bei Herrn und Frau Dill in der Bismarckstraße in Bayreuth die uns über die Jahre hinweg immer wieder den Zugang zu dieser ungewöhnlichen Kelleranlage ermöglichten.

Im Rahmen eines Studienprojektes haben sieben Studierende des Masterstudiengangs „Humangeographie: Stadt- und Regionalforschung“ der Universität Bayreuth unter der Leitung von Professor Matthew Hannah und mit Unterstützung des BLfD durch Herrn Bernhard Häck, den Untergrund der oberfränkischen Hauptstadt Bayreuth erforscht. Die Studentinnen und Studenten haben sich in einem Zeitraum von über einem Jahr (April 2014–April 2015) mit der Hohlraumthematik und insbesondere mit ihrem Forschungsschwerpunkt „Wahrnehmung“ befasst.

In Bayreuth existieren derzeit ca. 45 bis 50 historische Stollen- und Kelleranlagen, die sich über ein Netz von etwa 33 km erstrecken. Aufgrund geologischer Gegebenheiten ist dort vor allem die Gesteinsformation des relativ weichen Burgsandsteins vorzufinden. Der sogenannte Tagbruch, bei dem ein Teil des Gehweges und ein Teil einer Gartenmauer im Sommer 2009 einbrachen, veranschaulicht die Aktualität der oftmals vernachlässigten Hohlräume, die daraus resultierende Unwissenheit über die Thematik sowie die Gefahren, die sie birgt. Die Studienprojektarbeit soll daher auch zur Steigerung

der Bekanntheit der Kelleranlagen, zur Schulung ihrer Wahrnehmung und zur Verdeutlichung ihrer Relevanz und Gefahrenpotentiale für die Stadt Bayreuth beitragen. Anhand verschiedener Ausschlusskriterien und persönlicher Präferenzen entstand die Forschungsfrage „Wie nehmen unterschiedliche Personengruppen die historischen Stollen- und Kelleranlagen Bayreuth wahr?“. Zu deren genaueren Untersuchung wurden drei Unterfragen formuliert, von denen sich die folgenden zwei mit der Wahrnehmung befassen: „Wie bekannt sind die Kelleranlagen in Bayreuth?“ und „Welche Gefühle und Eindrücke werden in den Kelleranlagen wahrgenommen?“. Da der Fokus der Arbeit auf der Wahrnehmung der Bayreuther Stollen- und Kelleranlagen liegt, wurde die Disziplin der Wahrnehmungs- bzw. Perzeptionsgeographie als wissenschaftlich-theoretische Grundlage herangezogen. Für die Forschung im Rahmen des Studienprojektes wird in Abgrenzung zu verschiedenen Definitionen die Ansicht vertreten, dass sich die Wahrnehmungsgeographie mit der subjektiven und daher selektiven Wahrnehmung der Umwelt durch verschiedene Personengruppen befasst. In diesen Prozess wird der jeweilige sozialpsychologische Hintergrund einer Person einbezogen und daraufhin ein entsprechendes Handeln hervorgerufen. Diese Theorie bildet die Grundlage der Forschungsarbeit für die Un-

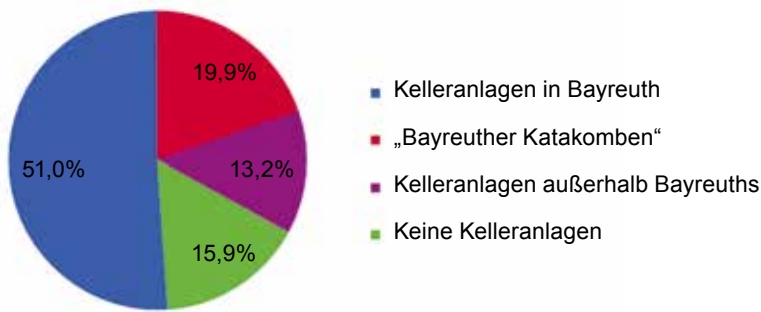
tersuchung der Wahrnehmung sowie die empirischen Methoden. Beginnend mit einer ausführlichen Literatur- und Textanalyse, wurde anschließend eine umfangreiche Erhebung bestehend aus quantitativen und qualitativen Methoden durchgeführt. Als quantitative Methode wurde die Befragung in Form von Fragebögen gewählt. Insgesamt fanden zwei Erhebungen bei öffentlichen Kellerführungen in Bayreuth-St. Georgen und der Stadt Hof statt. Zudem wurde



Im Zuge des Studienprojektes musste die Studiengruppe auch in die Kelleranlage unter dem Spitalhügel (Fotos: Stefan Hedler)

eine Passantenbefragung in der Bayreuther Innenstadt durchgeführt. Als qualitative Erhebungsmethoden kamen das leitfadengestützte Interview und die (teilnehmende) Beobachtung zum Einsatz. Zusätzlich wurde eine Selbstbeobachtung (Introspektion) der Forschenden durchgeführt. Anhand der gewonnenen empirischen Daten wurden drei Hypothesen untersucht und deren Ergebnisse interpretiert.

Die erste Hypothese behandelt die Bekanntheit der historischen Stollen- und Kelleranlagen und deren Vermarktung. Die zweite Hypothese untersucht, wie die historischen Kelleranlagen durch ihre Besucher wahrgenommen werden und wie dortige Bedingungen ihr Verhalten beeinflussen. Im Rahmen der dritten Hypothese wurde das Inter-



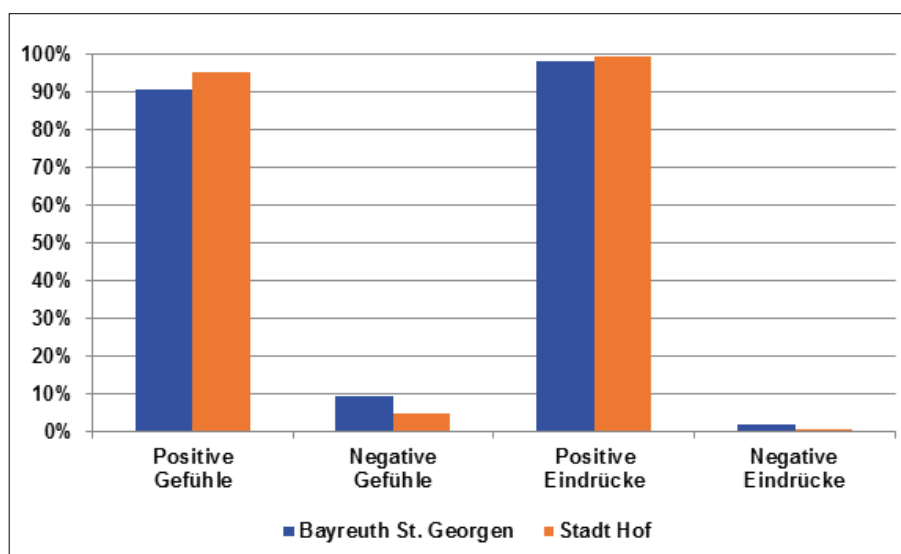
Bekanntheitsgrad der historischen Kelleranlagen (Daten: Erhebung Innenstadt Bayreuth 2014)

esse verschiedener Akteursgruppen an einer Nutzung der Kelleranlagen dargestellt. Diese und weitere aus der Empirie gewonnenen Ergebnisse wurden in einer sogenannten SWOT-Analyse zusammengefasst. Eine SWOT-Analyse (engl. Akronym für strengths, weaknesses, opportunities and threats; zu Deutsch: Stärken, Schwächen, Chancen und Risiken) dient als zukunftsorientiertes Analyse- und Bewertungshilfsmittel und ermöglicht so eine Ableitung von Handlungsempfehlungen. Anhand einer SWOT-Analyse werden sowohl die Stärken, Schwächen, als auch die Chancen und Risiken der historischen Stollen- und Kelleranlagen in Bayreuth dargelegt. Dabei ist hervorzuheben, dass Stärken dazu beitragen können, mögliche Risiken zu minimieren, während Chancen einen positiven Einfluss auf die Schwächen nehmen und somit Gefahren und Risiken eliminiert werden können. Auch im Fall der histori-

schen Kelleranlagen kann die große Anzahl an Schwächen, wie zum Beispiel die schlechte Bausubstanz, die hohen Instandhaltungskosten oder die mangelnde Vermarktung der Keller, durch die Chancen, beispielsweise regelmäßiger Kontrollen und Sensibilisierung für die Keller, positiv ausgeglichen werden. Im Folgenden werden für eine bessere Übersichtlichkeit nur diejenigen Handlungsempfehlungen vorgestellt, welche in Bayreuth als besonders gut umsetzbar eingestuft werden.

Weitere und das bisherige Angebot ergänzende Nutzungsmöglichkeiten stellen eine erste Handlungsempfehlung dar. Derzeit werden die Kelleranlagen in Bayreuth bereits durch zwei Initiatoren öffentlichkeitswirksam genutzt. Zum einen durch den Bayreuther Künstler Wo Sarazen, zum anderen durch die Bayreuther Bierbrauerei AG. Darüber hinaus bieten sich auch weitere, vor Ort noch nicht realisierte

Nutzungen an. So bestünde in den Bayreuther Kelleranlagen die Möglichkeit, wechselnde Ausstellungen an einem nicht alltäglichen Ort zu offerieren, beispielsweise für literarische Lesungen, Konzerte oder weitere kulturelle Veranstaltungen anzubieten. Eine weitere Möglichkeit zur Nutzung der Kelleranlagen stellen gastronomische Angebote dar, wie es zum Beispiel in anderen deutschen Städten oder Nachbarländern bereits angeboten wird. Durch diese potentiellen Nutzungsarten könnte sich der Felsenkeller in Bayreuth von anderen, in der Nähe gelegenen Felsenkellern abheben und somit ein Alleinstellungsmerkmal aufweisen. Im Zuge dessen ist eine Regelung hinsichtlich der Nutzung unabdinglich. Hierbei könnten Pachtverträge zwischen der Stadt und den Besitzern einen Lösungsansatz darstellen. Auf diesem Wege bestünde die Chance, dass sich weitere Kellerbesitzer neuen Nutzungsmöglichkeiten gegenüber offen zeigen und ihre Anlagen für Führungen oder ähnliches zur Verfügung stellen. Hinzu kommt, dass ein solches Angebot auch zu zusätzlichen Einnahmen der Stadt Bayreuth führen würde. Dazu eine kurze Kostenberechnung, in Anlehnung an Zahlen der Bayreuther Bierbrauerei AG: Bei potentiellen durchschnittlichen Eintrittspreisen von € 4,- pro Person und angenommenen rund 14 000 Besuchern, ergibt sich ein Umsatz von € 56 000,- im Jahr. Der Gewinn könnte wiederum in die Sanierung und Instandhaltung der Kelleranlagen reinvestiert werden. Damit wäre zumindest ein Teil der entstehenden Kosten für die Pflege der historischen Stollen- und Kelleranlagen gedeckt. Eine Schwäche stellt der nicht fachgerechte Umgang mit den historischen Stollen- und Kelleranlagen dar. Diesem könnte durch die touristische Nutzung gezielt entgegengetreten werden. Allein die Präsenz der Thematik im Alltag kann zu einem veränderten Umgang mit den Kelleranlagen führen. Hier reicht die Aktivitätsspanne von der Verhinderung einer (weiteren) Vermüllung, über die Säuberung der Kelleranlagen bis hin zu einem bedächtigeren Umgang mit den Anlagen und größerer Sorgfalt und Nachhaltigkeit bei der Reparatur von Verbruchzonen. Folglich kann festgehalten werden, dass die historischen



Gefühle und Eindrücke während einer Kellerführung (Daten: Erhebung St. Georgen 2014; Erhebung Stadt Hof 2014)

Stollen- und Kelleranlagen in Bayreuth durchaus ein großes touristisches Potential aufweisen, dieses aber nicht von allen Interessensgruppen auf die gleiche Art und Weise wahrgenommen wird und oftmals die finanziellen Möglichkeiten fehlen. Jedoch sollten mit den Handlungsempfehlungen diverse Optionen und Chancen aufgelistet werden, welche veranschaulichen, dass eine Veränderung des Blickwinkels bezüglich der Bayreuther Kelleranlagen

durchaus möglich und teilweise auch nötig ist. Zum momentanen Zeitpunkt befinden sich die Stadt Bayreuth und einige wichtige Vertreter in Gesprächen bezüglich der Stollen- und Kelleranlagen, um eine mögliche Vermarktung und Inwertsetzung voranzutreiben.

Melanie Bischoff, Laura Ell,
Verena Frauenknecht, Bernhard Häck,
Patricia Horntasch, Felicitas Kempf,
Steffen Lehnert, Annabelle Ohla

Literatur

Bernhard Häck: Denkmäler unter dem Pflaster – Eine ungewöhnliche Stollenanlage auf dem Gelände der Alten Spinnerei in Bayreuth, in: Denkmalpflege Informationen 152, Juli 2012, S. 52–54

Bernhard Häck: Eine Stollenanlage mit Wasserseigen – Hohlraumerfassung und Dokumentation in Bayreuth, Seite 56–57, in: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege (Hrsg.), Archäologie und Ehrenamt – Anlass, Verlauf und Bilanz eines Modellprojektes (Denkmalpflege Themen 3), München 2012

Bernhard Häck: Der Stern von St. Georgen, Flyer der Stadt Bayreuth, Bayreuth 2012, S. 1–8

Die Kronacher Denkmalrose

Eine Auszeichnung für besondere Leistungen im Bereich der Denkmalpflege

Seit 2007 verleiht die Stadt Kronach die „Kronacher Denkmalrose“. Mit dieser Bronze-Plakette (12 × 15 cm) werden herausragende Leistungen in der Denkmalpflege an oder in ortsbildprägenden Sanierungsobjekten und für besondere Verdienste um das Stadt- und Ortsbild gewürdigt.

Während die Stadt Kronach selbst bemüht ist, mit der Sanierung der Festung Rosenberg und dem Erhalt der Stadtbefestigungsanlagen ihren Beitrag zum Erhalt des historischen Erbes zu leisten, sind es auch immer wieder Bürgerinnen und Bürger, die sich durch großes privates Engagement am Fortbestand des unverwechselbaren Stadt- und Ortsbildes beteiligen und so zu einer Imagesteigerung des betreffenden Stadt- oder Ortsbereiches beitragen.

Der Bestand an Einzelbaudenkmälern in der Stadt Kronach beläuft sich auf 235. Davon befinden sich 190 Baudenkmäler im Altstadt-Ensemble und davon wiederum 80 in der Oberen Stadt. Weitere Einzelbaudenkmäler befinden sich in den Ortsteilen.

Die mit der „Kronacher Denkmalrose“ ausgezeichneten Bauherren bzw. Hauseigentümer sind berechtigt, die Plakette an einer geeigneten Stelle der Fassade im Erdgeschoss des betreffenden Gebäudes zu installieren. In der Regel werden pro Jahr zwei Plaketten verliehen. Die „Kronacher Denkmalrose“ wurde vom Kronacher Bildhauer Heinrich Schreiber gestaltet und wird zu jeder neuen Verleihung im Entwurf mit der entsprechenden Jahreszahl ‚ak-

tualisiert‘. Ihre Herstellungskosten wurden bisher dankenswerterweise durch Sponsoring der Sparkasse Kulmbach-Kronach gedeckt.

Die Bandbreite an Gründen, die zur Verleihung führen, reicht von städtebaulichen Kriterien wie etwa der Beseitigung von Leerständen, der Belebung der Altstadt bzw. der jeweiligen Dorfstruktur bis hin zum sensiblen Umgang mit Architekturdetails und der einfühlsamen, ensemblegerechten Vorgehensweise bei der Bauausführung und Gebäudeausstattung.

Seit 2007 wurden folgende Bauherren gewürdigt: Herr Horst Rubel, Anwesen Amtsgerichtsstraße 35 (2007);

Herr Bernd Holzmann, Anwesen Amtsgerichtsstraße 12 (Stadthotel Pfarrhof, 2007); Herr Helmut Schlicht, Anwesen Lucas-Cranach-Straße 21/23 (2010); Herr Hans Gerhard Karst, Anwesen Klosterstraße 5 (2010); Katholische Kirchenstiftung, Anwesen Melchior-Otto-Platz 6, St. Johannes (2010); Herr Benjamin Kube, Anwesen Amtsgerichtsstraße 2 (Café Lorla, 2011); die Friesener Flößer, Anwesen Friesen 8 (ehem. Gemeindeganzlei, 2011).

Im Jahr 2015 gingen die beiden Denkmalrosen der Stadt Kronach an Herrn Christian Kohlmann und Herrn Stephan Höllein für ihre besonders gelungenen Instandsetzungen zweier Einzelbaudenkmäler.

Beim Anwesen von Herrn Stephan Höllein in der Strauer Straße 9, einem zweigeschossigen Mansarddachgebäude in Kronach, handelt es sich um das Geburtshaus des bekannten Festungsbaumeisters Johann Maximilian von Welsch (1671–1745). Vermutlich im Kern aus dem 17. Jahrhundert stammend, wurde im 18. Jahrhundert mit dem Ausbau des Daches eine Fassade aus Sandsteinquadern vorgeblendet. Nach längerem Leerstand nahm Herr Höllein die Maßnahmen unter vorheriger eingehender Abstimmung des Instandsetzungskonzeptes mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) im Jahr 2010 in Angriff. Während der in Eigenleistung erbrachten Sanierungsarbeiten wurde u. a. besonderes Augenmerk auf die Restaurierung des barockzeitlichen Dachwerkes gelegt. In



Kronach, Denkmalrose, entworfen von Heinrich Schreiber (Foto: Robert Wachter)



Kronach, Amtsgerichtsstraße 5, Wohnhaus
(beide Fotos: Daniel Gerber)



Kronach, Strauer Straße 9, Geburtshaus von Johann Maximilian von Welsch (1671–1745)

vorbildlicher Weise wurden in diesem – wenn auch kleinen – stadtbildprägenden Gebäude eine kleine Ausstellungsfläche und Ferienwohnungen geschaffen.

Das Anwesen von Herrn Christian Kohlmann in der Amtsgerichtsstraße 5, ein dreigeschossiges Walmdachhaus im Bereich der von der Stadtmauer umsäumten Oberen Stadt von Kronach,

wird geprägt durch eine Sandsteinquaderfassade aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Auch hier leistete die Instandsetzung nach längerem Leerstand einen sehr positiven Beitrag zur Standortverbesserung und Belebung des Stadtquartiers. Der Eigentümer nahm bereits im Jahr 2008 die Maßnahme in Angriff, nachdem eine enge Abstimmung der

einzelnen Schritte mit dem BLfD erfolgt war. Nach mehreren Ortsterminen und einer intensiven Planungs- und Bauphase konnten die Instandsetzungsarbeiten im Jahr 2012 fertiggestellt werden. Das Gebäude wird heute als Wohnhaus genutzt.

Daniel Gerber

Britisches Understatement in Sonnefeld

Ein Jugendstilwohnhaus und sein neuer Eigentümer

Jeder Coburger kennt ihn, denn er steht nicht nur auf dem Marktplatz der ehemaligen Hauptstadt des Herzogtums Sachsen-Coburg und Gotha: Prinz Albert, Gemahl von Queen Victoria. Auch in Großbritannien selbst erinnert vieles an den früh verstorbenen, gleichwohl rührigen Prinzgemahl, der u. a. den schönen Brauch des Christbaums über den Ärmelkanal brachte und Hauptinitiator

der ersten Weltausstellung in London 1851 war.

Coburg entwickelte sich in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg zu einer prosperierenden Stadt, deren Einwohner ihre Wohlhabenheit u. a. mit zahlreichen Villenbauten dokumentierten, von denen die meisten heute Baudenkmäler sind. Etliche dieser Villen weisen eine regionalspezifische Variante

des Jugendstils auf, den einige Coburger Baumeister und Architekten auch in das Umland exportierten.

Vor diesem Hintergrund beschloss auch der Sonnefelder Korbwarenfabrikant Lösch 1913 direkt neben seiner Korbwarenfabrik ein neues, eben in diesem Coburger Villenstil gestaltetes Wohnhaus zu errichten. Entwurf und Ausführung sind August Eckardt

(1877–1960) zu verdanken, der seit 1907 ein Baugeschäft mit Baustoffhandel in Coburg unterhielt und sich seit 1934 Baumeister nennen durfte. Neben haustechnischen Anlagen zählten ausdrücklich Villen und herrschaftliche Wohnhäuser zu seinem Repertoire. Mit dem Anwesen Schützenstraße 2 schuf er in Sonnefeld ein bis heute einmaliges Gebäude in einer ausgesprochen späten Form des Coburger Jugendstils. Als erstes Haus in Sonnefeld erhielt das Anwesen eine Zentralheizung von der renommierten Herd- und Ofenbaufirma Gebrüder Demmer aus Eisenach.

Und was hat das Ganze nun mit Großbritannien zu tun? Diesmal definitiv nichts mit einem Prinzgemahl aus Deutschland, sondern mit einem Denkmalenthusiasten von der anderen Seite des Ärmelkanals. Denn die Wege der Denkmalpflege laufen bekanntermaßen nicht immer geradeaus und so war es auch hier im Wortsinne ein größerer Umweg, der dem Baudenkmal in Sonnefeld zu einer neuen Zukunft unter britischen Vorzeichen verhelfen sollte. Mr. Ozbek, der seit vielen Jahren berufliche und freundschaftliche Kontakte in den



Sonnefeld, Lkr. Coburg, Schützenstr. 2, Wohnhaus nach Plänen von August Eckardt, 1913 (alle Fotos: BLfD, Martin Brandl)



Sonnefeld, Schützenstr. 2, Mr. Ozbek vor seinem Baudenkmal, 2015

süddeutschen Raum unterhielt, befand sich auf einer ausgedehnten Besichtigungsfahrt im Südthüringer und Coburger Raum. Das Bedürfnis nach einem wohlschmeckenden fränkischen Mittagessen führte ihn eher zufällig nach Sonnefeld. Der Verdauungsspaziergang hielt für Mr. Ozbek einen besonderen Nachtisch parat: das ehemalige Wohnhaus Lösch. Ohne weitere Umschweife erwarb der Jugendstilfan das Haus und war damit, ohne es eigentlich recht zu ahnen, zum Denkmaleigentümer in Oberfranken geworden.

Ahnen konnte Mr. Ozbek auch nicht, dass nun die Denkmalpflege hörbar aufatmete. Denn schon jahrelang hatten sich Gebietsreferenten und Untere Denkmalschutzbehörde in zahlreichen Beratungsgesprächen bemüht diesem Haus, das noch seine komplette bauzeitliche Ausstattung aufweist, einen wohlgesinnten neuen Eigentümer schmackhaft zu machen. Interessenten

gab es, sie schreckten jedoch alle vor dem zu erwartenden Renovierungsvolumen zurück, das freilich auch immer mit gehobenen Ansprüchen an die neu einzubringende Ausstattung einherging. Zwar gefielen die bunten Jugendstilglasfenster so Manchem, aber nur Einscheibenverglasung? Die Ertüchtigung zu Kastenfenster, die möglich wäre, wurde als Zumutung abgetan. Ein kleines Bad? Hier waren kostenintensive Wellnessoasen gewünscht, weil „nur so können Sie das verkaufen“. Kunstvoll maserierte Türblätter? Viel zu dunkel! Das Dachgeschoss? Ein Ausbau zur wirtschaftlichen Tragfähigkeit wurde in der Regel als unverzichtbar angesehen.

Nun war es beileibe nicht so, dass sich der verantwortliche Gebietsreferent jedem dieser Wünsche kategorisch verschlossen hätte. Es waren vielmehr die Ansprüche der Kaufinteressenten selbst, die regelmäßig eine recht statt-



Sonnefeld, Wohnhaus, Schablonenmalerei, bei der Instandsetzung entdeckt und belassen

liche Summe im höheren sechsstelligen Bereich erzeugten und damit das Vorhaben rein rechnerisch unrentabel erscheinen ließen.

Was also würde Mr. Ozbek nun machen? Wie würde er auf die bereits mehrfach schon schriftlich vorliegenden Empfehlungen mit zahlreichen Hinweisen zu material- und sachge-

rechten Reparaturen des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege reagieren? Rasch stellte sich heraus, dass der neue Eigentümer, der schon seit vielen Jahren auf der Isle of Wight ein Baudenkmal besitzt, vor allem auf die Reparatur des Vorhandenen abzielte. So begann er, die am Ärgsten beschädigten Holzschindelverkleidungen der Fassade zu erneuern. Die Fensterrahmen wurden behutsam repariert, desgleichen Zug um Zug die wundervollen farbigen Glasbilder. Die Böden schliiff er in Eigenleistung ab und ließ sie neu ein. Er entfernte vorsichtig Tapeten und Dispersionsanstriche, fand zu seiner großen Freude Schablonierungen in Jugendstilformen. „Conserved as found“ bildete das Motto und so wurden die Wand- und Deckenmalereien in einen neuen Leimfarbenanstrich integriert. Und die Haustechnik? Mit großer Sensibilität verlegte Mr. Ozbek in Feinarbeit die Leitungen entweder auf Putz oder scheute nicht die Mühe, alte Verzugsschächte wieder zu revitalisieren. Schließlich war nur ein einziges (!), etwa 10 cm großes Deckenloch für die Neuinstallation notwendig. Die etwas verwinkelte Situation der einstigen Bäder und Toiletten akzeptierte er und

baute schlanke, gleichwohl zeitgemäße Sanitärware ein.

Die Überraschung kam am Schluss: In der Endbilanz hatte der denkmalaffine Brite nur ein gutes Drittel dessen ausgegeben, was die deutschen Interessenten zuvor veranschlagt hatten. Kasten- oder Isolierglasfenster gibt es freilich nicht, auch das Dachgeschoss wurde nicht ausgebaut. Alle Grundrisse sind unverändert. Entstanden sind helle, freundliche Wohnungen, die alle Details ihrer bauzeitlichen Ausstattung bis hin zur Türklinke noch aufweisen. Man könnte wieder einziehen bei Mr. Ozbek und sich eines Ergebnisses erfreuen, das doch anschaulich zeigt, dass Weniger in der Denkmalpflege doch häufiger ein Mehr erzeugt. Und Mr. Ozbek, der wohlgerne kein Schotte ist, freut sich dennoch, dass dieses „Mehr“ zu einem deutlichen „Weniger“ im Geldbeutel geführt hat!

Martin Brandl

*Wer Interesse an einer Mietwohnung in Sonnefeld hat, kann Mr. Ozbek gerne eine E-mail schreiben:
ender_ozbek@hotmail.com*



Sonnefeld, Wohnhaus, Wohnraum mit bauzeitlichen Buntglasfenstern

Als technisches Kulturgut ein Denkmal: Die Avia S-199

Entwicklungen für Krieg und Frieden

Der 1898 in Frankfurt a. M. geborene Wilhelm „Willy“ Emil Messerschmitt ist ein Pionier der Luftfahrt. In Bamberg aufgewachsen baute er als Schüler erste Flugmodelle, als Jugendlicher Gleitflugzeuge, die er selbst flog. Nach einem Studium der Ingenieurwissenschaften in München konstruierte er 1923 den Segler S14, das Sportflugzeug M17 sowie die motorisierte M18 – beide noch aus Holz gefertigt. 1928 entstand in Ganzmetallbauweise die M20. Entwickelt und gebaut wurden sie anfänglich in der Messerschmitt Flugzeugbau GmbH in Bamberg, seinem eigenen Unternehmen, ab 1927 am Flugplatz Gersthofen-Gablingen (1945–98 Abhöranlage der US-Streitkräfte, folgende Nutzung durch Bundeswehr und BND) sowie in Haunstetten bei Augsburg (vor 1926 den Bayerischen Rumpler-Werken gehörig, heute Gelände der Universität Augsburg). Die M20, das bis dato schnellste Verkehrsflugzeug

für bis zu zehn Passagiere, wurde 1929 von der damaligen Deutschen Lufthansa im zivilen Flugverkehr eingesetzt. In Zusammenarbeit mit den Bayerischen Flugzeugwerken AG entstanden das viersitzige Reiseflugzeug M37 bzw. Bf 108 „Taifun“, ab 1934 Jagd- und Kampfflugzeuge wie die Bf 109, die mit Raketenantrieb ausgerüstete Me 163 „Komet“ sowie das erste von zwei Strahltriebwerken getriebene Flugzeug – die Me 262 „Schwalbe“. Aufgrund seines Mitwirkens im Nationalsozialismus wurde Messerschmitt nach 1948 eine Weiterbeschäftigung im Flugzeugbau zunächst untersagt. Stattdessen befasste er sich als erster mit der Entwicklung von Fertigbauhäusern, Nähmaschinen und dem nach ihm benannten Kabinenroller in den Versionen KR 175 und KR 200. Beim Flugzeughersteller Construcciones Aeronáuticas S.A. (CASA) konnte sich Willy Messerschmitt in Spanien ab 1951 wieder seinem eigentlichen Lebensinhalt zuwenden. Er entwarf dort das Schulflugzeug HA 100

und die strahlgetriebenen HA 200 und HA 300. Militärische Aufträge für die NATO ermöglichten ihm 1955 eine Rückkehr sowie eine erneute Beschäftigung als Flugzeugkonstrukteur bis zu seinem Tod 1978 in München. Seine Ideen erleben seit vielen Jahren eine Renaissance über Fertigbausystem-Wohnhäuser und jüngst einen Kabinenroller mit Elektroantrieb, der im Frühjahr 2015 als sogenannter „eSchmitt“ der Konstrukteure Jens Broedersdorff und Uwe Koenzen auf den Fahrzeugmarkt gekommen ist.

Die Messerschmitt Bf 109

Die Bf 109, umgangssprachlich als Me 109 bekannt, war von 1937 bis 1945 das Standardflugzeug der Deutschen Luftwaffe. Der freitragende Tiefdecker, gekennzeichnet durch Ganzmetallbauweise, geschlossene Pilotenkanzel und einziehbares Fahrwerk, wurde bei steter Weiterentwicklung und Leistungssteigerung in den Versionen Bf 109-A bis Bf-109-K sowie unterschiedlichem Zubehör gebaut.



Mai 2014: Die letzte israelische Avia S-199 im Luftwaffenmuseum Hatzetim (Foto: BLfD, Matthias Blana)



Zum Vergleich eine Bf 109-E im Deutschen Museum München (Foto: BLfD, Matthias Blana)

Für größere Reichweiten, Einsatzhöhen, Geschwindigkeiten und Bewaffnungen bedurfte es stärkerer Motoren bei möglichst wenig Gewicht. Darüber hinaus war die Forderung des Reichsluftfahrtministeriums nach einer selbständigen Beweglichkeit und der Einhaltung des sogenannten Lichtraumprofils für ein Verladen auf Waggons der Deutschen Reichsbahn oder geeignete Lkw zu erfüllen. Bewerkstelligt wurde letzteres durch die Montage des Fahrwerks am Rumpf und leicht demontierbaren Tragflächen. Der modulare Aufbau erlaubte die dezentrale Produktion einzelner Kompo-

nenten wie eine Endmontage vor Ort. Bergung und der Rücktransport von im Einsatz beschädigten Flugzeugen gestalteten sich wesentlich einfacher, außerdem deren Wartung und Reparatur auf Feldflugplätzen. Standardkraftstoff war übrigens Benzin, sogenanntes B4, mit 87 Oktan, wahlweise C3 mit 100 Oktan. Zum Vergleich: Benzin für moderne Ottomotoren verfügt über 91 Oktan (ROZ), Super über 95 und Super-Plus über 98.

Born to fly

Ihre Flugeigenschaften hinsichtlich Geschwindigkeit, Manövrierbarkeit, Steig-

und Sturzflug waren zu Baubeginn überragend, konnten bis Kriegsende mit britischen und amerikanischen Konkurrenten trotz stärkerer Motoren aber nicht mehr mithalten, zumal der Bau von Flugzeugen, betrieben mit flüssigkeitsgekühlten 12-Zylinder-Kolbenmotoren, zu dieser Zeit seinen technischen Höhepunkt erreichte. So agil und dominant sich die Bf 109 einmal in die Lüfte erhoben bewegte, so schwierig war sie dorthin- und wieder zurückzubringen. Sie zu beherrschen bedurfte fliegerischen Talents. Die geringe Spurweite des Fahrwerks, der weit vorn liegende Massepunkt, ein mit der Motorisierung zunehmendes starkes Drehmoment, ein verhältnismäßig kleines Seitenleitwerk und die damit verbundene Empfindlichkeit bei Seiten- und Scherwinden ließ die Bf 109 bei Starts und Landungen ausbrechen, vornüber kippen oder sich überschlagen. Im späten Kriegsverlauf gingen hier durch junge, nicht ausreichend geschulte Piloten wahrscheinlich mehr Flugzeuge verloren als im Luftkampf. Bf 109 kamen als Jagdflugzeuge, Jagdbomber und Aufklärungsflugzeuge zum Einsatz. Bis Kriegsende wurde eine Stückzahl von mindestens 33 300 Bf 109 erreicht. Sie stellt damit das bislang meistgebaute, in Serie gefertigte Jagdflugzeug der Geschichte dar.

Der Bruder im Westen

Produktionsstätte war von 1935 bis Kriegsende wieder Haunstetten, hinzu kamen ab 1943 außerdem Regensburg-Prüfening und Obertraubling bei Re-



Original DB 601: 12 Zylinder-Reihenmotor, obenliegende Kurbelwelle, 610 kg Masse, 34 l Hubraum, von Daimler Benz (Foto: BLfD, Matthias Blana)



Original JuMo 211: 12 Zylinder-Reihenmotor, obenliegende Kurbelwelle, 720 kg Masse, 35 l Hubraum, von Junkers Motoren (Foto: Peter Pietschmann)

gensburg, wo jeweils über KZ-Außenlager auch Zwangsarbeiter beschäftigt waren. Weniger bekannt ist, dass Firmen andernorts als Zulieferer dienten bzw. in Lizenz Teile bauten, teilweise bis in die späten 1960er Jahre. So geschehen in Spanien ab 1943 durch Hispano Aviación S.A. (HASA), einen Vorläufer oben genannter Construcciones Aeronáuticas S.A. Die dort gebaute Bf 109-G2 diente nach dem Krieg als Vorlage für die HA-1112 „Buchón“ (dt.: „Tauben mit großem Kropf“). Den größten Unterschied machte der alternativ verbaute Rolls-Royce-Merlin-Motor aus, der das Aussehen des Flugzeugs frontal stark veränderte und zur Namensgebung beitrug. Sie stand bis 1965 im Dienst der spanischen Luftwaffe.

Die Schwester im Osten

Ebenso fertigten die Wiener Flugzeugwerke u. a. in Außenstellen auf tschechischem Boden mit den dortigen Firmen AVIA, damals zum Maschinenbauer Škoda gehörig, und AERO Flugzeugteile und Motoren in Lizenz. Bei Kriegsende verblieben dort im Bau befindliche Rahmen und Rümpfe, vornehmlich für die Bf 109-G 10 und die Bf 109-G 14, wobei die Angaben zu den Versionen schwanken. Außerdem überlebten eine kleinere Anzahl zugehörige Motoren des Typs Daimler-Benz DB 605 AM bei einer Leistung bis 1800 PS sowie des Junkers-Motor Typ JuMo 211. Für den Bedarf der eigenen Luftstreitkräfte baute AVIA als Übergangslösung ab 1947 bis 1951 die Bf 109 mit dem DB 605 AM weiter – als einsitziges Jagdflugzeug unter der Bezeichnung Avia C.10 (später S-99) sowie die für Trainingsflüge konzipierte zweisitzige Avia C.110 (später CS-99). Nach dem Verlust der verbliebenen DB 605 AM bei einem Brand im Motoren-Lager und das Problem regulär nicht mehr erhältlicher Motoren verbauten tschechische Konstrukteure – Not macht erfinderisch – die JuMo 211-Motoren. Flugzeuge dieser Motorisierung liefen als Einsitzer unter der Bezeichnung Avia S-199, als Zweisitzer unter Avia CS-199. Ursprünglich für die Motorisierung des Bombenflugzeugs Heinkel He 111H bestimmt, verfügte der JuMo 211 mit 1475 PS über weniger Leistung, was, in Verbindung mit einem größeren Propeller, zur Verschlechterung der Flugeigenschaften führte. Vor allem das Verhalten bei Start und Lan-

dung wurde von den tschechischen Piloten als störrisch bezeichnet, was der S-199 den Spitznamen „Mezek“ (dt.: Maulesel) einbrachte. Trotzdem baute AVIA von der S-199 über 500 Stück für die damalige ČSSR und weitere Staaten des damaligen Ostblocks, wobei es zu Stückzahl und Verbreitung widersprüchliche Angaben gibt.

Ironie der Geschichte

Nach dem UN-Teilungsplan für Palästina von 1947 wurde mit Ablauf des britischen Mandats am 14. Mai 1948 Israel gegründet. Gleichzeitig begann der sogenannte Unabhängigkeitskrieg. Sechs umliegende arabische Staaten, unzufrieden mit der politischen Entwicklung, versuchten diese militärisch zu korrigieren. Ohne eigene militärische Ausrüstung und belegt mit einem Embargo hatten sich Vertreter des neuen Staates bereits im Vorfeld nach Flugpersonal und einer technischen Erstausrüstung für die eigene Luftwaffe bemüht. In der damaligen Tschechoslowakei wurden sie fündig. Mit inoffizieller Billigung der damaligen UdSSR wurden zunächst 10 (später weitere 15) Avia S-199 für US\$ 1,8 Mio an Israel verkauft. Der Preis beinhaltete Munition, technisches Zubehör, technische Unterstützung durch Flugzeugmechaniker vor Ort und eine Pilotenausbildung in České Budějovice (Tschechoslowakei). Zehn jüdische Piloten, von denen ein paar durch Dienst in der britischen oder amerikanischen Luftwaffe über größere Flugerfahrungen verfügten, absolvierten die Ausbildung, davon fünf hinreichend. Unter ihnen befand sich der spätere israelische Ministerpräsident Ezer Weizman. Sie bildeten in Israels erster Luftwaffe, dem „Sherut HaAvir“, die sogenannte „101. (fighter) squadron“, die „101. Staffel“. So wollte es eine Laune der Geschichte, dass jüdische Piloten, die vormals in Spitfires und P51-Mustangs gegen deutsche Bf 109 gekämpft hatten, ab Mai 1948 in umgebauten Bf 109 gegen Spitfires und P51 ihrer arabischen Gegner flogen.

Zwangsjacke versus Handschuh und Sessel

Die Beliebtheit der Avia S-199 hielt sich bei den Piloten in Grenzen, verursachte bei manchen gar leise Panik: Eine zu kurze Ausbildung der Piloten, wenig Flugerfahrung, wechselnde Einsatzorte mit schlecht präparierten Pisten, das

Wüsten-Klima, mangelnde Wartung und hoher Erwartungsdruck, führten zu wiederholten Unfällen, auch hier vor allem durch Überschläge bei Start und Landung. Gordon Levett beschrieb die Eigenschaften, hier hinsichtlich Platz und Sitzkomforts, treffend: „Das Cockpit der Spitfire paßte wie ein Handschuh, das der Messerschmitt (Avia S-199) wie eine Zwangsjacke und das der Mustang wie ein höchst bequemer Sessel [...]“. Nichtsdestotrotz konnte die Staffel in unzähligen Einsätzen genügend Erfolge erzielen.

Der Mythos bleibt

Im Mai 1950 erfolgte die Außerdienststellung. Sie wurden später verschrottet bis auf eine, die heute als technisches Kulturgut im Luftwaffenmuseum bei Haterim im Süden Israel ausgestellt ist – die „D 120“. Die letzte Zeugin dieser Zeit ist, ungeschützt vor dem Klima und mangels Pflege, nach 65 Jahren leider in schlechtem Zustand. Neben ihr gibt es ferner zwei weitere Museumsexponate in Tschechien. Davon eine Avia S-199 in Prag und eine CS-199 in Kbely. Von den Bf 109 überdauerten weltweit verstreut mehr. Einige wurden zum Erhalt des lufthistorischen Erbes mit viel Aufwand und Liebe zu neuem Leben erweckt. So unterhält z. B. das „Flugmuseum Messerschmitt“ in Manching, unweit des Kelten- und Römermuseums, acht Flugzeuge aus der Feder Willy Messerschmitts in flugfähigem Zustand, darunter drei Bf 109.

Sie in zeitloser Eleganz mit sonorem Grollen der Motoren in ihrem Element zu erleben, bietet sich in Deutschland auf Veranstaltungen wie dem Oldtimer-Fliegertreffen Hahnweide oder der Internationalen Luft- und Raumfahrt Ausstellung Berlin – eine Faszination bzw. wie von Hartmut Nauß treffend formuliert, eine „monumentale Urerfahrung, stahlgewordene Bändigung von Feuer und Luft – Prometheus am Propeller“.

Matthias Blana

Literatur

Harald Helmut Vogt: *Messerschmidt Bf 109 Einsatzmaschinen. Das Nachschlagewerk, Zweibrücken 2012*

Alex Yofel/Lawrence Nyveen: *AVIA S-199 in Israeli Air Force Service 1948–1950, White Crow Publications 2007*

Miroslav Irra: *„Mezek“ AVIA S/CS-199, Jakob 2010*

Methodenreihe des Zentrallabors

Teil 7: Infrarotspektrometrie

Sanfte und weniger sanfte Methoden

Ein unkonventionell denkender, unvergesslich plakativ argumentierender Dozent (nein, nicht der Unterzeichner) erklärte seinen Studenten das Wesen physikalisch-chemischer Analytik vor langer Zeit an Hand des folgenden Beispiels: „Sie möchten wissen, wie viele Menschen an einer Straße wohnen? Man könnte nun natürlich von Haus zu Haus gehen, an jedem einzelnen Namensschild klingeln und abwarten. Das wäre schon mal ein gangbarer Weg. Sie könnten jedoch auch einen großen Silvesterböllert zünden und dann die Gesichter an den Fenstern zählen!“. Es geht somit, wie man sieht, immer um die Auswirkung einer vorherigen Einwirkung. Keine Reaktion ohne Aktion.

Analytik mit Hilfe von Infrarotstrahlung entspräche, um im obigen Bild zu bleiben, dem sanften Anklingeln, Analytik mit Röntgenstrahlen (vgl. Denkmalpflege Informationen 157, März 2014, S. 62–65) dem Silvesterböllert. Infrarotstrahlung regt Moleküle lediglich zum Schwingen an, wobei sich die Atome in ihrer Lage zueinander verschieben. Die Energie dieser Strahlung reicht jedoch nicht aus, um tief in gängige Materialien einzudringen, geschweige denn die Atome in ihrem Innersten zu irritieren. Selbst wenn die hier kolportierte, didaktische Metapher dramatisierend übersteigert erscheinen mag, so ist sie doch gut geeignet, die Infrarotspektroskopie als vergleichsweise schonende Methode zu charakterisieren, bei der konsequenterweise mit entsprechenden diagnostischen Unsicherheiten und feineren Zwischentönen zu rechnen ist.

Klassische Infrarotspektrometrie und das moderne ATR

Infrarotspektrometer nutzen zur Erzeugung der gewünschten Materialreaktionen als Anregungsquelle das so-

genannte „Mittlere Infrarot“, das heißt einen Wellenlängenbereich zwischen 2500 und 25000 Nanometer (das für den Menschen sichtbare Licht hat Wellenlängen zwischen etwa 400 nm und 750 nm, s. Tabelle).

denkmalpflegerischen Proben („Patina“, Erdreich- und Putzmittelreste, Brand-schadenreaktionsprodukte, Malschichtüberlagerungen, Konservierungsmittelreste usw.) trägt diese brillante Theorie jedoch nicht immer: In der Regel sind

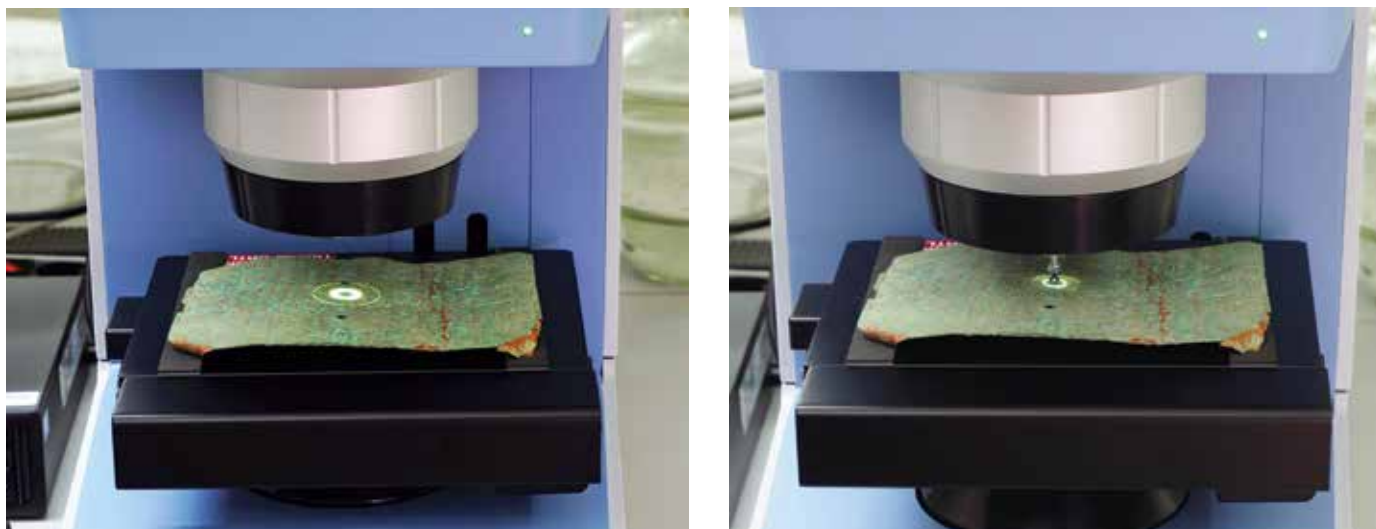
Elektromagnetischer Strahlungstypus	Wellenlänge λ [nm]	Wellenzahl $1/\lambda$ [1/cm]
Nahes UV (UV-A)	315–400	4000–400
Sichtbares Licht	400 (blau)–750 (rot)	
Nahes Infrarot	750–2500	
Mittleres Infrarot	2500–25 000	
y-fernes Infrarot	25 000–1 000 000	

Einordnung des für die Infrarotspektroskopie eingesetzten „Mittleren Infrarot“ im elektromagnetischen Spektrum. In den IR-Spektren werden aus historischen Gründen nicht die Wellenlängen, sondern die Wellenzahlen (die Kehrwerte der Wellenlängen) verwendet, was regelmäßig zu vielen kleinen und größeren Katastrophen im Internet führt. Die numerischen Abgrenzungen in der Tabelle sind naturgemäß willkürlich, hängen beim sichtbaren Licht stark vom individuellen Sehvermögen und der Intensität der jeweiligen Strahlung ab.

Die mittlere Infrarotstrahlung regt in den Molekülen und Kristallgittergerüsten des untersuchten Probenmaterials eine Vielzahl von Molekül-Streck-schwingungen, Biegeschwingungen und komplexen Gerüstschwingungen an. Ähnlich wie eine klassische Stimmgabel absorbieren alle diese Schwingungen bei spezifischen Wellenlängen. Auf diese Weise liefert ein großes organisch-chemisches Molekül in der Infrarotspektrometrie einen konzertanten Eindruck aus entsprechend vielen Stimmen, die sich zu einem komplexen Gesamtbild überlagern. Anspruchsvolle Mathematik erlaubt es – unter anderem auf der Basis der Gruppentheorie –, im Überlagerungsmuster dieses Schwingungsgemenges klare Gesetzmäßigkeiten zu finden. So ist es grundsätzlich möglich, jeder Molekülart einen bestimmten Symmetrietypus zuzuordnen, der wiederum zu entsprechenden spektralen Eigenschaften führen sollte. Bei den typischerweise vielkomponentigen

hier eher interpretative Bescheidenheit und Vorsicht angezeigt. In einfacheren Fällen kann es allerdings durchaus gelingen, dass bereits die Datenbankrecherche einen klaren Hinweis auf die Identität der jeweiligen Probe liefert. Einschlägig spezialisierte Analytiker sind zudem häufig in der Lage, die Spektren im Stile einer Gemäldeinterpretation zu betrachten, beispielsweise in bestimmten Wellenzahlenbereichen charakteristische Muster zu erkennen. Es handelt sich jedoch hierbei um weichere Kriterien, sodass chronische Zweifler diese Art der Auswertung gerne in die Nähe des Kaffeesatzlesens rücken.

Einen großen Fortschritt für die Infrarotspektrometrie brachte die Einführung der ATR-Technik: Diese eignet sich hervorragend für massive Proben, wie zum Beispiel die in den Abbildungen auf S. 80 oben erkennbare kupferne Inschriftplatte. Der hier für die Analyse eingesetzte Germaniumkristall



Modernes Infrarotspektrometer-Mikroskop („FTIR-ATR-Mikroskop“, ATR = Attenuated Total Reflection). Kleinere Objekte mit bis zu mehreren Zentimetern Höhe, wie die hier auf dem Objektisch liegende, kupferne Schrifttafel, können ohne Probenahme untersucht werden. Bei der FTIR-ATR-Messung (rechts) senkt sich der motorisch gesteuerte ATR-Sensorstift auf die Probe herab und berührt diese mit seinem konisch zulaufenden Ende über eine Kreisfläche von nur 0,1 mm Durchmesser. Die in die Germaniumspitze eingelenkte Infrarotstrahlung wird am Messfenster reflektiert, nimmt dabei die Information von der unmittelbar benachbarten Probe auf und bewegt sich weiter zum Detektor, der das Bild des Spektrums erzeugt. (Fotos: BLfD, Martin Mach)

hat einen sehr hohen Brechungsindex ($n=4$), spiegelt deshalb die eingesetzte IR-Strahlung an der Grenzfläche zur Probe vollständig in Richtung auf den Detektor, in Totalreflexion. Man könnte nun meinen, deshalb sei keine Wechselwirkung mit der Probe möglich. Genau das Gegenteil ist jedoch der Fall: Wegen der Wellennatur der elektromagnetischen Strahlung „blutet“ der im Kristall gefangene Lichtstrahl geringfügig über die Grenzfläche hinaus, in der Größenordnung von einem tausendstel Millimeter. Bestimmte Wellenlängenanteile dieses quasi überbordenden Strahlungsanteils werden von der direkt benachbarten Probe absorbiert (geschwächt, daher das „attenuated“ in der Abkürzung „ATR“). Es stellt sich eine sehr effiziente Interaktion zwischen Probe und Strahlung ein, deren Charakteristik durch einen speziellen, mit flüssigem Stickstoff gekühlten Detektor ermittelt wird.

Wie heute eine Messung abläuft: schneller und empfindlicher, aber immer noch ...

Ein Labor des 19. Jahrhunderts konnte archäometrische Fragestellungen in Zusammenhang mit kleinen Materialproben praktisch ausschließlich mikroskopisch und mikrochemisch angehen. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts traten neuartige, physikalisch-chemische Gerätschaften in ernsthafte Konkurrenz zur klassi-

schen, chemischen Mikroanalytik unter dem Mikroskop.

Die letztendlich der Computertechnik zuzuschreibende Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte sei am Beispiel eines aktuellen Infrarotspektrometer-Mikroskopes veranschaulicht. Dieses Gerät lässt vom Aussehen her noch seine Urmutter erahnen: das klassische Lichtmikroskop mit von oben auf das Präparat gerichtetem Objektiv, beweglichem Objektisch und einem Kondensator unterhalb der Präparateebene. Die Bauform erscheint jedoch stark verbreitert, Spötter würden vielleicht sagen, sie erinnere an einen größeren Kaffeevollautomaten. Einziges Bedienelement ist der Ein-/Aus-Knopf, alle übrigen Steuerungsfunktionen erledigt ein Computer.

Die Oberfläche von nicht allzu großen Objekten, wie der hier im Bildbeispiel gezeigten Kupfertafel, kann ohne jegliche Materialprobenahme analysiert werden. Auf der Abbildung ist zu sehen, wie der kleine „IR-Analysen-Rüssel“ (ein Germaniumkristall mit einer stumpf kegelig zulaufenden Spitze) quasi am Untersuchungsobjekt schnuppert. Angesichts des geringen Durchmessers der Berührungsfläche – ca. 0,1 mm – erscheint es müßig zu überlegen, ob dieser Analysenvorgang tatsächlich zerstörungsfrei ist: Sollte sich ein kleiner Abdruck an der Oberfläche bilden, läge sein Durchmesser bereits unterhalb der Auflösungsgrenze des menschlichen Auges.

Noch vor wenigen Jahrzehnten musste man für diese analytische Aufgabenstellung eine vielfach größere Materialmenge abschaben, diese in einem Mörser ausgiebig mit Kaliumbromid verreiben, das Gemenge zu einer Tablette pressen und diese dann bis zu 20 Minuten lang messen. Nach einer Messzeit von 20 Minuten oder länger erhielt man auf diese Weise ein verhältnismäßig schlecht aufgelöstes Einzelspektrum. Aktuelle Spektrometer nehmen problemlos 100 Spektren pro Minute auf. Auf dem beschriebenen moderneren Weg, ohne Probenahme, mit geringen Substanzmengen, hoher Empfindlichkeit und enormer Geschwindigkeit entsteht schließlich das gewünschte Infrarotspektrum, genau wie in der alten Technik. Die – heutzutage üblicherweise im Steuerungscomputer integrierte – Datenbank findet auf Anhieb zwei gut passende Einträge, beide mit hohem Übereinstimmungsgrad. Ab diesem Zeitpunkt fällt es dem Operator oder dem auswertenden Wissenschaftler zu, die Vorschläge des Computers anhand der Bandenlagen und Intensitäten nachzuprüfen. Die bereits oben erwähnten, spektralen Musterimpressionen markieren nach wie vor eines der verbliebenen intellektuellen Reserverate, in denen der Mensch einem Auswertecomputer noch überlegen sein kann. Im gezeigten Anwendungsbeispiel wird vom Computer auf Anhieb ein Kupferchlorid namens

Atacamit vorgeschlagen (mit der chemischen Summenformel $\text{Cu}_2\text{Cl}(\text{OH})_3$), was im untersuchten Umfeld durchaus Sinn ergibt. Auch die Bandenlagen der wellenlängenspezifischen Absorption, die sogenannten Wellenzahlen auf der X-Achse, stimmen gut mit der Probe überein. Die chemisch unsinnige Formel „Cu₂Cl“ im Datenbankeintrag kann allerdings immer noch als deutlicher Hinweis dienen, dass der Anwender auch bei den Systemen des 21. Jahrhunderts der Technik nicht blind vertrauen darf. Man wird ein infrarotspektroskopisches Ergebnis ohnehin nicht als hieb- und stichfesten Beweis werten, sondern es klugerweise als Indiz einstufen, das vorsichtshalber durch weitere Betrachtungsweisen unterstützt oder auch widerlegt werden sollte. Jedenfalls hat der Computer Recht: Die grüne Schicht auf der untersuchten Kupfertafel besteht aus einem basischen Kupferchlorid – das im gezeigten Fallbeispiel als klares Indiz für eine künstliche Patinierung diente.

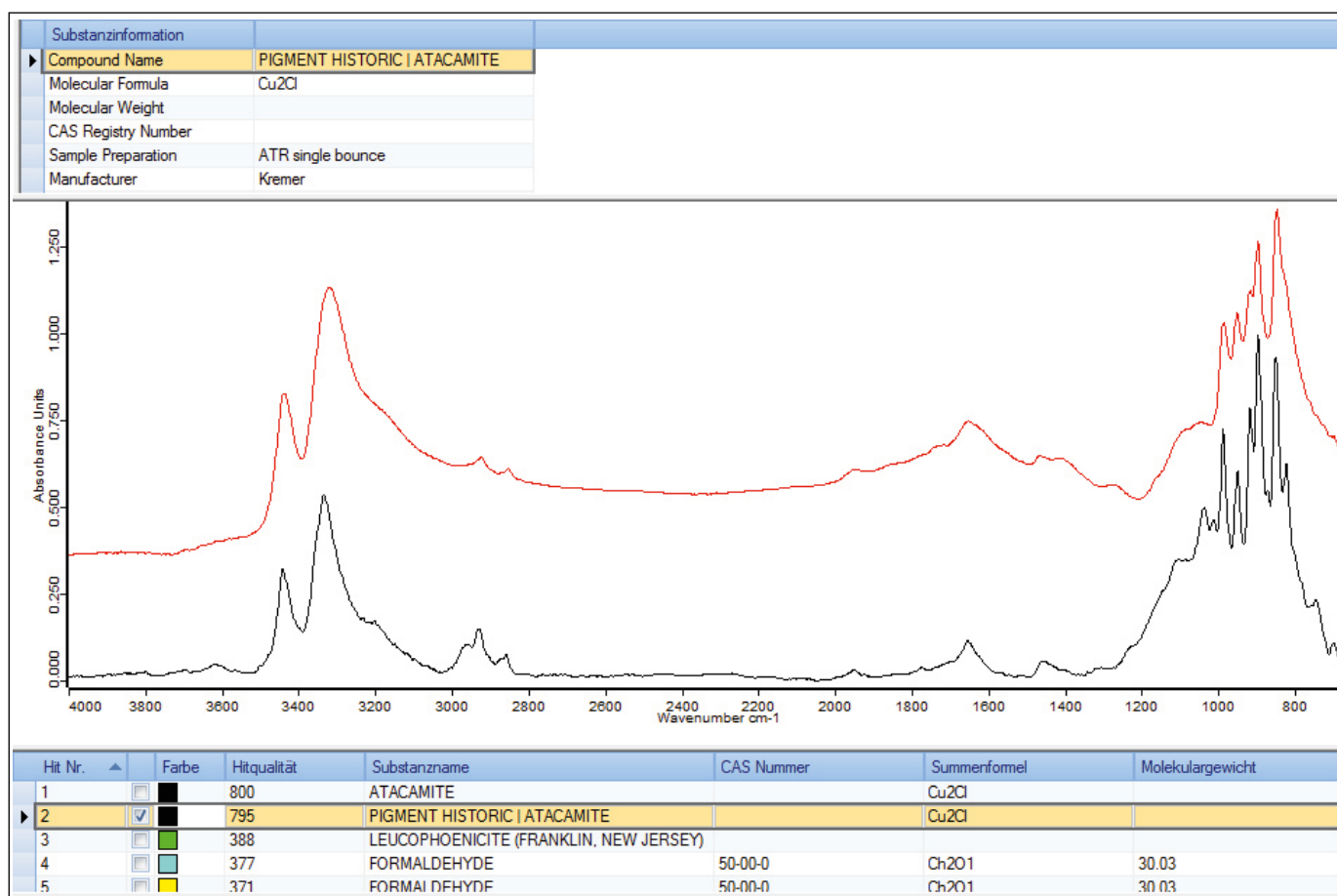
Last but not least: Denkmalpflegerisches Einsatzgebiet und Probengröße

Klassische Anwendung der infrarotspektroskopischen Analyse ist die Identifikation vergleichsweise reiner Substanzen, wie beispielsweise organisch-chemischer Lösemittel oder moderner Kunststoffe. Schwieriger gestaltet sich die Analyse von Substanzgemischen und gealterten Systemen, wie sie in Denkmalpflege und Archäologie leider typisch sind. Manche Stoffgruppen komplizierterer Chemie, wie beispielsweise Proteine, sind aufgrund ihrer gemeinsamen Eigenschaften vom Typus her noch gut erkennbar, jedoch innerhalb ihrer Gruppe in der Praxis nicht mehr genauer differenzierbar. Da die Infrarotspektroskopie sehr viele unterschiedliche Signale von diversen Substanztypen gleichzeitig erfasst, erhält man immerhin zu praktisch jeder Probe ein Spektrum, das deutliche Absorptionsbanden aufweist. Es kann allerdings passieren, dass eine als di-

agnostisch wichtig erachtete Komponente in Folge der vielfältigen Überlagerungen im Informationsgewimmel untergeht.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass chemisch möglichst einheitliche Proben die besten Chancen bieten. Sie dürfen dann ohne weiteres auch klein sein (im Zehntelmillimeterbereich, notfalls auch noch kleiner). Zu den Probenmaterialien mit hohen Erfolgchancen zählen viele Korrosionsprodukte, Salzausblühungen, Pigmente und moderne Beschichtungssysteme. Und, last but not least, keine Regel ohne Ausnahme: Der steinzeitliche „Alleskleber“ Birkenpech ist meist gut nachweisbar, obwohl er allen hier aufgestellten Benimmregeln zuwiderläuft. Von Natur aus komplex zusammengesetzt, durch einen archaischen Extraktionsprozess im Feuer chemisch modifiziert und über Jahrtausende hinweg gealtert, spricht er trotzdem noch ein klares Infrarot mit uns!

Martin Mach

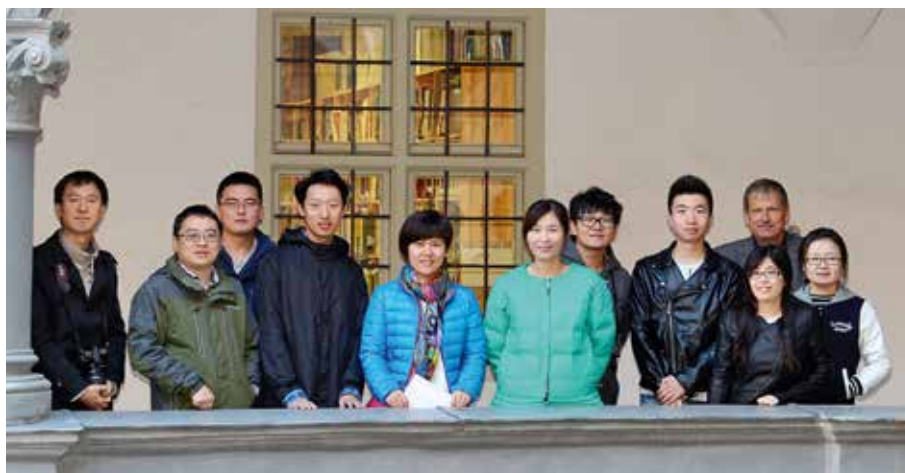


Infrarotspektrum von der grün patinierten Oberfläche der untersuchten Schrifttafel (rot) im Vergleich zum Spektrum eines käuflichen Kupferchlorids (schwarz) (Grafik: BLfD, Zentrallabor)

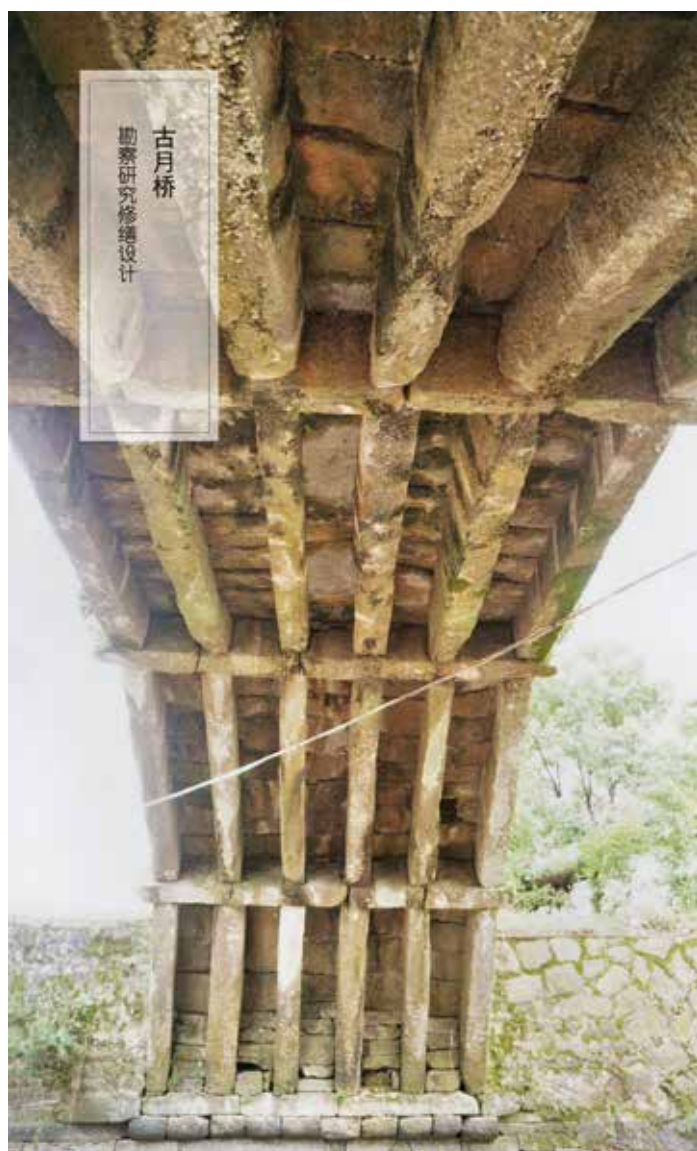
Chinesisch-bayerische Verbrückung

7700 km Luftlinie vs. 15 m Spannweite

Eine zehnköpfige chinesische Delegation des Beijing Guowenyan Cultural Heritage Conservation Centre (CHCC) unter Leitung von Herrn Rong Zhang besuchte am 29. September 2015 das Zentrallabor des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, um die hiesigen Labormethoden kennen zu lernen und einige Fallbeispiele zu diskutieren. Das CHCC ist verhältnismäßig jung, betreut jedoch eine Reihe spektakulärer Denkmäler von internationalem Rang. Das Arbeitsspektrum reicht von der Quellenforschung, Bestandserfassung, Substanzanalytik usw. über das 3D-Laserscanning und die statische Bewertung bis hin zur konkreten Maßnahmenplanung und Publikation.



München, die chinesische Delegation mit dem Leiter Rong Zhang (2. v. li) im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (Foto: BLfD, Michael Forstner)



Guyueqiao, Untersicht der Konstruktion der Guyue Brücke. (Foto: mit freundlicher Genehmigung des CHCC, Beijing)

Stellvertretend sei hier die „Guyue Brücke“ bei Guyueqiao, ca. 200 km südwestlich von Shanghai, genannt. Die – gemessen an den europäischen Pendants – ausgesprochen schlanke Konstruktion ist seltener Vertreter eines Brückentypus, den man in genealogischer Sichtweise als Übergangsform in der Geschichte des Brückenbaus ansprechen könnte: ein System auf halber Strecke zwischen archaischen Steinplattenbrücken und den aus heutiger Sicht vermeintlich überlegenen, jedenfalls viel häufigeren Bogenkonstruktionen.

Das Faltbogenwerk der Guyue Brücke entstand im Jahr 1213, noch während der Song-Dynastie. Sein äußerst ambitioniertes, steinernes Zapfen-Stecksystem überspannt ein 15 m breites Flussbett mit einer Bogenhöhe von knapp 4 m. Es hat demnach mittlerweile mehr als 800 Jahre Standzeit vorzuweisen.

Ein, mit einer Genauigkeit von besser als zwei Millimetern spezifiziertes 3D-Modell des CHCC veranschaulicht die tragende Konstruktion, einen pentagonalen Faltbogen. Die fünf Bogensegmente bestehen aus je 6 parallelen Bogenträgern, die in horizontale, aus zwei Teilstücken zusammengesetzte Querträger eingreifen.

Die statische Analyse attestiert diesem offensichtlich ausgereiften Stecksystem eine große Flexibilität gegenüber Hochwasser und Erdbeben. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass der durch die Konstruktion vorgegebene Bewegungs-

rahmen von den Bauteilen im Lauf der Zeit quasi erschöpfend genutzt worden sei, wodurch das Gesamtsystem elastisch reagierte und seine Standfähigkeit ohne existenzbedrohende Risse bewahrte!

Sollten Sie nun auf den Geschmack gekommen sein: „Googeln“ Sie für Fotos von der Brücke einfach nach dem für bayerische Zungen unaussprechlichen Ortsnamen „Guyueqiao“ (Bildsuche)

oder lesen Sie den ausführlichen, illustrierten Bericht über die 3D-Vermessung (Suchbegriff „Guyue 3D Laser pdf“).

Martin Mach

Besuch von Mitarbeitern des Kroatischen Restaurierungsinstituts in den Restaurierungswerkstätten des BLfD

Vom 17. bis 19. September besuchten vier Mitarbeiter des Restaurierungsinstituts in Zagreb (Hrvatski restauratorski zavod, HRZ) auf Wunsch des dortigen Amtsleiters Prof. Dr. Mario Braun das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD). Der Besuch der Referentin für internationale Angelegenheiten sowie dreier RestauratorInnen ergab sich aus einer Tagung im kroatischen Ludbreg im Dezember 2014 zum 20-jährigen Jubiläum der Eröffnung des Restaurierungszentrums im Schloss Batthyany in Ludbreg. Das Zentrum wurde mit wesentlicher Unterstützung des Freistaates Bayern und des BLfD zur Sicherung der durch den Jugoslawienkrieg gefährdeten Kunstdenkmäler Kroatiens seit 1991/92 eingerichtet (Denkmalpflege Informationen, Nr. 162, S. 94 ff.). Damals entstand bei einem gemeinsamen Gespräch zwischen dem BLfD, dem Lehrstuhl für Restaurierung der TU München und der kroatischen Seite, der Wunsch, die fachliche Zusammenarbeit am Beispiel der aus Bayern stammenden Künstlerfamilie Straub zu intensivieren, deren Mitglieder außer in Bayern vor allem in Österreich, Kroatien und Slowenien tätig waren.

Eine von Prof. Braun übermittelte Liste zur Besichtigung bayerischer Altäre bzw. Kunstwerke von Johann Baptist Straub konnte aus zeitlichen Gründen jedoch nur zum Teil entsprochen werden.

Am ersten Tag gaben die kroatischen KollegInnen einen Überblick über den Bestand an Altären der Brüder Johann Baptist Straubs in Kroatien, deren Fasstechniken und – am Beispiel einer kriegsgeschädigten Kirche – über die Restaurierungsmöglichkeiten. Im Zuge der folgenden dreitägigen Bereisung der bayerischen Kirchen in Schäftlarn, Tegernsee, Bichl, Ettal, München-Bogenhausen, Berg am Laim, Andechs, Polling und Dießen wurden von Seiten der Mitarbeiter

des BLfD die jeweiligen Restaurierungskonzepte, die auf unterschiedlichen Ansätzen basierten, erläutert.

Ferner stellten die Kollegen der Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen (BSV) aktuelle Maßnahmen vor, die derzeit an den überlebensgroßen Skulpturen des Herkuleszyklus von Roman Anton Boos durchgeführt werden. Bozzetti zu diesen Skulpturen konnten am Vormittag noch in den neu eingerichteten Räumen der Barock- und Rokocosammlung des Bayerischen Nationalmuseums betrachtet werden. Den beeindruckenden Abschluss der Rundreise bildete die durch den dortigen Mesner ermöglichte Besteigung des Hauptaltares des Marienmünsters in Dießen. Freundlich unterstützt wurde der Besuch durch die Kollegen der Diözesen Augsburg und München, die Leitung der Restaurierungswerkstätten der BSV und die Pfarreien.

Professor Emmerling, Leiter des Lehrstuhls Restaurierung, Konservierungswissenschaft und Kunsttechnologie der TU München (RKK) stellte die Räume seines Instituts in einem Rundgang vor.

Anhand einer Reihe von Fotografien aus den Diplomarbeiten zu Werken von Johann Baptist Straub erläuterte er mögliche Ansätze zu einem gemeinsamen Projekt zur technologischen Untersuchung der Altäre der Gebrüder Straub. In Kroatien wird die Mehrzahl der Altäre, auf Grund formaler Kriterien, Franz Anton Straub zugeschrieben. Die innerhalb des Bayerisch-Kroatischen Projektes (unter Beteiligung von Österreich und Slowenien?) geplante Untersuchung soll diese Zuschreibung wissenschaftlich belegen und ggf. unterschiedliche Arbeitsweisen der Brüder belegen. Der Vater Johann Georg Straub unterhielt eine Schreinerwerkstatt, darüber hinaus schnitzte und malte er. Über seine Werke ist bislang nur wenig bekannt. Belege für eine Lehre der Söhne in der väterlichen Werkstatt liegen bislang nicht vor. Vermutlich aus wirtschaftlichen Gründen zogen die Söhne nach Agram, dem heutigen Zagreb, Graz, Marburg, heute Maribor, Radkersburg und Wien und schufen dort eine Reihe von Werken.

Rupert Karbacher und
Dr. Martin Mannewitz



Besichtigung der Klosterkirche in Schäftlarn (Foto: BLfD, Martin Mannewitz)

Gewünschter „Wow-Effekt“

Dr. Gerhard Weber in den Ruhestand verabschiedet

So gar nicht zum persönlichen Auftreten von Gerhard Weber passen seine beruflichen und wissenschaftlichen Zielsetzungen und Erfolge, wie sie mit der Überschrift des Kemptener Kreisboten vom 24. Mai 2011 aufs Beste umschrieben sind, und die er über fast vierzig Jahre verfolgt hat. Und so erscheint einem auch sein Ausscheiden aus dem Dienst der Stadt Kempten zum 1. September 2015 überraschend: „Wow, ist es schon soweit?“ Gerhard Weber wurde am 18. April 1950 in Passau geboren. Nach seinem Abitur in Passau und Pfarrkirchen studierte er Architektur an der Technischen Universität in München, wo er schon bald mit der klassischen Bauforschung in der Archäologie in Berührung kam und darin sein eigentliches Interessengebiet fand. Während und nach Abschluss des Studiums arbeitete er mit an Projekten, wie der Erforschung des Aphia-Heiligtums auf Ägina in Griechenland. So war es auch nur folgerichtig, dass er nach dem Studienabschluss für die Römisch-Germanische Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin die Leitung einer großen, richtungweisenden Ausgrabung übernahm, nicht im Vorderen Orient oder Nordafrika, sondern in Faimingen am Zusammenfluss von Brenz und Donau in Bayerisch-Schwaben (1976–80). Noch während der ersten Arbeiten zur Präsentation des Apollo Grannus Heiligtums im römischen Phoebiana (Faimingen) schloss er 1982 ein zweites Studium der Provinzialrömischen Archäologie an der LMU in München ab.

Seine Untersuchungen des großen Faiminger Tempels, die wissenschaftliche Bearbeitung seiner Erkenntnisse und dann auch der anschließende Umgang mit den Ruinen bis hin zur Präsentation und Teilrekonstruktion sind beispielgebend. Vor allem – für Gerhard Weber – führte dies mit „Phoebianis. Untersuchungen zum römischen Heiligtum von



Dr. Gerhard Weber (Foto: BLfD)

Faimingen und anderen Sakralbauten in der Provinz Raetien“ 1982 zu seiner Promotion im Fach Provinzialrömische Archäologie bei Günter Ulbert in München (publiziert 1993 mit Johannes Eingartner und Pia Eschbaumer).

Damit war er bestens gerüstet für die im gleichen Jahr ins Leben gerufene Stadtarchäologie in Kempten, als deren Leiter er 1983 bestellt wurde. Von Anfang an stand dabei die Beschäftigung mit dem Tempelbezirk am Rand der römischen Stadt, prominent über Iller und mittelalterlicher Stadt gelegen, im Vordergrund, verbunden mit dem Wunsch, „mehr“ daraus im Rahmen z. B. eines archäologischen Parks zu machen. Zur Auslotung der Möglichkeiten, also insbesondere der Frage nach der Behandlung freigelegter Ruinen und ihrer Darstellung und Vermittlung in der Öffentlichkeit, veranstaltete Gerhard Weber in und für die Stadt Kempten schon im November 1983 ein erstes internationales Symposium mit dem Thema „Der geplante

Archäologische Park Cambodunum. Bodendenkmäler und ihre Präsentation“, das auch mit dem 1985 nachfolgenden Druck „Konservierte Geschichte? Antike Bauten und ihre Erhaltung“, herausgegeben von Gerhard Weber und Günter Ulbert, nicht nur für den damals teilnehmenden Autor, sondern für die nächsten zwanzig Jahre richtungweisend werden sollte. Aus den damals formulierten Empfehlungen wurde durch Gerhard Weber der Archäologische Park Cambodunum (APC) entwickelt und aufgebaut. Bis heute ist der erste bis 1987 umgesetzte Abschnitt, der teilerrichtete Tempelbezirk, ein faszinierendes Besichtigungsobjekt.

Mit der Gerhard Weber eigenen Beharrlichkeit sollte es aber nicht dabei und bei ein bisschen Stadtarchäologie sowie der Parkpflege bleiben. Vielmehr wollte er Attraktionen schaffen und dabei Geschichte vermitteln. Geeignet schienen ihm diesbezüglich die Kleinen Thermen, zu denen 1989 das 2. Cambodunum-Symposium durchgeführt wurde. Als Ergebnis kann die nach umfangreichen Ausgrabungen in den 1990er Jahren eingerichtete hervorragende Präsentation der Badeanlage unter dem nüchternen, aber zweckmäßigen Schutzbau gelten. Die Notwendigkeit, die Anlagen zu bespielen, führte dann 1998 auch zum 3. Cambodunum-Symposium bezüglich „Archäologie und Marketing“, wieder mit namhaften Kolleginnen und Kollegen aus dem In- und Ausland als Referenten und Teilnehmer. Parallel dazu wurde der APC an verschiedenen Stellen weiter entwickelt. Nur naheliegend ist, dass in den letzten sechs Jahren auf Initiative von Gerhard Weber intensiv über die Möglichkeiten eines Museumsneubaus, sei es im Zusammenhang mit einem schon früher gegrabenen römischen Bauwerk, sei es unabhängig davon, nachgedacht und in verschiedenen Fachgruppen diskutiert wird, um neben der „Hardware“ von Befunden und Strukturen endlich

auch die „Software“, die Funde aus den unzähligen Grabungen mit ihrer zu einem guten Teil außergewöhnlichen Qualität und Aussagekraft, präsentieren zu können. Die Umsetzung dazu muss er aber seinem Nachfolger überlassen.

Es zählt zu den Verdiensten von Gerhard Weber, dass und wie er die Bedeutung der Archäologie in Kempten vermittelt hat. Als Stadtarchäologe kümmerte er sich mit seinem anfangs recht gut besetzten Team um die nicht selten notwendigen Ausgrabungen im Vorfeld von Baumaßnahmen in der Stadt genauso wie um die Klärung und Weiterentwicklung der Magazinierung der fast unendlich erscheinenden Funde von mehr als hundert Jahren Grabungsgeschichte. Mittlerweile sind die Objekte gut erschlossen, und die eine oder andere Dissertation konnte mit Material der Stadtarchäologie verfasst werden (z. B. zu den Amphoren aus Kempten oder der frühen Bebauung unter den Kleinen Thermen). Aber immer wieder trieb ihn die Frage nach der Nutzung des APC, nach Programmen für die Besucher und Bürger der Stadt um, meist mit großem Erfolg. Dies führte dazu, dass Gerhard Weber 2004 die Kulturamtsleitung der Stadt angetragen wurde, die er bis 2014 innehatte. Über seine Leistungen in die-

sem Bereich wird sicher von der Stadt Kempten ausführlich berichtet werden, hier erwähnt werden sollen für den archäologisch und historisch Interessierten nur die Studien zu 400 Jahre Theater in Kempten und vor allem das großartige Projekt Schauraum Erasmuskapelle am St. Mangplatz (2010) – eine wegweisende Multimediainszenierung mit Vorbildcharakter für ganz Bayern, die er gegen viele Bedenken durchgesetzt hat. Leider hat durch den Aufstieg von Gerhard Weber die Stadtarchäologie ihre Eigenständigkeit bzw. einen eigenen Wissenschaftler verloren. Aus gesundheitlichen Gründen gab Weber die Kulturamtsleitung für sein letztes Dienstjahr an seinen Vertreter Martin Fink ab, um mit der Projektleitung für die Weiterentwicklung des Archäologischen Parks Cambodunum sozusagen wieder zu den Ursprüngen zurückzukehren. Dabei scheint ihm auch gelungen zu sein, den Pfad zurück zu einem eigenen Stadtarchäologen zu bahnen.

Gerhard Weber hat in seiner freundlichen, aufgeschlossenen Art nicht nur Kempten und die dortige Archäologie geprägt (vgl. hierzu die Zusammenfassung „Cambodunum-Kempten. Erste Hauptstadt der römischen Provinz Raetien“, 2000). International vernetzt hat

er insbesondere auch mit der Schweiz (Augusta Raurica) zusammengearbeitet und länderübergreifende Arbeitskreise zur Neuausrichtung der Museumslandschaft Kempten und des Römerthemas koordiniert. Sein Wissen, seine Erfahrung mit dem speziellen Hintergrund als Architekt hat er gerne allen fragenden Kollegen beratend zur Verfügung gestellt. Unvergessen sind seine Beiträge bei den von Dieter Planck einberufenen Kolloquien zum römischen Siedlungsweisen in Baden-Württemberg in den 1980er und 90er Jahren. Die rege Diskussion mit ihm hat Manche bei der Interpretation der Befunde weitergebracht. Selbst setzte er mit der Rekonstruktion der Gebäude vom Auerberg 1997 ein sichtbares Zeichen. Darüber hinaus bekleidete er von 1999 bis 2007 die Position des Stellvertretenden Vorsitzenden der Gesellschaft für Archäologie in Bayern e.V.

Verbunden in Freundschaft und Kollegialität danken wir Gerhard Weber für das für die süddeutsche Archäologie und für Kempten Geleistete. Wir freuen uns auf kommende Beiträge zum römischen Cambodunum. Vor allem aber wünschen wir ihm alles Gute für die Zukunft.

C. Sebastian Sommer

Aller Anfang ist schwer – insbesondere der im Ruhestand

Zum Abschied von Herta Huber am 31. Januar 2016

Nach nur drei Tagen Einarbeitungszeit übernahm Herta Huber am 1. Mai 2005 die Assistenz des Abteilungsleiters Praktische Denkmalpflege, Bodendenkmäler, von Linda Wendl. Eingestellt wurde sie anfänglich nur kurzzeitig befristet als Vertretung im Mutterschutz, dann als Elternzeitvertretung, vom 1. August 2007 an – zum Glück für uns alle – unbefristet in Vollzeit.

Im Rückblick fast unglaublich ist, wie schnell Frau Huber sich in die schwierige Materie der Koordination der Termine, Anfragen, Nachfragen, „Auseinandersetzungen“ etc. einer Abteilung, die damals noch auf acht Standorte verteilt war, eingearbeitet hat. Immer im Hintergrund, aber vielleicht deshalb umso effizienter, hat sie



Herta Huber (Foto: BLfD, Doris Ebner)

mich, ihren sicher manchmal etwas hibbeligen Chef gemanagt, den Kalender gefüllt, auf die Einhaltung von Terminen geachtet, Reisen organisiert, eine Unzahl von Briefen vom Band und gelegentlich von schwer leserlichen Manuskripten geschrieben. Dazu musste die Post verteilt, Telefonate entgegengenommen, beantwortet oder weitergeleitet werden; die Kasse des Verbands der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland e. V. war zu verwalten, deren Geschäftsführer zu unterstützen, Protokolle zu korrigieren und zu versenden, Korrespondenz mit der Deutschen Limeskommission zu führen; Fragen der Kolleginnen und Kollegen waren zu erledigen, Material zu beschaffen, Kaffee zu kochen (und ge-

gelegentlich gab es zur freitäglichen Kaffeerunde einen wunderbaren Kuchen) und und und ... So ganz nebenbei hat sie entsprechende Aufgaben jahrelang auch noch als Vertretung der Assistenz im Vorzimmer des Generalkonservators wahrgenommen.

Trotz der meist vielen Tätigkeiten und Anforderungen gleichzeitig hat Herta Huber nie den Überblick verloren, im Gegenteil, sie war auch noch verschwiegener Ansprechpartner für viele Kolleginnen und Kollegen in Problemsituationen (woraus gelegentlich ein indirekter Hinweis folgte, sich doch mal um etwas bestimmtes zu kümmern oder auf was anderes zu achten) und war auch noch bereit, alljährlich Weihnachtsfeiern für die Abteilungsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter in München und die Geburtstagsfeiern des Chefs (als der ich mich bei ihr nie wirklich gefühlt habe) vorzubereiten.

Und ganz besonders schätze ich an Herta Huber ihr enormes Gedächtnis und ihr Einfühlungsvermögen. Wie oft kam – in der letzten Zeit ein bisschen steigend (hoffentlich nur altersbedingt) – der Hilferuf „Da war doch irgend so ein Fall im Bezirk X, wo war das noch mal?“ oder „Wer hat uns seinerzeit zu dem Problem Y was geschrieben?“ Immer hatte sie schnell heraus, was ich (oder auch jemand anderes, der mit entsprechend kryptischen Fragen zu ihr kam) eigentlich meinte und was die Antwort war oder wo man sie im Akt oder im Computer schnell finden konnte.

Dazu war sie immer freundlich, zuvorkommend (auch bei dem einen oder anderen Kunden, der oder die allseits als mehr als nur schwierig eingestuft wurde), aufnahme- und hilfsbereit. Und dann schaut man Herta Huber an und wundert sich, dass sie schon in Pension gehen „muss“. Denn eigentlich sieht sie

aus, wie am Beginn ihrer Tätigkeit vor mehr als zehn Jahren, und eigentlich fühlt sie sich noch gar nicht im Pensionsalter. Schweren Herzens verlässt sie uns, um in Passau ihr neues Domizil aufzuschlagen, näher an ihrem Heimatland Österreich. Schweren Herzens lassen wir sie ziehen. Ich bin sicher, dass nicht nur ich, sondern Viele im Denkmalamt sie vermissen werden.

Dankbar blicke ich zurück auf die gemeinsame Zeit, das Erreichte und Erledigte. Dankbar bin ich außerdem, dass Herta Huber auch noch umfänglich ihre Nachfolgerin Yvonne Nowak eingearbeitet hat. Ich wünsche Herta Huber alles Gute für die Zukunft, bleibende Gesundheit und Sportlichkeit, viele schöne Reisen, Wanderungen, Skifahrten, Begegnungen mit der Familie.

C. Sebastian Sommer

Nach mehr als 30 Jahren – Michael Hoppe zum Abschied

Seit dem 1. April 1984 stand Michael Felix Walter Hoppe in den Diensten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD), zum 1. April 2016 geht er nach vielfach wechselnden Dienst- und Wohnorten in die Pension. Mehr als 31 Jahre wirkte er aktiv an den verschiedensten Stellen und Aufgaben in der Bodendenkmalpflege und Archäologie am BLfD, treffend charakterisiert schon in den Worten in seinem Abiturzeugnis: „Ruhig und besonnen kam Michael Hoppe seinen Anforderungen nach.“

Am 13. November 1950 wurde er in Wonfurt im Landkreis Haßberge in Unterfranken geboren; entsprechend den Dienstortwechseln seines Vaters verbrachte er seine Schulzeit in Haßfurt, Hannover und zuletzt Nürnberg, wo er 1971 mit dem Abitur abschloss. Die Fächer, die es ihm besonders angetan hatten, waren Geschichte, Kunst und Erdkunde, was dann später auch in Studium und Beruf durchschien.

Nach dem eher versehentlichen Wehrdienst als Sanitäter (eigentlich wollte er verweigern, was aus „postalischen“ Gründen aber scheiterte), begann er 1973 in München ein Lehramtsstudium,



Dr. Michael Hoppe (Foto: Bernd Mühlendorfer)

um, das er aber noch im gleichen Jahr zugunsten von Kunstgeschichte, Archäologie und Neuerer Geschichte in-

haltlich veränderte und räumlich nach Erlangen verlegte. Eigentlich wollte er an die Kunstakademie, was ihm leider verwehrt blieb. Unter dem Druck, etwas „Gescheites“ zu machen, verlegte er sich bald auf Ur- und Frühgeschichte, Klassische Archäologie und Alte Geschichte, ersetzt später durch Paläontologie. Von seinen damaligen Professoren sind insbesondere Bernhard Hänsel und Gisela Freund zu nennen. Mit letzterer war er an vielen Ausgrabungen insbesondere paläolithischen Plätzen beteiligt, z. B. in der Sesselfelsgrötte, im Altmühltal oder auch bei Marbach im Ries. Entsprechend der damaligen Studienvorstellungen wechselte er nach der Zwischenprüfung von 1976 bis 1977 nach Heidelberg. Die Zeit mit dem dortigen Professor Vladimir Milošević brachte ihn auf Grabungen u. a. in Tiryns und der Pevkaki-Magula in Griechenland, aber auch in die frühe Kirche von Solnhofen im Altmühltal. Bis 1984 setzte er sein Studium in Erlangen fort, wo er 1984 mit „Neue(n) Siedlungsfunde(n) der Bronze- und Eisenzeit aus dem Taubergrund“ 1980 magistriert wurde. Im Sommer 1984 wurde er mit „Die Grabfunde der

Hallstattzeit in Mittelfranken“ promoviert, schon 1986 publiziert als Materialheft der Bayerischen Vorgeschichte 55.

Auf einem Bewerbungsfoto von 1984 begegnet uns Michael Hoppe als „langhaariger Deifi“ in einer Weise, die auf eine bewegte Studienzeit schließen lässt. Bewegt war aber sicher auch die nachfolgende, lange Zeit mit befristeten Verträgen gestaltete Arbeitszeit am BLfD. Zum 1. April 1984 beginnt er als Wissenschaftlicher Angestellter an der damals sogenannten Außenstelle Nürnberg unter Harald Koschick in einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme zur archäologischen Untersuchung des hallstatt-/frühlatènezeitlichen Gräberfelds in Landersdorf, Lkr. Roth. Zum 1. Januar übernimmt er die Ausgrabungen im Bereich der Großbaustelle Main-Donau-Kanal („Mammut-Bau“ nach der Tätigkeitsbeschreibung) als Leiter des Grabungsbüros erst in Abensberg, dann in Kelheim, später in Dietfurt. Mit verschiedenen Kolleginnen und Kollegen gelangen ihm in diesem bis 1992 laufenden Projekt hervorragende Entdeckungen und Erkenntnisse, die in einer nachfolgenden Kooperation mit der Universität Erlangen fast alle auch wissenschaftlich bearbeitet werden und in der sogenannten Kanalreihe („Archäologie am Main-Donau-Kanal“) bis 2007 publiziert werden.

Mittlerweile unbefristet beschäftigt wird er zum Jahreswechsel 1991/92 als zweiter Referent Björn-Uwe Abels in der Außenstelle Schloss Seehof an die

Seite gestellt. Überraschend – insofern als die kurz zuvor gegründete Familie gerade erst in der Nähe ein sanierungsbedürftiges Baudenkmal gekauft hatte – nimmt er die Chance wahr, als Leiter des Gebietsreferates nach Regensburg zu wechseln, wo er zum 1. Dezember 1993 zum Konservator auf Probe ernannt wird. Zum 1. April 1995 wechselt er als Leiter der Außenstelle Würzburg zurück in seine fränkische Heimat, zum 1. Juni 1995 wird er als Beamter auf Lebenszeit Oberkonservator. Am 1. August 2002 zum Hauptkonservator befördert, obliegt ihm als Referatsleiter des Referates B IV die unangenehme und ihm eine erneute Versetzung bescherende Aufgabe, die Dienststelle in Würzburg im 99. Jahr ihres Bestehens aufzulösen und zum 1. November 2007 nach Beschluss der Staatsregierung von 2003 mit der anderen Dienststelle des Referates im Schloss Seehof zusammen zu führen. Entsprechend der Strukturreform von 2002 agiert seitdem das Referat B IV Ober-/Unterfranken geschlossen von einer sehr gut ausgestatteten Dienststelle aus. Die Planungen und die konsequente Umsetzung von Michael Hoppe haben ganz großen Anteil daran, dass dort alle Altmaßnahmen im zwischenzeitlich eingeführten Fachinformationssystem FIS eingearbeitet sind, dass die Bibliotheken von Würzburg und Seehof zusammen geführt wurden und vollständig inventarisiert sind, dass Planungsakten und vor allem die Grabungsdokumentationen einheit-

lich geordnet, überarbeitet und Berechtigten leicht zugänglich aufgestellt sind. Die enge Kooperation mit dem Referat Z I führte auch zu einem guten Neubeginn in der Zusammenarbeit mit den ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Nordbayern, die in hervorragend besuchten Tagungen alle zwei Jahre abwechselnd in Oberfranken und in Unterfranken ihren formalisierten Ausdruck gefunden hat. Obwohl oder gerade weil er in seinem Studium wie Berufsleben davor eine außergewöhnliche Flexibilität gezeigt hat, machte Michael Hoppe diesen Umzug allerdings persönlich nicht mehr mit; die letzten Jahre pendelte er zwischen Würzburg und Seehof.

Schauen wir auf die wissenschaftlichen Leistungen von Michael Hoppe, fallen neben Magisterarbeit und Dissertation mehrere Monographien und viele Aufsätze auf. Dabei spielte die Hallstattzeit mit ihrem Bestattungswesen eine besondere Rolle.

Auch im Namen der Abteilung und des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege danke ich Michael Hoppe sehr für die von ihm an so verschiedenen Positionen in der Bodendenkmalpflege im Freistaat Bayern geleistete Arbeit. Für seine Zukunft als Pensionär wünsche ich von Herzen alles Gute, insbesondere eine gute Gesundheit, und genauso viel Freude bei allem, was er tut.

C. Sebastian Sommer

Nachruf Manfred Geyer

Am 27. Oktober 2015 verstarb nach langer, schwerer Krankheit unser Freund und Mitarbeiter Manfred Geyer im Alter von 77 Jahren.

Herr Geyer war seit 1965 ehrenamtlicher Mitarbeiter der oberfränkischen Bodendenkmalpflege des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) und seit 1993 ehrenamtlicher Kreisheimatpfleger des Lkr. Forchheim. 1971 bin ich Herrn Geyer zum ersten Mal auf einer Tagung begegnet und konnte seit 1976, in meiner ehemaligen Funktion als Leiter der Archäologischen Außen-

stelle für Oberfranken des BLfD, eng mit ihm zusammenarbeiten. Im Laufe der folgenden dreißig Jahre lernte ich Herrn Geyer als einen außergewöhnlich engagierten, absolut zuverlässigen Mitarbeiter kennen, woraus eine Freundschaft zwischen uns erwuchs, die natürlich auch seine Frau Angelika einschloss.

Manfred Geyers Aufgabenfeld war breit gefächert. Er überwachte vor allem den Bestand der zahlreichen obertägigen archäologischen Denkmäler, wie vom vorgeschichtlichen Menschen be-

siedelte Höhlen, die großen eisenzeitlichen Grabhügelfelder, die bedeutenden bronze- und eisenzeitlichen Befestigungen sowie die früh- bis hochmittelalterlichen Wehranlagen des an archäologischen Denkmälern und Funden reichsten Landkreises Oberfrankens. Schon allein die ständige Überwachung all dieser Denkmäler vor ihrer Zerstörung und vor dem Zugriff illegaler, mit Sonden bewaffneter Raubgräber unterstreichen den unermüdlichen Einsatz Manfred Geyers für die Archäologie Oberfrankens.



Manfred Geyer (1938–2015) mit seiner Frau Angelika (Foto: Björn-Uwe Abels)

Als ich 1976 als Neuling meinen Dienst in Schloss Seehof antrat, war ich auf das lokale Wissen und die loyale Zusammenarbeit unserer Ehrenamtlichen angewiesen. Auch hier hat sich Manfred Geyer, genauso wie bei der Unterstützung der 1997 geschaffenen Kreisarchäologie, durch absolute Lo-

yalität und großes Engagement ausgezeichnet! Wir haben gemeinsam alle archäologischen Denkmäler des Lkr. Forchheim aufgesucht. Kein Steilhang war ihm zu schwierig, wenn es darum ging, eine vom frühen Menschen besiedelte Höhle zu erkunden, kein Unterholz war ihm zu beschwerlich, um eine

Gruppe vorgeschichtlicher Grabhügel aufzusuchen, keine vorgeschichtliche oder frühmittelalterliche Befestigung zu ablegen, um sie auch bei schlechtem Wetter zu begehen.

Mehrere all dieser Denkmäler wurden erst von Manfred Geyer entdeckt und 1999 in dem Buch „Vor- und frühgeschichtliche Denkmäler im Landkreis Forchheim“ publiziert.

Durch Herrn Geyers standhaften, nicht immer leichten Einsatz für die archäologische Denkmalpflege, durch viele aufklärende Vorträge und Presseberichte konnte eine Reihe wichtiger Bodendenkmäler vor deren Zerstörung bewahrt werden.

Für seine herausragenden Leistungen wurde Manfred Geyer mehrfach ausgezeichnet: 1989 mit der Denkmalschutzmedaille des Freistaates Bayern, 1991 mit dem Kulturpreis des Lkr. Forchheim, 2000 mit dem Preis der Gesellschaft für Archäologie in Bayern, 2005 mit dem Denkmalpflegepreis der Oberfrankenstiftung und 2014 mit dem Bundesverdienstkreuz!

Mit dem Tod von Manfred Geyer verliert die archäologische Denkmalpflege einen engagierten Streiter und wir einen langjährigen, liebenswerten Freund! Wir beide möchten, auch im Namen des BLfD in Schloss Seehof, Frau Geyer und ihrer Familie unser tief empfundenes Mitgefühl aussprechen.

Björn-Uwe Abels und
Ermelinda Spoletschnik

AKTIVITÄTEN

Jahrestagung Archäologie in Bayern

23. – 25. Oktober in Altdorf bei Landshut

Die Wahl des Veranstaltungsortes für „Archäologie in Bayern“ fiel 2015 auf Altdorf bei Landshut – ein Ort, in dem seit Jahrzehnten ehrenamtliche Arbeit in der Bodendenkmalpflege geleistet wird, federführend durch den in der Region verankerten Verein Arlan, von dem auch die Einladung für diese Tagung ausging.

Altdorf ist durch viele Grabungen bekannt, allen voran diejenige im „Kleinfeld“, wo man auf ein 7000 Jahre altes Dorf der sogenannten Linearbandkeramik stieß. Dass dort sogar der Laufhorizont, auf dem sich die, als „ältesten Bauern Bayerns“ bekannten Siedler bewegten, erhalten war, ist eine bislang einzigartige Befundsituation und eine echte „große“ Sensation.

Bei der Tagung heuer, waren gerade die frisch restaurierten jungsteinzeitlichen Funde der aktuellen Grabungen an der B15 neu in einer kleinen Ausstellung, die vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) in Zusammenarbeit mit der Kreisarchäologie Landshut vorbereitet wurde, zu sehen.

Ansonsten orientierte sich der Tagungsablauf am bewährten Programm: Nach der Vorstellung des neuen Bandes „Das Archäologische Jahr in Bayern 2014“, gab sich Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle die Ehre. Zu den Begrüßenden gehörte auch der Altdorfer Bürgermeister Helmut Maier, der Stellvertretende Landshuter Landrat Fritz Wittmann, sowie Prof. Dr. C. Sebastian Sommer von Seiten des BLfD und Prof. Dr. Bernd Päßgen als Vorsitzender der Gesellschaft für Archäologie in Bayern e.V.

Der Freitagnachmittag war Vorträgen aus der Region und Niederbayern gewidmet. Zu hören war von durchaus sensationellen Befunden, wie den ersten Hausgrundrissen der Altheimer Kultur im Lössgebiet bzw. der ungewöhnlichen Dichte an jungneolithischen Erdwerken im Raum südlich von Straubing. Auch kritischen Tönen mangelt es nicht bezüg-



Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle (Mitte) präsentiert zum Auftakt der Tagung „Das archäologische Jahr in Bayern 2014“, links Prof. Dr. C. Sebastian Sommer und rechts Prof. Dr. Bernd Päßgen



Marcus Junkelmann mit Dragonern beim Festvortrag (beide Fotos: BLfD, Christoph Steinmann)

lich des Umgangs mit den Bodendenkmälern im Stadtgebiet von Landshut.

Das Vortragsprogramm am Samstag bot zeitlich wie regional eine bunte Mischung an Themen: Gräber – ob schnurkeramisch aus Bergrheinfeld, hallstattzeitlich aus Simmelsdorf, spätlatènezeitlich aus Grünwald oder frühmittelalterlich aus Oberbaar – ergänzt durch Grabinschriften aus Augsburg, belegen, dass man dem Leben in historischen Zeiten am besten über den Tod näher kommt. Eine neue Jupitersäule aus Oberndorf gehört da eher zu den außergewöhnlichen Funden. Ebenso neu sind die Ergebnisse zur Erschließung der Montanlandschaft Oberpfalz seit der Karolingerzeit.

Parallel zu diesen abwechslungsreichen Vorträgen war für die Ehrenamtlichen ein Workshop zur Einordnung steinzeitlicher Artefakte geboten sowie die Gelegenheit, Lesefunde zu melden und sie bestimmen zu lassen.

Nicht zu vergessen ist der lebendige und detailreiche Festvortrag von Dr. Marcus Junkelmann über die Ereignisse der napoleonischen Kämpfe um Landshut 1809.

Die ganztägige Exkursion durch die niederbayerische Fundlandschaft rund um Altdorf hatte Kreisarchäologe Tho-



Silvia Codreanu-Windauer mit Exkursionsteilnehmern (Foto: BLfD, Christoph Steinmann)

mas Richter, der tatkräftige Mitorganisator dieser Tagung zusammengestellt. Sie führte zu Siedlungsplätzen u. a. der Jungsteinzeit (Altdorf), zu Römerstraßen (Rottenburg), Befestigungsanlagen und Kirchen (Türkenfeld, Ergoldsbach und Ergolding) – eben jener Palette an ober-

und untertägigen Bodendenkmäler, die nicht nur als points of interest zu verstehen sind, sondern als Identifikationspunkte unsere Landschaft und unseren Lebensraum prägen.

Silvia Codreanu-Windauer

Von der römischen Villa zum frühmittelalterlichen Dorf in Bayern – Strukturveränderungen der Siedlungslandschaft in spät-/nachantiker Zeit

Ein interdisziplinäres Kolloquium in Benediktbeuern, 5./6. Oktober 2015

Wie gestaltete sich die Entwicklung von der römischen villa rustica zum mittelalterlichen Dorf in Bayern? War es ein langer, wechselvoller Weg oder gab es einen fließenden Übergang zwischen den Epochen? Haben wir es mit einem Bruch oder mit Kontinuität zu tun? Dieser zentralen Forschungsfrage zur bayerischen Geschichte des 5. bis 7. Jahrhunderts haben sich Archäologen, Historiker und Sprachwissenschaftler vom 5. bis 6. Oktober 2015 im Kloster Benediktbeuern gewidmet.

Die Tagung wurde organisiert vom Institut für Bayerische Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität, vertreten durch Dr. Irmtraut Heitmeier,

und dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege in Person von Dr. Jochen Haberstroh. Die mehr als 80 Teilnehmer aus dem In- und Ausland hatten es sich zum Ziel gesetzt, mittels einer intensiven Auswertung der archäologischen und historischen Quellen und dem dadurch initiierten interdisziplinären Austausch mehr Licht in den noch nicht hinreichend erforschten Übergang zwischen der Spätantike und dem frühen Mittelalter in Bayern zu bringen. Damit sollte an die ebenfalls interdisziplinär ausgerichtete Tagung vor einigen Jahren angeknüpft werden, aus der die Publikation „Die Anfänge Bayerns“ hervorgegangen ist, in welcher der aktuelle Forschungsstand

zur frühen bayerischen Geschichte umfassend vorgestellt und diskutiert wurde. Im Rahmen der diesjährigen Tagung standen nun die strukturellen Veränderungen der bayerischen Siedlungslandschaft in spät- und nachantiker Zeit im Fokus, die von unterschiedlichen Forschungsrichtungen beleuchtet wurden.

Einleitend wurden verschiedene archäologische Befunde des betrachteten Zeitraumes und deren Deutungsmuster thematisiert. Den Anfang machte Prof. Dr. Bernd Päffgen, der die archäologische Überlieferung und deren Interpretation im Rheinland und in Bayern vergleichend betrachtete. Vertiefend dazu stellte Hans-Peter Volpert M.A. seine

Ergebnisse zu den frühmittelalterlichen Siedlungsformen der Münchner Schotterebene vor, während Prof. Dr. Michaela Konrad verschiedene Formen spät- und nachrömischer Nutzung römischer Villen aufzeigte. Mit einem weiteren wichtigen Aspekt, nämlich der Agrartechnologie und der Effektivität frühmittelalterlicher Landwirtschaft setzte sich Dr. Hubert Fehr auseinander. Wie sich die archäologische Situation speziell im Umfeld größerer Orte mit römischer Tradition darstellt, zeigten Dr. Peter Höglinger am Beispiel von Salzburg und Volker Babucke M.A. am Beispiel von Augsburg.

PD Dr. Martin Ott erläuterte die historische Perspektive auf die Transformationsphase in seinem Vortrag zur Siedlungsgeschichte aus historiografischer Sicht über die landeshistorische mittelalterliche und neuzeitliche Forschung. Die Rechtsgeschichte wurde von Prof. Dr. Hans-Georg Hermann vertreten, der in seinem Vortrag aufzeigte, inwieweit die Lex Baiuvariorum Aussagen zur Siedlungsstruktur ermöglicht, während Dr. Ludwig Rübekeil sich aus sprachwissenschaftlicher Sicht vor allem mit dem Namen der Huosi auseinandersetzte.

Der Interdisziplinarität wurde auch von Seiten der Naturwissenschaft mit den Beiträgen von Dipl.-Biol. Barbara Zach und Franz Herzig Rechnung getragen. Die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Arbeit aus dem Bereich der Paläobotanik und der Dendrochronologie wurden dadurch äußerst gewinnbringend im Rahmen der Fragestellung der Tagung eingebracht.

Einen Ausblick auf die archäologische Forschung in anderen Regionen boten schließlich die Beiträge von Prof. Marco Valenti und Dr. Vittorio Fronza von der Universität Siena zur Siedlungsstruktur in Italien sowie der Vortrag von Prof. Dr. Frans Theuws von der Universität Leiden zur Situation in den südlichen Niederlanden.

Am Beginn des zweiten Tages öffnete Prof. Dr. Ralf Behrwalte den Blick über den regionalen Rahmen hinaus mit seinem Beitrag zur spätrömischen Siedlungspolitik im Imperium Romanum mit einer Analyse der Grenzen und Möglichkeiten für die Region des heutigen Bayerns. Wie sich die römische Verwaltungs- und Militäraktivitäten dagegen aus archäologischer Sicht darstellen, zeichnete Dr. Marcus Zagermann nach, während Stephan



Tagungssaal im Kloster Benediktbeuern (beide Fotos: Marcus Guckenbiehl, Germering)

Ridder M.A. wiederum aus historischer Sicht die Frage nach den spätantiken Grundlagen der frühmittelalterlichen bairischen Grenzorganisation stellte.

Dr. Jochen Haberstroh machte sich in seinem Vortrag auf die Suche nach den Siedlungen vor allem des 6. Jahrhunderts und stellte unter anderem aufgrund neuerer Grabungen seine Theorie zur Lage dieser Siedlungen vor. Dr. Irmtraut Heit-

meier nahm sich ebenfalls einer Gruppe von Siedlungen wohl des 6. Jahrhunderts an und konnte über die Ortsnamenforschung eine frühmittelalterliche Raumererschließung sichtbar machen. „Auf der Suche nach dem Herrenhof“ befasste sich schließlich Dr. Sebastian Grüninger mit der Entwicklung der Grundherrschaft.

In einem letzten Vortragsblock wurden schließlich verschiedene Themen



Tagungsteilnehmer im Kreuzgang des Klosters Benediktbeuern

sowohl aus archäologischer als auch historischer Sicht betrachtet. Während sich Dr. Christian Later mit den frühen archäologisch belegten Kirchen auseinandersetzte und diese vor allem im Bereich von Straßen oder Grenzlagen und weniger bei Siedlungen verortet, hat Prof. Dr. Heike Mierau die verschiedenen Typen von Kirchen, wie sie sich in den Freisinger Traditionen darstellen, untersucht. Ein spezieller Siedlungstyp, nämlich die Gewerbesiedlung, stand bei den nächsten beiden Vorträgen im Zentrum. Dr. Martin Straßburger setzte sich mit der Metallproduktion und -verarbeitung auseinander, während

Dr. Elisabeth Weinberger verschiedene Typen von Gewerbesiedlungen über deren Ortsnamen identifizieren konnte. Dr. Doris Gutmiedl-Schumann und Dr. Rainhard Riepertinger stellten den Ort Aschheim aus archäologischer und historischer Perspektive vor und untersuchten ihn auf seine Eigenschaften als Zentralort hin. Den Abschluss bildeten zwei Vorträge zu einem weiteren wichtigen Ort, nämlich Straubing. Während Prof. Dr. Günther Moosbauer seinen Schwerpunkt auf Hinweise für eine Kontinuität Straubings vom 4. bis zum 6. Jahrhundert legte, behandelte Dr. Anton Brandner den Ort im Zusammenhang

mit der frühmittelalterlichen Fiskallandschaft.

Insgesamt lieferten die Beiträge einen fundierten Überblick über die Forschung zur Fragestellung der Tagung und beleuchteten administrative, juristische und soziokulturelle Gegebenheiten und Umbruchprozesse um die Epochengrenze von der Spätantike ins Frühmittelalter aus Sicht der beteiligten Disziplinen. Auch das Kloster selbst mit seiner Geschichte wurde den Teilnehmern bei einem Rundgang näher gebracht.

Ilja Braunmüller, Nicole Schneider
und Emmanuel Steinbacher

Beiträge zur Archäologie in der Oberpfalz und in Regensburg

Buchvorstellung in der Regensburger Dienststelle

Der mittlerweile elfte Band der „Beiträge zur Archäologie in der Oberpfalz und in Regensburg“ wurde am 27. Januar 2016 in der Regensburger Dienststelle des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) vorgestellt. Diese Reihe bietet für die Region die wichtigste Plattform, neue wissenschaftliche Erkenntnisse zu archäologischen Grabungen und Forschungen der Öffentlichkeit vorzustellen.

Der Bezirksheimatpfleger für die Oberpfalz, Dr. Tobias Appl, begrüßte viele Vertreter jener Landkreise und Kommunen, die in den verschiedenen Artikeln thematisch vertreten sind. Neben Unterstützern und Förderern der Reihe wie z. B. die Gesellschaft für Archäologie in Bayern e.V., vertreten durch Dr. Ludwig Husty, waren zahlreiche der Autoren persönlich anwesend.

Der 490-seitige Band präsentiert 26 Beiträge zu den vergangenen 4000 Jahren im Bereich der heutigen Oberpfalz, die einen fundierten Einblick in die Ergebnisse aktueller Ausgrabungen und Forschungen bieten. Es werden damit Einblicke in unsere gemeinsame Vergangenheit in einer Tiefe ermöglicht, die – wie der Bezirksheimatpfleger im Geleitwort schreibt –, für das spannende Feld der Archäologie sensibilisieren und einen gewissen Regionalstolz auslösen können.

Kürzere und teils auf einzelne Funde fokussierte Beiträge (wie von Bernd

Mühdorfer, Bronzebeil vom Maximiliansfels bei Auerbach i. d. OPf.) lösen längere Beiträge ab, die sich mit grundsätzlichen Fragen wie die der Identität beschäftigen, z. B. „Bayern oder Franken?“ von Christian Later.

Hervorzuheben sind die Beiträge der naturwissenschaftlichen Nachbardisziplinen: Andrea Grigat hat die frühmittelalterlichen Gräber aus der Dechbettener Friedhofserweiterung anthropologisch bearbeitet und dabei festgestellt, dass nicht nur häufiges Reiten Spuren an den Knochen hinterlässt

(sogenannte Reiterfacetten), sondern auch das Herunterfallen vom Reitobjekt, feststellbar über Beckenfrakturen. Im Bereich der Archäozoologie analysierte Simon Trixl die Tierknochen der Ausgrabung der Villa Rustica „An der Brunnstube“ in Regensburg und zeigt, dass auch kleine Fundkomplexe gutes Aussagepotenzial zur römischen Tierhaltung Rätians besitzen.

Besonders freuen sich die Herausgeber über den Druck von vier universitären Abschlussarbeiten, die aktuelle Grabungsergebnisse wissenschaftlich auswerten, denn eine Ausgrabung allein bringt einen Kenntnis- aber keinen Erkenntnisgewinn. Zum ersten Mal ist das Fachgebiet Restaurierung in dieser Reihe mit einem Beitrag vertreten: hier stellen Ines Brandt und Katrin Odvody die mit ihrer Arbeit verbundenen Schwierigkeiten und Chancen dar. Ihre außergewöhnlichen Ergebnisse zu Metallfunden und Blockbergungen vom Gräberfeld bei Gerresheimer in Pfreimd, Landkreis Schwandorf, rücken die Restaurierungskosten in ein angemessenes Licht, insbesondere wenn die Funde zudem für eine museale Präsentation zur Verfügung stehen. Praktische Erkenntnisse aus dem Bereich experimentelle Archäologie bietet Martin Schreiner mit der Nachbildung eines frühmittelalterlichen Sax, wobei er feststellt, dass die Saxbewaffnung keineswegs eine min-





Die Autoren des Buches (v.l.n.r.): Eleonore Wintergerst, Joachim Zuber, Marlene Ruppert, Hermann Kerscher, Ulrich Pfauth (Verleger), Bernd Mühlendorfer, Silvia Codreanu-Windauer, Christine Misamer, Gabriele Raßhofer, Christoph Steinmann, Ludwig Husty (Vertreter des Mitherausgebers Ges. f. Arch. in Bayern) (Foto: BLfD, Karl-Wilhelm Höllerer)

derwertige Ausstattung ist, sondern Beispiel für den hohen technischen Stand des Klingenschmiedehandwerks der Merowingerzeit.

Lobenswert ist die Meldung eines ungewöhnlichen Befundes aus dem Steinbruch am Blauberg im Landkreis Cham: ein 2 × 1 m großes Holzgeviert (siehe Cover des aktuellen Bandes) wurde schrittweise über zwei Jahre

durch die Regensburger Dienststelle nicht nur ohne Behinderung sondern mit dankenswerter Unterstützung des Steinbruchbetreibers dokumentiert. Schließlich entpuppte es sich als bergmännischer Erkundungsschacht des 16. Jahrhunderts: ein Umstand, der nicht nur einmalig für die Region ist, denn selbst in ganz Bayern gibt es nur wenige Beispiele montanarchäologischer Unter-

suchungen zu historischem Bergbau, wie die Autoren Martin Straßburger und Christoph Steinmann betonen.

Zu weiteren vorgestellten Neuentdeckungen gehört eine vorgeschichtliche Befestigung auf dem Hainberg bei Steinamwasser, Stadt Auerbach im Lkr. Amberg-Weilburg, der sich Gabriele Raßhofer und Hermann Kerscher widmen. Auch aus dem Lkr. Neustadt a. d. Waldnaab gibt es ein neues Bodendenkmal: den mittelalterlichen Burgstall „Haag“ bei Neumühle, Neustadt am Kulm, dessen sichere Lokalisierung vor allem der Umtriebigkeit des Ehrenamtlichen Michael Biersack zu verdanken ist.

Dabei darf nicht verschwiegen werden, dass es auch Probleme im Bereich der Bodendenkmalpflege und beim Denkmalerhalt gibt. Beispiel dafür sind aktuelle Beschädigungen an der keltischen Viereckschanze von Nößwartling im Lkr. Cham. Walter Irlinger stellt diese für den Lkr. einmalige Anlage vor, bei der es sich um die nordöstlichste Schanze im gesamten Verbreitungsgebiet handelt.

Die Herausgeber danken allen Förderern sowie Sponsoren, und wünschen allen Lesern viel Freude beim Entdecken spannender Themen!

Christoph Steinmann

Bezugsmöglichkeiten siehe S. 113

Denkmalgesteine – Rosenheimer Granit-Marmor

Tagung im Bauarchiv Thierhaupten, Fortbildungs- und Beratungszentrum für Denkmalpflege

Jede Gesteinssorte hat ihre Eigenarten, welche die Alterung beeinflussen und die bei Restaurierungen und Instandsetzungsmaßnahmen beachtet werden müssen. Um die Geschichte, Eigenschaften und Erfordernisse eines Gesteins jeweils intensiver beleuchten zu können, hat das Bauarchiv des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) deswegen die Tagungsreihe „Denkmalgesteine“ initiiert. Die erste Veranstaltung am 16. Dezember 2015 beschäftigte sich mit „Rosenheimer Granit-Marmor“.

Rosenheimer Granit-Marmor wurde in der Zeit von 1820–70 abgebaut und genutzt. Die ehemaligen kleinen Stein-

brüche liegen alle im Bereich des jetzigen Abbaugebiets des Rohrdorfer Bruchs im Landkreis Rosenheim. Es handelt sich bei dem Stein – der Name trägt – weder um Granit noch Marmor, sondern um einen Kalkstein: Das Material ist deswegen weniger fest, weniger homogen und weniger frostbeständig als der Name vermuten lässt.

Wenn sich die Verwendung auf eine kurze Zeitepoche und eine nur regionale Verbreitung beschränkt – war die Tagung deswegen eine kleine Zusammenkunft steinaffiner Menschen mit einem exotischen Betätigungsfeld? Nein! Die Veranstaltung zeigte vielmehr auf, wie

wichtig der Erhalt gerade von Denkmälern ist, die sich alleine schon anhand des Materials als Zeugnis einer bestimmten Epoche und einer Region einordnen lassen. Die Vorträge gingen über das Thema „Rosenheimer Granit-Marmor“ hinaus, zeigten aber auch spezielle Vorgehensweisen zum Erhalt von Denkmälern aus diesem Stein auf, die grundsätzlich auf andere Steinsorten übertragbar sind.

Zur Erarbeitung von Erhaltungsstrategien für spezielle Gesteinssorten ist eine fachübergreifende Zusammenarbeit und gute Kommunikation notwendig. Das Bauarchiv Thierhaupten dient dabei – das anglizistische Wortungetüm wur-

de von Stephanie Hodek (BLfD) bewusst gewählt und erläutert – als „Content Hub – Materials and Crafts“: „Hub“ lässt sich mit „Knotenpunkt“ oder „Drehscheibe“ übersetzen, die – im Falle des Rosenheimer Granit-Marmors – aus Sicht von Geologen, Chemikern, Restauratoren, Steinmetzen, Denkmalpflegern und Eigentümern Input erhält und aus der nach Drehung und Wandlung ein Output in Form von Ergebnissen und Weitergabe des Wissens erreicht werden kann.

In diesem Sinne erfolgte eine Annäherung an den Rosenheimer Granit-Marmor, seine Geschichte und seine mineralogischen Eigenschaften durch einen Vortrag von Dr. Klaus Poschod, Geologe im Bayerischen Landesamt für Umwelt. Die Herausforderungen, die sein Erhalt an die Denkmalpflege bereit hält, wurden von Dr. Eberhard Wendler aufgezeigt: Untersuchungen

des Steins im Labor zeigen, dass u. a. auf den Gipsgehalt und auf die geringe Porosität Rücksicht genommen werden muss. Diese Hinweise sind in der Praxis durch Steinmetz und Restauratoren in konkrete Maßnahmen zu übersetzen: Gelungene Restaurierungen zeigten Gerhard Roth aus Sicht des Steinrestaurators und Christoph Sabatzki aus Sicht der Restauratorischen Werkstätten des BLfD.

Stößt die reine Konservierung an Grenzen, kann ein Steinaustausch notwendig sein. Die Suche nach einem passenden Ersatzmaterial ist dabei oft eine Herausforderung, da viele Steinsorten nicht mehr auf dem Markt verfügbar sind. Zurzeit werden alle bekannten bayerischen Steinbrüche – ob noch aktiv oder längst stillgelegt – vom Zentrallabor des BLfD (Dr. Sven Bittner) in Zusammenarbeit mit dem

Landesamt für Umwelt erfasst. Für die Denkmalpflege ist die Kenntnis hiervon insofern wichtig, da gelegentlich eine kurzzeitige Reaktivierung möglich ist, um passenden Ersatzstein für Instandsetzungsmaßnahmen an Denkmälern abzubauen.

Die Tagung wurde von ca. 50 Teilnehmern besucht. Eine fruchtbare Mischung aus Handwerkern, Restauratoren, Naturwissenschaftlern, Denkmalpflegern und Bauherren, die mit dem Thema befasst waren, sorgte für angeregte Diskussion und ergiebigen Austausch auch abseits des offiziellen Teils. Eine Besichtigung des Bauteilearchivs schloss sich am späten Nachmittag an.

Die Fortsetzung der Tagungsreihe „Denkmalgesteine“ ist für 2016 geplant. Das Thema: Kunst – Stein – Kunststein.

Elke Hamacher

Das Werkstattgespräch des BLfD im Literaturhaus München

9. bis 10. Mai 2016



Kath. Stadtpfarrkirche Straubing, Christusdarstellung, 12. Jh. (Ausschnitt) (Foto: BLfD, 2015)

„Retrospektive & Perspektive(n) in der Wandmalerei restaurierung“ so lautet der Titel des diesjährigen Werkstattgesprächs des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) vom 9. bis 10. Mai im Literaturhaus München. Das Vortragsprogramm ist vielfältig: Die Entwicklungsgeschichte der Wandmalerei restaurierung und deren Rezeption ist ebenso Thema, wie auch aktuelle Erhaltungsstrategien für ausgewählte Projekte. Unterschiedliche Zielsetzungen und neue Methoden werden zur Diskussion gestellt. Der Frage, wie die Erhaltung von Wandmalerei/Architekturoberflächen für die Zukunft sichergestellt werden kann, soll ebenfalls

nachgegangen werden. Generalkonservator Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil, Leiter des BLfD, legt die Zukunftsperspektiven der bayerischen Denkmalpflege in seinem Abendvortrag „Denkmalpflege 2020“ dar. Zahlreiche Referenten aus dem In- und Ausland stellen ihre Forschungsbeiträge vor, die simultan übersetzt werden. Möglichkeit zum Austausch haben Sie bei Kaffeepausen und gemeinsamen Imbissen. Nähere Informationen zum Programm finden Sie auf der Homepage des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (www.blfd.bayern.de).

Jan Menath

Bayerischer Denkmalpflegepreis 2016 ausgelobt

Auszeichnung für Private und Öffentliche Bauwerke

Noch bis 6. Mai 2016 können sich Bauherren für den Bayerischen Denkmalpflegepreis 2016 bewerben. Die Auszeichnung wird an Bauherren vergeben,

die sich in vorbildlicher Weise für den Erhalt eines denkmalgeschützten Bauwerks eingesetzt haben. Der Preis wird seit 2008 alle zwei Jahre von der Bayeri-

schen Ingenieurekammer-Bau und dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege in den Kategorien Private und Öffentliche Bauwerke in Gold, Silber

und Bronze verliehen. Die Kategorie Private Bauwerke ist zudem mit einem Preisgeld von € 10 000 für die Bauherren dotiert.

„Nahezu alle Bereiche der Denkmalpflege – von der Bestandsaufnahme über die Standsicherheit bis zu bauphysikalischen Betrachtungen – betreffen originäre Aufgabenfelder der im Bauwesen

tätigen Ingenieure. Deswegen liegt bei der Prämierung ein besonderes Augenmerk auf den Leistungen der beteiligten Ingenieure“, erklärt Dr.-Ing. Heinrich Schroeter, Präsident der Bayerischen Ingenieurekammer-Bau. Der Bayerische Denkmalpreis 2016 würdigt die besondere Leistung der Ingenieure, die baulichen Zeugnisse unserer Heimat zu bewahren.

Weitere Informationen sowie die Auslobungsunterlagen finden Sie unter: <http://www.bayerischer-denkmalpflegepreis.de>

Dorothee Ott

Denkmaltipp des Monats

Im November 2015 ist das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) eine Kooperation mit Bayern Tourismus eingegangen: Jeden Monat wird auf den Internetseiten von Bayern Tourismus künftig ein Denkmal vorgestellt. Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil, Generalkonservator des BLfD, wählt diesen Denkmaltipp aus. Er präsentiert damit einen Querschnitt durch die vielfältige bayerische Denkmallandschaft.

Die Bayern Tourismus Marketing GmbH besteht seit dem Jahr 2000. Ihr Ziel ist es, das Tourismusland Bayern in all seinen Facetten zu bewerben. Analog zum Denkmaltipp stellt die Leiterin der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern, Dr. Astrid Pellengahr, monatlich ein Museum vor. Mit den Denkmälern und Museen des Monats liefert das BLfD Beiträge zu den Kulturtipps von Bayern Tourismus.

Den Denkmal- sowie den Museumstipp des Monats finden Sie auf den Internetseiten von Bayern Tourismus:

<http://www.bayern.by/denkmaltipp-des-monats>

<http://www.bayern.by/museumstipp-des-monats>

Dorothee Ott



Bad Reichenhall, Lkr. Berchtesgadener Land, Alte Saline (Foto: SÜDSALZ GmbH / Alte Saline)

Bauen und Abreißen im Altmühltal

Nachlese zum Filmfeature des Bayerischen Rundfunks

Donnerstagabend 20:15 – beim Bayerischen Rundfunk (BR) ist das der Sendeplatz für das politisch-kritische, bayerische Magazin „quer“. Nicht so am 7. Januar 2016. „Durch die Woche mit Christoph Süß“ war einer Winterpause zum Opfer gefallen, statt dessen ein Filmfeature über Baukultur und Denkmalpflege mit dem Titel „Wie viel Heimat steckt in einem Haus? Bauen und Abreißen im Altmühltal“, Buch und Regie: Michael Appel, Redaktion: Sabine Reeh. Für ein solches Thema zum Ausgleich, zeigt sich ganz offensichtlich nicht nur das professionell interessierte Publikum dankbar. Erinnert man sich doch gerne an die Zeiten, als im Nachgang zu „quer“ vierzehntägig die Sendereihe „freizeit“ lief. Damals blieben die Zuschauer gebannt sitzen, um nach Christoph Süß noch den Schmidt Max zu sehen, der gelegentlich mit dem vormaligen Generalkonservator Egon Johannes Greipl einer breiten Öffentlichkeit die Anliegen der Denkmalpflege näher brachte. Die positive Resonanz reichte, trotz oder gerade wegen des rustikalen Auftretens der beiden Hauptakteure und des Gebrauchs altbayerischer Sprache, bis in den hohen Norden der Republik. Das war Denkmalvermittlung par excellence. Überhaupt engagieren sich der BR und nicht nur die Fernsehredaktionen, seit jeher für Baukultur und Denkmalpflege. Stellvertretend zu nennen, sind die Filmreihen „Leben mit einem Denkmal“ von Sybille Krafft, die Beiträge von Ellie Kriesch mit bodendenkmalpflegerischen bzw. archäologischen Themen oder die „Traumhäuser“ von Sabine Reeh. Und nicht zuletzt, natürlich die legendären Features von Dieter Wieland. Als unnachahmliches Vorbild für das Genre, setzte sich Wieland u. a. in „Grün kaputt“ mit der gebauten Umwelt kritisch auseinander und in den zahllosen Beiträgen zum Thema Denkmalschutz und Denkmalpflege

hatte er in der Reihe „Topographie: Bayerische Hauslandschaften“ bereits 1995 die „Jurahäuser im Altmühltal“ filmisch in Szene gesetzt (<http://www.br.de/mediathek/video/sendungen/unter-unserem-himmel/topographie-bayerische-hauslandschaften-jurahauser-im-almuehltal-100.html>). Übrigens wurde Dieter Wieland bereits 1979 für seine Verdienste um das bauliche Erbe, wie danach andere Autoren und Redakteure des BR, mit der Bayerischen Denkmalschutzmedaille und 1981 mit dem Journalisten-Preis des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz ausgezeichnet. Man durfte also der Neubearbeitung des Themas in gespannt freudiger Erwartung harren.

Zum besseren Verständnis der folgenden „Nachlese“, die auf eine ergänzende Zuschauerinformation abzielt, einleitend einige Anmerkungen zur Vorgeschichte des Films und zu den allgemeinen Rahmenbedingungen: Der im Januar 2016 gezeigte Beitrag stellt die erweiterte Fassung eines ursprünglich 2012/13 gedrehten und ausgestrahlten, 30-Minuten-Features dar. Das jetzt gezeigte Interview mit dem Verfasser als Vertreter der Denkmalfachbehörde kam erst auf dortige Anregung zustande, da das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) in die Recherche der Erstfassung nicht einbezogen war. Zugunsten einer umfassenden Zuschauerinformation mit allem Für und Wider, stand die Behörde für die Beantwortung allfälliger Fragen zur Verfügung. Auch erhielten Redaktion und Autor nach der Erstaussstrahlung umfangreiche Informationen zum bayerischen System der Denkmalpflege. Dazu gehörte auch die Erläuterung zu einem bayerischen Alleinstellungsmerkmal für den Erhalt von Kulturdenkmälern. Gemeint ist der Entschädigungsfonds, aus dem einem Eigentümer unzumutbare, aus dem Denkmalstatus resultierende Aufwen-

dungen ausgeglichen werden können. Doch Denkmalpflege ist bekanntlich eine Gemeinschaftsaufgabe, neben Eigentümern, Planern oder Handwerkern, Behörden und Förderinstitutionen, spielt zivilgesellschaftliches Engagement eine wesentliche Rolle.

Zur Erhaltung der Hauslandschaft im Altmühltal und dessen Grenzgebieten wurde 1984 im Schloss Hofstetten der „Jurahausverein“ gegründet. Erster Vorsitzender war bis 2002 der Journalist Peter Leuschner, zu dessen vielfältigen Initiativen auch die Zeitschrift „Das Jurahaus“ gehört. Im Grunde ist die Kurzwie die Langfassung des Filmbeitrages wesentlich auch der Tätigkeit des Vereins gewidmet, verbunden mit einem Porträt der Vereinsvorsitzenden und ihrer Familie. Deutlich wird dabei u. a. die wichtige Rolle solcher Initiativen als Multiplikatoren für denkmalpflegerische Anliegen. Etwa, wenn Vereinsmitglieder im Film, die von der Denkmalfachbehörde seit Jahrzehnten empfohlenen Instandsetzungsmethoden und vor allem den Nutzen von Grundlagenermittlungen zugunsten der Kostensicherheit wie selbstverständlich propagieren.

Zum Verfasser: Seit drei Jahrzehnten in der praktischen Denkmalpflege tätig, habe ich mich intensiv u. a. mit Instandsetzungsmethoden von Baudenkmalern bzw. deren Vermittlung beschäftigt und bin bayernweit für „Konfliktmanagement“ zuständig. Denn, obgleich das BLfD als Fachbehörde berät (endgültige Entscheidungen zum Vollzug des Denkmalschutzgesetzes obliegen den Unteren Denkmalschutzbehörden), gilt es selbstverständlich bisweilen unterschiedliche Auffassungen zu moderieren. Beispielsweise zwischen Behördenvertretern und Denkmaleigentümern oder Planern. Dass es mitunter auch, trotz gleicher Grundanliegen, zu Reibungsverlusten in der Zusammenarbeit mit bürgerschaftlichem Engagement kommen kann, schwingt

im Filmfeature allenthalben mit. Presseberichten zufolge, wird in einer Jahresversammlung des Jurahausvereins gegenüber Behördenvertretern schon mal ein regelrechtes „Feindbild“ entworfen und ihnen Inkompetenz unterstellt (<http://www.donaukurier.de/lokales/eichstaett/Eichstaett-Bestimmte-Spezies-nicht-dialogfaehig;art575,2988232>). Doch wie in fast allen Lebenslagen darf auch hier, auf allen Seiten, eine menschliche Komponente in Ansatz gebracht werden. Schwierig jedenfalls, kann es mitunter sein, wenn es um fachliche Anliegen geht, die gar die Denkmaleigenschaft betreffen und/oder die Umsetzung von denkmalpflegerischen Zielen bei öffentlich geförderten Instandsetzungsmaßnahmen. Dabei gilt es u. a. zu berücksichtigen, dass die Revitalisierung von historischen Gebäuden unter dem Gesichtspunkt des Immobilieneigentums (auch) eine Wertschöpfung darstellt. Die dabei bereit gestellte – öffentliche – Förderung, die direkte Bezuschussung wie

die indirekte Förderung durch Steuervorteile, ist selbstredend bayernweit einheitlich zu handhaben und hat denkmalfachliche Zielsetzungen zu erfüllen. Die Beurteilung der Ergebnisse respektive der zielorientierte Einsatz öffentlicher (Denkmal-)Fördermittel gehört zu den ureigenen, aber nicht immer populären Aufgaben des BLfD. Und natürlich gibt es für die Vergabe öffentlicher Gelder Förderrichtlinien, die eine Bemessungsgrenze für die Förderhöhe vorsehen, die wiederum von den Mehrkosten ausgehen, die einem Immobilieneigentümer, der ein Baudenkmal zu erhalten hat, entstehen. Die Fördermöglichkeiten resultieren auch deshalb aus dem Einzelfall. Daraus folgt, dass es für denkmalbedingte Fördergelder in der Regel keine Festbeträge oder gar definierte Prozentsätze gibt. Dies gilt auch für ein zentrales Anliegen der Denkmalfachbehörde, als ersten Schritt einer geplanten Maßnahme, sogenannte Voruntersuchungen zu unterstützen. Das sind Bestandserhebungen

mit der Erfassung von Schadensbildern und daraus resultierend die möglichst exakte Kostenermittlung für Reparatur und Instandsetzung, und nicht zuletzt die Nutzung. Der Umfang einer Voruntersuchung wird jeweils objektbezogen definiert.

Doch nun zu dem am 7. Januar 2016 gesendeten Filmbeitrag, der – um es pointiert, aber höflich zu formulieren – insgesamt und wie bereits die Erstfassung, als enttäuschend zu bezeichnen ist. Zur Begründung wäre zunächst eine (vielleicht altmodische) Grundauffassung anzuführen, die da heißt: Solide wissenschaftliche wie auch journalistische Arbeit beruht auf einer gründlichen, sprich vielschichtigen Recherche. Allein, eine umfassende Information des Zuschauers, ist nach wie vor zu vermissen. Wie angesprochen, wäre es dreist zu behaupten, es gäbe bei der Beratungstätigkeit durch die jeweils zuständigen Vertreter des BLfD nicht gelegentlich berechtigte Kritik anzumelden. Unberechtigte Kritik



Pfünz, Gmde Walting, Lkr. Eichstätt. Historische Fotografie um 1910 mit den regionaltypischen „Jurahäusern“, einer heute gefährdeten Hauslandschaft (Foto: Bildarchiv BLfD)

wird jedoch bekanntlich durch Wiederholung nicht richtiger, zumal wenn eine einseitige Berichterstattung gegeben ist. Insgesamt bleibt durch die Kommentierung des Autors und die einzelnen Wortmeldungen, auch in der überarbeiteten Fassung, ein fader Beigeschmack. Bei aller Sympathie für bürgerschaftliches Engagement, gilt dies auch für die Aussagen der Vertreter und Vertreterinnen des Jurahausesvereins. Auch hier hätte eine gelegentliche behördliche Aussage eine Abrundung bzw. Klarstellung der Informationen beinhalten können.

Einige Beispiele: Da ist etwa der Arzt, der von einer „bisschen bitteren Zeit“ spricht, weil für (von ihm veranlasste) Bodeneingriffe, die Grabungskosten in Höhe von € 12 000,- aus seiner Sicht nicht zusätzlich erstattet wurden. Auch beklagt der Eigentümer „mangelnde Augenhöhe“ bei den Diskussionen um die Instandsetzungsziele. Die Kommentierung schließt daraus „deutliche Vorwürfe an die Behörden“ und befragt dazu den 2013 und nicht den aktuell amtierenden Ressortminister, der „seine Haltung und die seiner Vorgänger zu den Defiziten beim Denkmalschutz“ verdeutlicht, tatsächlich aber die Sinnfälligkeit von Voruntersuchungen und die Notwendigkeit von Kostensicherheit erläutert. Der Informationsgehalt des Features konzentriert sich hier auf Behördenschelte und unbotmäßige Ausgaben für „Bodenarchäologie“. Keine Rede davon, wie dem Bauherrn die Instandsetzungszeit „versüßt“ wurde. Wenn man schon auf Informationen von Behördenseite verzichten wollte, hätte man dazu zumindest einen bereits 2012/13 publizierten Aufsatz zur Maßnahme heranziehen können, erschienen just in der Zeitschrift des Jurahausesvereins (Walburga Biller: Ein neues Schmuckstück „in urbe“. Ehemaliges Kanonikerhaus in Eichstätt, in: Das Jurahaus 16 (2010/11), S. 49–54). Daraus wäre zugunsten einer ausgewogenen Berichterstattung hervorgegangen, dass für die Maßnahme der Entschädigungsfonds des Freistaates in Anspruch genommen werden konnte, zudem halfen die Städtebauförderung, der Bezirk Oberbayern und der Landkreis. Letztgenannter im Rahmen des Jurahausesprogrammes, zu dem wiederum das BLfD Gelder zur Verfügung stellt. Dieses hat zudem im Vorfeld eine (schon mehrfach angesprochene) Voruntersu-



Eichstätt, Ensemblebereich Buchtalvorstadt, rechts Jurahaus, Rot-Kreuz-Gasse 17

chung mitsamt dem Planungskonzept für die Umnutzung finanziell unterstützt und die Bescheinigung zur Steuervergünstigung ausgestellt und im Weiteren noch den Prämierungsvorschlag zum Denkmalpreis der Hypo-Kulturstiftung 2011 „nachdrücklich befürwortet“. Dass der im Film zu Wort gekommene Eigentümer zu den Preisträgern gehörte, spiegelt schließlich die hohe Qualität der Instandsetzung wider. Mit anderen Worten, so schlecht kann das Team aus Bauherr, denkmalerfahrenem Architekt, Handwerkern und staatlichen Denkmalpflegern dann doch nicht gewesen sein. Und die im Lamento stehenden, unvorhergesehenen Grabungskosten machen dann innerhalb der direkten Förderung einen relativ geringfügigen Anteil aus und konnten bei den Steuer-

vergünstigungen mitangesetzt werden. Man nennt das Mischkalkulation, aber Denkmalinstandsetzung ist ja (auch) Wertschöpfung.

Ebenso unvollständig ist die journalistische Aufarbeitung in Bezug auf den Zwinger, den Gefängnisbau aus dem 17. Jahrhundert. Dass es sich um eine schier unendliche Geschichte handelt, die bereits in zweiter Eigentümergeneration das Anliegen vorträgt, das Kulturdenkmal zu entkernen, wird nicht deutlich. Mit der Frage, warum eine sogenannte Auskernung, noch dazu bei einem Holzskelettbau, sich bautechnisch wie denkmalpflegerisch als wenig zielführend darstellt, bleibt der Zuschauer allein. Die Aussage, dass solches Vorgehen den Verlust der Denkmalwerte und der Fördermöglichkeiten beinhaltet und die dazugehörige denkmalfachliche Begründung, wird negiert. Wie auch immer, wichtig bleibt der im Film vermittelte Sachstand: Nachdem der Denkmaleigentümer „[...] nicht bauen durfte wie er wollte, hat er die [...] Unternehmung gestoppt“, nun komme man, auf Betreiben der Filmemacher und des Jurahausesvereins wieder ins Gespräch, wichtig sei „[...] ein schlüssiges und bezahlbares Konzept“. Dazu der Nachtrag des BLfD: Wenn es nur daran, nämlich

BR MEDIATHEK

Wie viel Heimat steckt in einem Haus? Bauen und Abreißen im Altmühltal (44 min)

<http://www.br.de/mediathek/video/video/bauen-und-abreißen-im-altmuehltal-100.html>

einmal mehr an der Voruntersuchung fehlt, dann hat der ehemalige Ressortminister den Weg schon 2013 erläutert. Dieser wäre, sich von den Behörden konkret beraten zu lassen, gemeinsam den objektbezogenen Umfang der Voruntersuchungen zu definieren, mit qualifizierten Planern die Kosten eines solchen „Paketes“ zu klären und einen Zuschussantrag zu stellen, der realistische Fördersummen berücksichtigt. Daran hat sich übrigens in den letzten zwanzig Jahren nichts geändert, dies gilt auch für die zur Verfügung stehenden Fördergelder. Auch wenn die Vorsitzende des Jurahausesvereins in letzter Zeit „öfter mal gehört habe“, dass auch (?) Vorprojekte immer weniger bezuschusst würden. Aber dazu wurde dann doch beim BLfD angefragt und es ergab sich die Gelegenheit, einmal mehr darzustellen, dass sich Förderhöhen aus dem Einzelfall erschließen und nicht, um es deutlich zu sagen, aus dem Wunschdenken der Antragsteller. Mithin geht es um eine gerechte und bayernweit

einheitliche Verteilung, die gleichwohl die kostenintensiven Besonderheiten einer Hauslandschaft, wie hier die Kalkplattendächer, berücksichtigt.

Apropos Beratung durch Behörden: Im Film wird ein Hauseigentümer zitiert, der schon in den 1990er Jahren einen Architekten beauftragt habe, dessen Planungen für die Behörden aber nicht genehmigungsfähig gewesen seien. Nach allen Neuplanungen und Ablehnungen wäre der Eigentümer beim Architekten mit € 50 000,- in der Kreide gestanden, den Betrag zahle er heute noch ab. Hier hat eine behördliche Beratung entweder nicht stattgefunden oder, auch das soll mitunter vorkommen, die Beratung hat nicht gefruchtet.

Das im Feature gezeigte, überaus vielfältige Engagement des Jurahausesvereins ist ein unschätzbare Beitrag zum Erhalt dieser prägnanten Hauslandschaft. Schade nur, dass der Zuschauer, bedingt durch die tendenziell einseitige Berichterstattung, auch von dieser Sei-

te nicht umfassend informiert werden konnte. Im Kontext mit dem Jurahauses-Museum (Eichstätt, Rotkreuzgasse 17), heißt es „trotz der aufwendigen Renovierung“ seien die Baukosten nicht höher gewesen als bei einem Neubau. Das ist erfreulich und der professionellen durch Zuschüsse geförderten Maßnahmenvorbereitung geschuldet. Nebenbei bemerkt, bei der Veranschaulichung der historischen Fassadengestaltung war der berühmte Schmalhans Küchenmeister, die Eckbossierung gibt lediglich einen Teil der Befunde wieder. Nach Auffassung des Verfassers wäre hier weniger, nämlich eine monochrom-weiße Fassadenfassung, dann doch mehr gewesen. Undeutlich für den Laien und noch mehr den Denkmaleigentümer ist aber die Aussage, wonach die „hohen Zuschüsse“ unmittelbar mit der öffentlichen Zugänglichkeit zusammenhängen sollen. Nein, dies ist nicht zuletzt auf die Tatsache zurückzuführen, dass ein Museum unter der Trägerschaft eines Vereins eine ausgesprochene Sonderstellung einnimmt. Beispielsweise im Verhältnis zu einer Wohnnutzung entfallen dabei Kosten für aufwendige Haustechnik, etwa im Sanitärbereich. Auch ist die bei einigen öffentlichen Fördergebern in Ansatz zu bringende sogenannte Rentierlichkeit, also (wieder) die schon zitierte „Wertschöpfung“ zu berücksichtigen, denn aus einem Museum werden sich beispielsweise kaum Mietgewinne Erlösen lassen. Dabei wäre man gerade bezüglich der Fördermöglichkeiten einmal mehr für eine nicht verzerrte Berichterstattung dankbar gewesen. Reichlich pauschal wird kommentiert: „Nur Eigentümer, die spektakuläre Häuser renovieren, können auf ausreichend staatliche Mittel hoffen [...] Besitzer von unspektakulären Einzelobjekten haben es schwer, staatliche Mittel zu bekommen. Sie tragen meist das volle Risiko“. Keine Rede an dieser Stelle von Kostensicherheit und damit kalkuliertes Risiko durch Voruntersuchungen, keine Differenzierung zwischen unzumutbaren Mehraufwendungen und der Möglichkeit der Risikominimierung durch Steuervorteile.

Wohlthuend dagegen der Besuch im Arnsberger Gasthaus. Hier ist der Film ganz nah am Thema. Häuser und deren Nutzer müssen sich finden und ganz offensichtlich hat hier ein Eigentümer mit seiner Familie „Heimat“ gefunden.



Eichstätt, Rot-Kreuz-Gasse 17, Jurahauses-Museum (beide Fotos: BLfD, Bernd Vollmar)

Auch teilt er nicht unbedingt die auch in diesem Film nicht vermeidbar gewesene journalistische Standardformulierung, wonach alles „im alten Glanz“ zu erstrahlen habe. Es gibt ihn, den Unterschied zwischen Denkmalpflege und Altbausanierung.

Neben der Denkmalpflege widmet sich das Feature der (neu) gebauten Umwelt, der Baukultur. Am Beispiel der Neubaugebiete „Landershofen“ und „Seidlkreuz“ in Eichstätt und des Rathauses von Wettstetten/Lkr. Eichstätt geht es um die Fortschreibung des Jurahaus-Typus‘ in die Gegenwart. Oder, auf eine Formel gebracht: moderne Interpretation der regionalen Hauslandschaft kontra Beliebigkeit des „Toskanahauses“. Baukultur zählt nicht gerade zu den Kernaufgaben der Denkmalbehörden, obgleich denkmalgeschützte Gebäude bzw. Ensembles eine prägende Teilmenge der gebauten Umwelt ausmachen. Baukultur gehört zu den primären Anliegen der Bauverwaltung, der Architektenschaft oder der Heimatpflege. (Im Film hält der Altbürgermeister von Wettstetten die segensreiche Zeitschrift „Der Bauberater“ des Bayerischen Landesvereins

für Heimatpflege in der Hand.) Doch mit einem Kommentar wie „Vorgaben waren rigoros“, in Bezug auf Neubauplanungen, mag bei einem eher unbedarften Zuschauer auch hier der Eindruck von Behördentadel, selbst für den „Denkmalenschutz“, evoziert werden. Dazu trägt auch der Filmschnitt, durch den mehrfachen Themenwechsel von Denkmalpflege zur Baukultur, bei. Der Vertreter der städtischen Bauverwaltung gibt dann aber Entwarnung: Die Fortschreibung der regionalen Hauslandschaft in einem sogenannten qualifizierten Bebauungsplan als kommunale Zielstellung sei „nicht mehr vermittelbar, der Bürger will Freiheiten haben, er will nach eigenen Vorstellungen bauen.“ Zeitgemäße Übersetzung der Bautradition gehört damit der Vergangenheit an oder, so der Kommentar, die Bürger müssten sich selbst darum kümmern.

Zusammenfassung: Diese, zugegeben kritische, „Nachlese“ ist, wie eingangs angesprochen, als ergänzende Zuschauerinformation zu verstehen und gleichzeitig eine Anregung, um nicht zu sagen ein Appell, an eine konstruktive Zusammenarbeit aller Sympathisanten von Denk-

malschutz und Denkmalpflege, wie auch der Skeptiker. Erhalt und Nutzung des historischen baulichen Erbes sind eine Gemeinschaftsaufgabe. Bauherren, Planer, Behörden, Bürgerinitiativen oder engagierte Journalisten nehmen dabei naturgemäß verschiedene Rollen ein, sollten sich aber letztlich, zugunsten der Denkmalobjekte, ergänzen. Dies ist aber nur dann möglich, wenn man miteinander kommuniziert und von allen Seiten Informationsvielfalt walten lässt. Wie zuletzt im Zukunftsprogramm „Denkmalschutz und Denkmalpflege in Bayern 2020“ (vgl. Generalkonservator Mathias Pfeil, in: Denkmalpflege Informationen 162, November 2015, S. 6–12) gehören die Vermittlung denkmalpflegerischer Anliegen und die umfassende Unterstützung zum Erhalt und der Nutzung von Kulturdenkmälern zu den grundlegenden Aufgaben und Zielen der Denkmalfachbehörde. Das BLfD erhebt den Anspruch nicht Teil des Problems zu sein (und wünscht sich auch, nicht als solches dargestellt zu werden), sondern sieht sich als Teil der Problemlösung.

Bernd Vollmar

Ungetrübtes Lokalkolorit – Zur Ausstellung „Blickpunkt Moderne: Architektur in Augsburg 1960–1980“

Lokale und überregionale Situation

Die kleine, aber – um es vorweg zu nehmen – rundum feine Ausstellung, setzt sich mit der Baukultur der Spätmoderne in Augsburg auseinander. Auf der für Architekturausstellungen unumgänglichen „Flachware“ (Tafeln) mit knappgefassten Informationstexten, Grundrissen, entstehungszeitlichen bzw. aktuellen Fotografien und, soweit greifbar, ergänzende Architekturmodelle sind 24 Objekte zu sehen. Wohlgermerkt eine repräsentative Auswahl, denn die drittgrößte Stadt Bayerns hat zum Thema einiges zu bieten (vgl. auch Angela Bachmair: Als der Beton nach Augsburg kam. In: Augsburger Allgemeine Zeitung vom 14. Dezember 2015). Dennoch, durchaus nachvollziehbar, gestattete man sich auch einen kurzen Blick über die Stadtgrenzen, nämlich auf das katholische Gemeindezentrum

in Königsbrunn, entstanden 1969–71 nach Entwurf von Justus Dahinden. Die Beschränkung auf die lokale Ebene ist gleichwohl für die Architekturgeschichte dieser Epoche mehr als exemplarisch: die Rahmenbedingungen des damaligen (heute noch sehr ähnlichen) Baubetriebes, der politische Stellenwert der Investorenzunft oder die Rolle der Planer. Schließlich nicht zu vergessen, die öffentlichen Pro- und contra-Diskussionen. Dazu gehört selbstverständlich die teilweise sehr nachhaltige Trauerarbeit um die, zugunsten der Neubauprojekte, abhanden gekommenen historischen Bauten. Vorgestellt sind realisierte Projekte, wie sie seinerzeit, getragen vom Wirtschaftsboom, gängig waren: Kirchen und Gemeindezentren, Veranstaltungszentren, Schulen, Sporthallen, Kaufhäuser und Einkaufszentren, Büro- und Verwaltungsgebäude und nicht

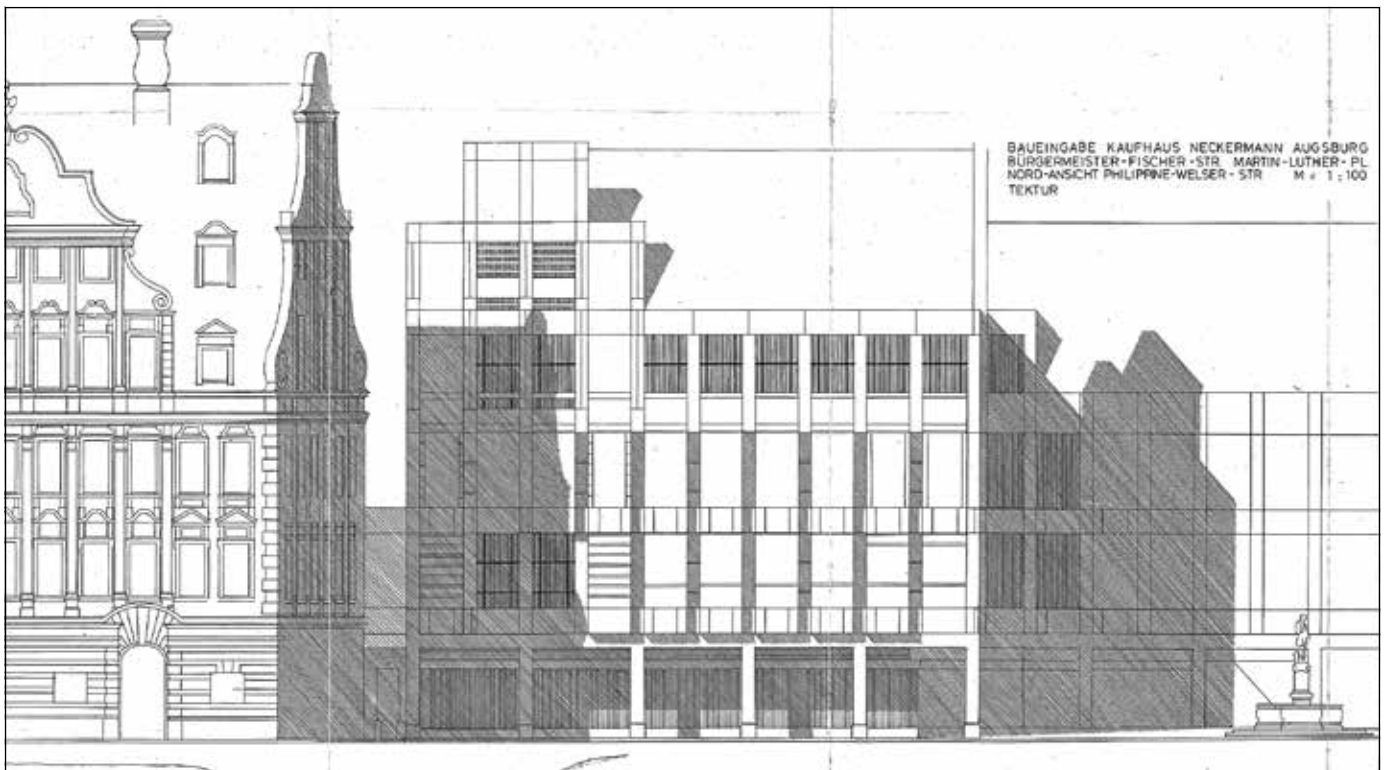
zuletzt Wohnanlagen. Insgesamt also sogenannte Sonderbauten bzw. großvolumige Bauaufgaben, teilweise gar mit Hochhauscharakter.

Verlust an historischen Baubestand

Natürlich stellten die hier angesprochenen Bauaufgaben ob ihres Volumens erhebliche Eingriffe in historisch-städtebauliche Gefüge dar. In Augsburg ersetzen in den 1960er und frühen 70er Jahren bei rund 30 % der in der Ausstellung gezeigten Objekte historische Vorgängerbauten. Allerdings sind diese potentiellen Kulturdenkmäler sämtlich vor Inkrafttreten des Bayerischen Denkmalschutzgesetzes vernichtet worden. Neben wichtigen Zeugnissen des Historismus, dessen architekturhistorischdenkmalpflegerischer Rang just zu dieser Zeit erst wahrgenommen wurde, ging



Augsburg, Bürgermeister-Fischer-Str. 6–10, ehem. Kaufhaus Neckermann, heute Karstadt (Foto: Architekturmuseum Schwaben der TU München)



Augsburg, ehem. Kaufhaus Neckermann, Fassadenansicht, Baueingabe 1970, Architekten Brockel und Müller (Plan: Architekturmuseum Schwaben der TU München)

dabei u. a. auch der Restbestand der um 1600 errichteten, 1944 teilzerstörten, mit Schmutzer-Stuck überlieferten ehem. Konventgebäude bei St. Ulrich und Afra unter (die Nachfolgeanlage, das Seelsorgezentrum der Diözese Augsburg, entstanden 1971–74, Architekt Alexander von Branca, München, gehört zu den Ausstellungsobjekten). Vor allem der Verlust sogenannter Gründerzeitarchitektur spiegelt eine allgemeine Tendenz der 1960er Jahre wider. Die Verlustrate steigerte sich zunächst mit dem zunehmenden zivilgesellschaftlichen Engagement zum Schutz des vom Zweiten Weltkrieg verschonten baulichen Erbes. In der Folge wurde auch von politischen Mandatsträgern der Ruf nach gesetzlichen Regelungen immer lauter. Allenthalben empfand man aber die in den 1970er Jahren, in Bayern 1973, verabschiedeten bundesdeutschen Denkmalschutzgesetze als investitionshemmend und damit als eine Behinderung der vermeintlich modernen und verkehrsgerechten Stadtentwicklung. So gab es in den Jahren um 1970 eine Vielzahl öffentlich ausgetragener Konflikte, die ihr internationales Diskussionsforum nicht zuletzt im „Europäischen Denkmalschutzjahr 1975“ fanden.

Städtebauliche Eingriffe

Zu den aktivsten Investoren gehörten damals die Kauf- bzw. Versandhauskonzerne, die als solche heute längst der Vergangenheit angehören. (So viel zur Zukunftsträchtigkeit mancher Entscheidungen). Auch hierfür ist Augsburg exemplarisch. Das Zeughaus, nach Plänen des berühmten Stadtwerkmeisters Elias Holl 1605–07 errichtet, ein Hauptwerk frühneuzeitlicher Architektur, sollte 1967/68 nach Stadtratsbeschluss an einen solchen Konzern zur Erweiterung eines benachbarten Kaufhauses veräußert werden. Als historisches Feigenblatt war lediglich der Erhalt der Holl'schen Hauptfassade vorgesehen (derselbe Konzern, Horten, und derselbe Architekt, Josef Wiedemann, München, konnten ein solches Konzept dann ab 1970 am Neupfarrplatz in Regensburg umsetzen, als historisches Versatzstück dient dort die im 19. Jahrhundert entstandene Portikusfassade der ehem. Hauptwache). In Augsburg organisierte sich 1968/69 eine der ersten Bürgerinitiativen und erwirkte den Erhalt des Gebäudes. Dafür setzte sich in Sichtweite ein ande-



Augsburger Eiskanal, Kanustrecke für die olympischen Spiele 1972, Landschaftsarchitekten Gottfried und Anton Hansjakob, München (Foto: BLfD, Bernd Vollmar)

rer Konzern in Szene: 1968 wurde das Areal des ehem. Stetten-Instituts abgebrochen, ein barocker Baubestand bzw. Wohn- und Geschäftshäuser aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, geplant vom führenden Büro Jack und Wanner. Das bis 1970 neuerrichtete Kaufhaus Neckermann, heute Karstadt (Bürgermeister-Fischer-Str. 6–10/ Martin-Luther-Platz Gesamtplanung: Architekt Rolf Schütze, München; Fassaden: Architekten Brockel und Müller, Augsburg), hatte sich in eine sensible historisch-städtebauliche Situation einzufügen. Nach Norden von der spätgotischen Pfarrkirche St. Anna und hochrangigen frühneuzeitlichen Bürgerhäusern, darunter das sogenannte Koepf-Haus, geprägt, folgten Baumasse, Trauf- und Firsthöhen den Vorgaben des baulichen Umfeldes. Nicht ganz freiwillig übrigens, sondern durch kommunale Planungshoheit gewährleistete Vorgaben, erwirkt. Die Fassaden bedienen sich der um 1970 üblichen Fertigteilenelemente mit differenziert gestalteten Sichtbeton-Oberflächen. Trotz der ansatzweise historisierenden Giebelmotive biedert sich die Architektursprache dem städtebaulichen Gefüge nicht an, sondern fügt sich ein und spiegelt trotz der Lochfassadenstruktur selbstbewusst, aber unaufdringlich die (Kaufhaus-)Nutzung wider. Zum Vergleich: in Nürnberg, im Umfeld von St. Lorenz, versteckte man das großvolumige Kaufhaus Karstadt hinter heimattümelnden Einzelfassaden mit Sandstein-Verkleidungen (eröffnet 1978, Architekten Winkler und Kapp-

ler) und über das Kaufhaus Hertie, später Karstadt, in Würzburg (1976–79 nach dem Entwurf von Alexander von Branca), sprach man damals von einem „gut genährten Säugling mit Bart und grauem, nicht ganz echtem Haupthaar“ (Manfred Sack: Neues Bauen – alte Umgebung, in: Die Zeit, 7. März 1980).

Damalige und heutige Perspektiven

Die Augsburgische Ausstellung ist allein schon deshalb so sympathisch, weil sie mit den Entstehungsgeschichten der Objekte sachlich-unaufgeregt umgeht, diese referiert aber nicht unbedingt ins Kalkül zieht. Damit ist ein unvoreingenommener, weitgehend ungetrübter Blick, eben aus heutiger Perspektive freigegeben. Keine Selbstverständlichkeit, wenn andernorts die Sicht auf die Qualitäten der nachkriegszeitlichen Baukultur, sogar auf die der 1950er Jahre, von nostalgischen Vorbehalten vernebelt bleibt. In Nürnberg hegt man gar sieben Jahrzehnte nach der Kriegszerstörung, erneut den Wunsch, das „Pellerhaus“ vollständig zu rekonstruieren und dafür den modernen, denkmalgeschützten Wiederaufbau (nach Plänen von Fritz und Walter Mayer 1955–57) aufzugeben. Auch wird weiterhin der Abbruch einer weiteren denkmalgeschützten Inkunabel der Architektur der 1950er Jahre, der Würzburger Mozart-Schule (Architekt Rudolf Schlick, 1955–57), in Erwägung gezogen. Trotz großem öffentlichem (Nutzungs-) Interesse und gesicherter Finanzierung

harrt in Ingolstadt seit Jahren einer der bedeutendsten Theaterbauten der „Beton-Epoche“ (Architekten Hardt-Walt-herr Hämer und Marie Brigitte Hämer-Buro, 1962–66) einer Instandsetzung. Und noch immer steht der Kaufhof am Münchner Marienplatz (Architekt Joseph Wiedemann, 1969–72) als bausüchtiges Exempel für die Baukultur der 1960er und 70er Jahre: in Leserbriefen wird die Sprengung eingefordert (z. B. in der Süddeutschen Zeitung vom 10. Oktober 2013) und das altersweise Zitat des seinerzeit amtierenden, dem Bau ehemals durchaus wohlgesonnenen Oberbürgermeisters taugt aktuell für das Titelthema einer Boulevardzeitung („Der Kaufhof – eine Sünde“, in: Münchner Abendzeitung vom 15. Januar 2015).

Baukultur neu wahrnehmen

Wie gesagt, die Augsburger Ausstellung setzt intelligente Maßstäbe für die Bewertung der Epoche, indem sie über Entstehungsgeschichte und Zeitkritik aufklärt, diesen Aspekten jedoch keine Priorität (mehr) einräumt. Dabei kann/muss die Kenntnis der Vorgeschichten durchaus zu neuen Fragestellungen, sprich Neubewertungen, führen. Auch hier steht der lokale Baubetrieb in Augsburg, wie soll es anders sein, stellvertretend für die überregionalen Verhältnisse: Unter dem Titel „Mei Herz schlägt für Augsburg“ hat der Dialektdichter Wolfgang Magg alias Wotan 1978 eine wunderbare, zeitgebundene Einschätzung zur damaligen Baukultur abgegeben. Aus damaliger Warte war der lokale Baubetrieb, festgemacht an drei der heute aktuellen Ausstellungsobjekte („Hotel-turm“, 1970–72, Einkaufszentrum „Kaiserhof“, 1971–73, Wohnanlage und Einkaufszentrum „Schwabencenter“ 1968–71, Architekten Brockel und Müller u. a.) eher konservativ-bieder ausgerichtet: Denn seitdem man ihm einen Herzschriftmacher eingesetzt habe, gefielen ihm auch Neubauten. „Hodelurm, dr Kaisrhof Zweidausnd und des Schwabensendr. I mecht sogn, fir oin, der a bißle modern isch, fir den isch des alles Renesanns.“ (So gränet hat's no nia, Augsburg 1978, S. 10). Wer „modern“ orientiert ist, kann in der zeitgenössischen Architektur nur „Renaissance“, die Wiedergeburt von etwas schon Dagewesenem erkennen. Sieht man davon ab, dass sich Architektur regelmäßig an Vorbildern orientiert,

bleibt die schlüssige Frage für die heutige Perspektive: ist die damalige Einschätzung noch gültig?

Die Antwort der Ausstellung „Blickpunkt Moderne“ ist eindeutig: die damalige Einschätzung ist zu hinterfragen. Zieht man darüber hinaus den Betrachtungsvorteil des zeitlichen Abstandes von mehr als einer Generation und des architekturhistorischen Überblicks ins Kalkül, verdichtet sich die Qualitätsbestimmung und löst sich von konservativ-biederen Vorbehalten. Immerhin sind inzwischen 5 der insgesamt 24 ausgestellten Objekte als Einzelbaudenkmale in der Bayerischen Denkmalliste ausgewiesen. Darunter, als hochrangiger Beleg für den internationalen Stil bzw. des sogenannten Brutalismus, die denkmal-

AUSSTELLUNG

Blickpunkt Moderne: Architektur
in Augsburg 1960–1980

Noch bis 3. April 2016

Di–So 14–18 Uhr

Architekturmuseum Schwaben

Buchegger-Haus, Thelottstraße 11
86150 Augsburg

gerecht instand gesetzte Kongresshalle mit ihren raffiniert gestalteten Sichtbetonoberflächen, entstanden 1962 bis 1972 nach dem Entwurf von Max Speidel.

Baukultur neu bewerten

Die übrigen in der Ausstellung präsentierten Objekte werden künftig auf den Prüfstand der Denkmalsbewertung zu stellen sein. Dabei wird sich zeigen, ob und wie eine geschichtliche, künstlerische, städtebauliche, wissenschaftliche oder volkskundliche Bedeutung zu begründen ist. Dies gilt auch für weitere Bauaufgaben. So wäre ein Gewerbebau, wie der ehemalige Ausstellungspavillon der Autofirma Schelle (Architekten Kunz und Stoffels, 1975/76) in einem überregionalen Kontext zu überprüfen. Im Zuge einer Einzelfallbetrachtung, wird insgesamt zu klären sein, ob u. a. die besagte konservativ-biedere Architektursprache tatsächlich gegeben ist oder eine Neubewertung vielleicht doch zu dem Ergebnis führt, dass es sich hier um einen architekturgeschichtlichen Beitrag für die

Epoche der 1960er und 70er Jahre handelt. Anzumerken bleibt: aus dem vom BLfD bereits erarbeiteten Überblick zur Baukultur der 1960er und 70er Jahre z. B. anhand des „Architekturführers Bayern“, wird deutlich, dass allein für Augsburg bereits Abgänge bzw. umfassende Veränderungen zu verzeichnen sind. Die aktualisierte und exemplarische Sicht auf die Augsburger Baukultur unter dem Aspekt der Denkmalswerte wird auch weitere Kriterien zu berücksichtigen wissen: dazu ist etwa die Landschaftsplanung zu zählen, z. B. bei der Kanustrecke für die Olympischen Spiele 1972 oder städtebauliche Perspektiven, im besten Sinn des Wortes beispielweise beim Hotel-turm, der ursprünglich als Beeinträchtigung der Augsburger Stadtsilhouette galt und längst als unumstrittenes Wahrzeichen akzeptiert ist (Architekten Brockel und Müller, 1970–72). Ach ja, bei der Findung baukultureller Qualitäten begegnet man bisweilen auch wunderlich-sachfremden Argumenten: im Gedächtnis ist bisweilen der nicht immer talentierte Umgang mancher Planer mit klassischen Kulturdenkmälern in der Frühzeit des Bayerischen Denkmalschutzgesetzes. Eben auch jener, deren wichtige Beiträge zur Baukultur heute auf dem Prüfstand der Denkmalswerte stehen. Kurzum: auch Planer, die mit Denkmalschutz und Denkmalpflege wenig verbindet bzw. verbunden hat, können durchaus für Baudenkmäler einer neu zu bewertenden Epoche verantwortlich zeichnen.

Schlussfolgerung

Bei allem Bedauern für Verlorenes und Vergangenes, das Präsente fordert eine bewusste Wahrnehmung und Auseinandersetzung ein, anders formuliert: nicht die Vorgängerbauten, sondern die Bestandsbauten sind baukulturelle und ggf. denkmalwürdige Realität.

Bernd Vollmar

Literatur

Bund Deutscher Architekten Bayern (Hrsg.): Architekturführer Bayern, München 1985

Schwäbischer Architekten- und Ingenieurverein (Hrsg.): Architektur in Augsburg 1900 bis 2000, Kurzführer bearbeitet von Ulrich Heiß, Augsburg 2000

Vollmar, Bernd: Nachwachsende Denkmäler oder The Times They Are A-Changin'. Nachkriegsarchitektur der 1960er und 70er Jahre, in: Jahrbuch der Bayerischen Denkmalpflege 66/67 (2012/2013), München 2015, S. 151–160

Denkmalrätsel



© Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

Wieder haben wir aus der laufenden Digitalisierung der fotografischen Altbestände fünf unbeschriftete Aufnahmen ausgewählt zu denen wir fragen:

Wer kennt das Denkmal?

Kontaktieren Sie uns, wir freuen uns über jede Information!

Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege – Bildarchiv
Hofgraben 4, 80539 München
Tel. 089 2114-382 bzw. -261
markus.hundemer@blfd.bayern.de

Alle bislang ungelöst gebliebenen Denkmalrätsel können unter www.blfd.bayern.de/download_area/fotos/index.php „Denkmalrätsel“ eingesehen werden.

Auflösung weiterer Denkmalrätsel

- in Heft 161, Juli 2015, S. 110:
1 Schloß in Hauzendorf, Lkr. Regensburg
- in Heft 162, Nov. 2015, S. 122:
1 Pfarrkirche Maria Himmelfahrt in Thannhausen, Lkr. Günzburg; 2 Ecke Brühl 1 und Plannsche Straße, Leipzig;
3 Kreuzgangnordflügel der Dominikanerkirche, Leipzig; 4 Beuerberg, Lkr. Bad

Tölz-Wolfratshausen; 5 Beim Weber an der Wand, Oberaudorf, Lkr. Rosenheim

Als Gewinner eines Buchpräsentos wurden ausgelost:

- Prof. Dr. Heinrich Magirius, 01445 Radebeul
- Christine Reinbold, 85055 Ingolstadt
- Leonhard Beitler, 92339 Beilngries

Es sei allen ganz herzlich Dank gesagt für ihre Beteiligung und Mithilfe.

Markus Hundemer
und Marion-Isabell Hoffmann

Schätze aus dem Bildarchiv

Umzüge und Prozessionen

Mit einem Umzug oder einer Prozession durch Dorf wie Stadt wurde und wird weltlicher und religiöser Dinge öffentlich gedacht. Hierbei war und ist der gemeinsame Weg des Zuges das Ziel und – je nach Anlass – dieser dann ganz besonders feierlich geschmückt. Höhepunkt – zumindest in den katholischen Landesteilen – ist hierbei gewiss die jährliche Fronleichnamsprozession, bei der eine geweihte Hostie im Zentrum des Zuges mitgeführt wird. Davor und dahinter die Gläubigen in standesgemäßer Berufs- oder Landestracht und am Rande die Zuschauer, die wegen dieses Anblicks seit dem frühen 19. Jhd. besonders gerne etwa ins bayerische Oberland fahren. Die hier gezeigten Aufnahmen gelangten meist über Nachlässe ins Bildarchiv des Amtes und zeigen ein Brauchtum, das zu weiten Teilen nach wie vor existiert.



Festumzug der Kinderzeche in Dinkelsbühl, Lkr. Ansbach
(Aufnahme: Nachlass Ritter, wohl 1920er Jahre)

Markus Hundemer



Fronleichnamsprozession in Miesbach vor dem Gasthaus Waitzingerbräu. Unmittelbar vor dem Allerheiligsten marschieren zahlreiche Bergknappen des einstigen Miesbacher Kohlebergbaues in ihrer Tracht (Aufnahme: unbekannt, um 1900)



Fronleichnamsprozession
in Lenggries, Lkr. Bad Tölz-
Wolfratshausen.
Oben: Das Allerheiligste unter
dem Traghimmel wird – begleitet
von Gebirgsschützen – durch die
Karwendelstraße getragen.
Unten: Aufstellung der
Gebirgsschützen vor dem
Pfarrhaus am Kirchplatz zum
Salutschieszen
(beide Aufnahmen: Nachlass
Carl Stechele, um 1930/35)



Fronleichnamsprozession
in Lenggries, Lkr. Bad Tölz-
Wolfratshausen.
Oben: Aufstellung der Frauen
und Mädchen beim Salut der
Gebirgsschützen am Kirchplatz
Unten: Rückkehr der von
Mädchen bzw. jungen Frauen
in Tracht getragenen Figuren
zur Pfarrkirche
(beide Aufnahmen: Nachlass
Carl Stechele, um 1930/35)



Kinderfaschingsumzug in Lagerlechfeld, Lkr. Augsburg (Aufnahme: unbekannt, Slg. Ingeborg v. Quillfeldt, um 1910)

Korrigenda – „Wiedergutmachung nach 145 Jahren“

Denkmalpflege Informationen 161, Juli 2015, S. 97–103

Eine Überschrift aus dem Bayernkurier vom 28. August 1999 aufgreifend sei hier auf ein nicht unwichtiges ökumenisches Ereignis in St. Bonifaz in München hingewiesen, auf das mich Klaus Bäumler dankenswerterweise hingewiesen hat: die „Erhöhung“ der sterblichen Überreste der ehemaligen protestantischen Königin Therese von Bayern aus dem Hause Sachsen-Hildburghausen (gest. am 26. Oktober 1854) auf die gleiche Höhe wie die sterblichen Überreste ihres katholischen Gemahls König Ludwig I. Trotz der Gleichstellung der Konfessionen im Religionsedikt von 1809 durch König Max I. Joseph, gab es in der Ludwigszeit auch weiterhin eine Diskriminierung der Protestanten in Bayern – der Ingolstädter Kniebeugestreit (1838–45), als König Ludwig anordnete, dass auch die evangelischen Soldaten bei der Wandlung und beim Segen sowie beim Vorbeitragen des Allerheiligsten bei Fronleichnamprozessionen oder bei

der Wache niederknien sollten, ist der bekannteste Vorfall davon. Die Amtsenthebung des protestantischen Pfarrers in Ingolstadt und Gefängnis für Befehlsverweigerer waren die Höhepunkte. Zuletzt musste der König klein beigeben. Auch die Umstände der Beisetzung der Königin 1854 spricht Bände: So durfte der Sarg nicht durch das Portal in die Kirche getragen werden, vielmehr musste ein Loch durch die Mauer geschlagen werden, durch das man den Sarg hineinschob! Um einen ähnlichen Eklat wie bei der Beisetzung seiner protestantischen Mutter Karoline in der Theatinerkirche zu vermeiden, nahm Ludwig an der vorübergehenden Beisetzung seiner Gemahlin dort nicht teil. Ihr Sarg wurde ein paar Jahre später, wie in meinem Beitrag über Bonifatius und die Kirche St. Bonifaz (Denkmalpflege Informationen, Nr. 161, Juli 2015, S. 97 ff.) angegeben, in einer Gruftkammer im Boden unter dem Sarkophag des Königs beigesetzt.

Mir war entgangen, dass diese historische Situation bereits 2002 revidiert und der Sarkophag der Königin nun in gleicher Höhe wie der Ludwigs in die Wand eingelassen ist. Otto Meitinger hat diese Lösung in Abstimmung mit dem Hause Wittelsbach, Graf Preysing, der Herzoglichen Verwaltung, Oberkirchenrat Martin Bogdahn, Abt Odilo Lechner und dem damaligen Vorsitzenden des Bezirksausschusses Maxvorstand, Klaus Bäumler, umgesetzt. Eine Marmortafel kennzeichnet den Ort. Damit hat es also in Bayern 145 Jahre gebraucht, bis man sich durchringen konnte, die Begräbnisstelle einer protestantischen Königin in einer katholischen Kirche nicht mehr zu „verstecken“ – schlimmer noch: Es hat tatsächlich ein neues Jahrtausend anbrechen müssen! Und denkmalpflegerische Belange müssen, ob solch symbolischer Bedeutung, auch mal zurückstehen.

Karlheinz Hemmeter

Die Möbelrestaurierung in der Denkmalpflege

Band 11 der Schriftenreihe des BLfD erschienen

In der Schriftenreihe des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) ist mit Band 11 die Dissertation „Die Möbelrestaurierung in der Denkmalpflege. Entwicklung – Bewahrungsauftrag – Realität“ von Katharina von Miller erschienen. Im Jahr 2012 wurde die Autorin mit dieser Arbeit am Lehrstuhl für Restaurierung, Kunsttechnologie und Restaurierungswissenschaft an der Technischen Universität München promoviert.

Die Aktenlage der denkmalpflegerischen Betreuung von sakralen und profanen Raumausstattungen bildet das Quellenmaterial zu dieser restaurierungsgeschichtlichen Studie, das in langjähriger, akribischer Recherche erhoben wurde. Diese Archivalien datieren von etwa 1860 bis in die 1980er Jahre, als zunehmend professionelle Restaurierungsdokumentationen verbindlich werden und die Möbelrestaurierung als eigene Fachdisziplin mit wissenschaftlichem Anspruch erkennbar wird, dies in zunehmender Emanzipation vom Holzverarbeitenden Handwerk.

Im ersten zentralen Kapitel durchleuchtet und interpretiert von Miller anhand mehrerer Dutzend ausgewählter Fallbeispiele aus West- und Ostdeutschland den „Umgang mit dem Mobiliar“ von der Beseitigung zur Transferierung ins Museum, von der historisierenden Rekonstruktion und Ergänzung bis hin zum Umbau oder der substanzschonenden Erhaltung in chronologischer Abfolge. Die Prinzipien der Denkmalpflege, um 1900 gültig formuliert, werden der tatsächlichen Praxis der Möbelrestaurierung in zahlreichen authentischen Zitaten gegenübergestellt. Das Spannungsfeld von offiziellem Bewahrungsauftrag der Gesamtwirkung von Raumkompositionen in allen Komponenten einerseits, Funktionstüchtigkeit, Nutzungsanspruch, individuellen zeittypischen Vorstellungen und öko-



Köln, Dom, Chorgestühl Nordseite. Vierpassmotiv, rechte Hälfte 1864 ergänzt
(Foto: Dombauhütte Köln, J. Rumbach)

nomischen Zwängen andererseits, wird durch die sprechenden Zeitdokumente dem Leser unmittelbar und eindringlich vor Augen geführt.



Die Behandlung der Holzoberflächen, die authentische Darstellung der rigorosen Methoden, welche die historische Oberflächenveredelung negieren, verfremden und analog zum jeweils herrschenden Zeitgeschmack neu interpretieren, liegt im besonderen Fokus der Autorin und bildet das zweite Kapitel des analytischen Teils. Es gelingt Katharina von Miller einmal mehr verständlich zu machen, welche Haltungen, welche Wertmaßstäbe und welcher Wissensstand zu Konzepten, Entscheidungen, Materialauswahl und Ergebnissen geführt haben, die der historischen Überlieferungssubstanz an Oberflächenbeschichtungen in der Summe immense Verluste zugefügt haben.

So hat sie die inhaltlichen und zeitlichen Entwicklungslinien der möbelspezifischen Herangehensweise in der Denkmalpflege sozusagen „von innen“ heraus identifiziert, ist sie doch seit vielen Jahren in der Verantwortung,



Buxheim, Kartause, Chorgestühl. Der Restaurierungszwischenzustand beim Wiedereinbau zeigt Ergänzungen der durch Transferierung und Umbau verlorenen Teilstücke (Foto: BLfD, Edmund Melzl)

als Vertreterin des Fachbereichs Möbelrestaurierung – gefasste und holzsichtige Raumausstattung am BLfD, an der Fortschreibung dieser Geschichte maßgeblich mitzuwirken.

Der Katalogteil von über 200 Seiten schlüsselt systematisch die relevante Archivalienlage von dreißig Fallbeispielen auf und stellt ihr konsequent das heutige Erscheinungsbild der jeweiligen Ausstattung inklusive naturwissenschaftlicher Untersuchungen gegenüber. So wird dieser Band der Schriftenreihe des BLfD insgesamt zum Nachschlage- und Lehrbuch für die Vorlaufgeschichte einer jungen Disziplin der Restaurierung, das dieser bei der Positionierung im interdisziplinären Zusammenspiel aller an der Erhaltung von Kunst und Kulturgut Beteiligten wertvolle Hilfestellung leisten wird.

Gerdi Maierbacher-Legl

Bezugsmöglichkeiten siehe S. 113

Die Villa rustica von Oberndorf a. Lech

Römische Villen bzw. Villenstandorte sind in großer Zahl bekannt, etliche davon auch in Teilen ausgegraben; die wenigsten aber sind bisher als komplette Anlagen samt Nebengebäuden ausgegraben und untersucht worden. Für viele Fragestellungen ist allerdings gerade die Kenntnis der Gesamtheit eines solchen römischen Gehöfts unerlässlich, um ein umfassendes Bild des Landlebens in der Kaiserzeit zu gewinnen. Als Glücksfall darf man daher die Villa rustica von Oberndorf a. Lech bezeichnen, die Andreas Picker komplett aufgearbeitet und nun monografisch vorgelegt hat.

Die Grabungen durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege erfassten die ganze Villenanlage mit dem Hauptwohngebäude, Bad, acht landwirtschaftlichen Nebengebäuden und Brunnen, einer Umfriedung und sogar einem Teich. Dabei gibt es eine Holz- und Steinbauperiode, dendrodatierte Brunnenhölzer und einen umfangreichen Eisendepotfund aus dem Keller der Villa, der mit 33 kg Gewicht und 1150 Einzelteilen eine breite Basis bietet.

Diese römische Ansiedlung in der Niederterrasse nahe der Lechmündung lässt sich bis in frühflavische Zeit zurückverfolgen. In trajanischer Zeit wurde sie erheblich ausgebaut; die intensivste Bautätigkeit fällt in die Zeit Hadrians, also gegen Mitte des 2. Jahrhunderts. Mitte des 3. Jahrhunderts fand die Ansiedlung ihr Ende.

In der Villa rustica von Oberndorf wurde eine gemischte Landwirtschaft betrieben. Anbau bzw. Lagerung von Gerste sowie etwas Emmer und Hafer sind nachgewiesen. Die Haltung von Rindern spielte eine bedeutende Rolle. Das beachtliche Werkzeugspektrum aus dem Depotfund lässt ebenso auf Tierhaltung und Heuernte schließen, vor allem aber verrät es handwerkliche Tätigkeiten, insbesondere die Bearbeitung von Holz. Der Autor deutet das Depot als Ergebnis eines Plünderungsvorgangs.

In dem knappen Vierteljahrhundert seit Durchführung der Rettungsgrabungen 1988 und 1989 hat diese Villa – auf Basis zweier ausführlicher Vorberichte – bereits in zahlreichen Publikationen Er-

wähnung gefunden und für verschiedene Fragestellungen als Beispiel gedient. Zu nennen sind hier die Themenkomplexe des Holzbaus in ländlichen Siedlungen des 1. Jahrhunderts (einschließlich hölzerner Einfriedungen), die Deponierung von Eisenmaterial in der Krisenzeit des 3. Jahrhunderts sowie Umweltphänomene und Hochwasserereignisse der jüngeren römischen Kaiserzeit. In der vorliegenden Arbeit wurden die Grabungsbefunde zusammen mit dem gesamten Fundmaterial (einschließlich des Eisendepotfundes) aufgearbeitet. Die genannten, schon länger im Raum stehenden Hypothesen konnten dabei einer kritischen Überprüfung unterzogen werden und teilweise Bestätigung finden.

Die vorliegende Publikation stellt eine leicht veränderte Fassung der im Jahr 2013 an der Universität Innsbruck approbierten Dissertation dar.

Doris Ebner

Bezugsmöglichkeiten siehe S. 113

Tumult auf der Dult – Abenteuer in München

Band 3 der Kinderbuchreihe erschienen

Süß duftende Honigfladen, Brote, Brezen und Leckereien – es ist das Jahr 1318 und die Münchner Jakobidult hat gerade begonnen. Die Zwillinge Anna und Ben helfen ihren Eltern beim Verkauf am Bäckerstand. Doch bleibt für die Kinder natürlich auch noch Zeit, sich selbst auf dem Dultgelände am Anger umzusehen und die unzähligen Verkaufsbuden, die Kostbarkeiten aus aller Herren Länder und die verschiedenen Attraktionen zu bestaunen. Vom Holzwurmbändiger Anobius bis hin zu einem echten Bärenompteur – es wird einiges geboten und für Anna und Ben gibt es viele Abenteuer zu erleben. Die gleichaltrige Anna, die im München der Gegenwart lebt, liest gespannt diese Geschichten und macht sich gleich voller Neugierde zusammen mit ihrem Opa auf, um den Spuren der beiden Zwillinge zu folgen und die Stadtgeschichte vor Ort zu erkunden. Ihr Weg führt sie dabei zum Alten Hof, zur Alten Münze (heute Sitz des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege), in die Heilig-Geist-Kirche, zum Sankt-Jakobs-Platz und natürlich



auch zur Auer Dult. Und dabei gibt es viel zu lernen: Was zum Beispiel hat es mit dem Brezenreiter auf sich? Wie sah der Schulalltag der Kinder damals aus? Wer war Ludwig der Bayer und was hat er mit einem Affen zu tun? Und wie hat die jüdische Bevölkerung damals

gelebt? Das und vieles mehr kann man zusammen mit den beiden Stadtdetektiven erkunden.

„Tumult auf der Dult“ ist der dritte von insgesamt elf geplanten Bänden der Kinderbuchreihe „Abenteuer in München“. Die Autorin Petra Breuer führt mit ihren spannend geschriebenen und von Nicole Teusler liebevoll illustrierten Kinderbüchern ihre jungen Leser in verschiedenen Etappen durch die Geschichte Münchens, beginnend im Jahr 1158 bei Heinrich dem Löwen bis hin zur Zeit König Ludwigs I. Im Herbst 2015 ist der vierte Band der Reihe „Rätsel um die Morisken“ erschienen. Wer also nun Lust auf eine kleine Zeitreise in das historische „München“ bekommen hat, dem seien auch die Stadtführungen und Lesungen, die Petra Breuer anbietet, ans Herz gelegt. Nähere Informationen dazu finden Sie unter: <http://www.phantasiereich.com>.

Angela Schürzinger

Bezugsmöglichkeiten siehe S. 113

Literaturhinweise

Bei der Redaktion eingegangen:

Denkmalpflege

Schneider, Erich: *Schweinfurt und seine Denkmäler* (Veröffentlichungen des historischen Vereins Schweinfurt 9). Schweinfurt 2015 (ISBN 978-3-9803695-9-6, € 41,-)

Stadt Regensburg (Hrsg.): *Denkmalpflege in Regensburg. Beiträge zur Denkmalpflege in Regensburg für die Jahre 2013 und 2014*, Regensburg 2015 (ISBN 978-3-7917-2708-0, € 26,95)

Bundesdenkmalamt Österreich (Hrsg.): *Richtlinien für Bauhistorische Untersuchungen*, Wien 2016 (kostenloses

Download: <http://www.bda.at/text/136/Aktuell/20618/NEU-Richtlinien-fuer-Bauhistorische-Untersuchungen>)

Lehne, Andreas (Hrsg.): *50 Jahre Charta von Venedig. Geschichte, Rezeption, Perspektiven* (Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 69, 1/2) Wien 2015

Falser, Michael/Lipp, Wilfried: *Eine Zukunft für unsere Vergangenheit. Zum 40. Jubiläum des Europäischen Denkmalschutzjahres 1975–2015* (ICOMOS MONUMENTA 3), Berlin 2015 (ISBN 978-3-945880-03-6, dreisprachig, € 39,90)

Vereinigung der Landesdenkmalpfleger (Hrsg.): *Die Denkmalpflege* 73 (2015),





Schmidt, Stefan: *Wertvolle Miniaturen. Antike Bronzestatuetten aus Augsburger Ausgrabungen und Sammlungen*. Friedberg 2015 (Likias Verlag, ISBN 978-3-9817006-3-3, € 16,80)

Architektur und Kunstgeschichte

Augustyn, Wolfgang (Hrsg.): *Corpus - Inventar - Katalog. Beispiele für Forschung und Dokumentation zur materiellen Überlieferung der Künste* (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München, 35), München 2015 (ISBN 978-3-9815094-0-3, € 18,00)



Landesstelle für die nicht-staatlichen Museen in Bayern

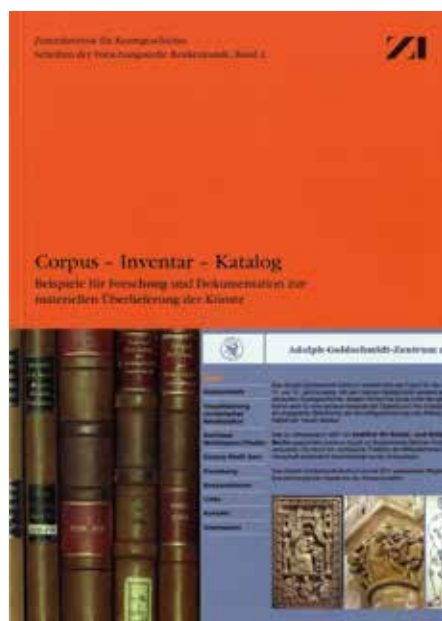
museum heute. Fakten, Tendenzen und Hilfen 48, Dezember 2015 (ISSN 0944-8497; Download: http://www.museen-in-bayern.de/uploads/media/Mh_48_2015.pdf)

Heft 1-2, München 2015 (Deutscher Kunstverlag Berlin/München, ISSN 0947-031-X, € 25,-)

Friedhof und Grabmal. Geschichte, Gestaltung, Bedeutungswandel. Schriftenreihe des Bayerischen Landesvereins 5, München 2015 (ISBN 978-3-931754-68-6, € 19,50)

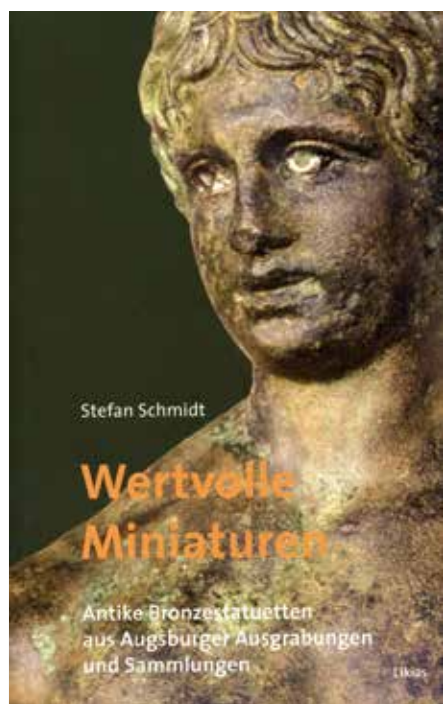
Archäologie

Waldherr, Gerhard H.: *Römisches Regensburg. Ein historischer Stadtführer*. Regensburg 2015 (Verlag Friedrich Pustet, ISBN 978-3-7917-2738-7, € 10,95)



Sonstiges

Bachmann, Christoph/Hofmann, Ulrike Claudia (Hrsg.): *Am Rande der Geschichte. Unbekannte Schicksale und Begebenheiten aus dem alten München*. München 2015 (Volk Verlag, ISBN 978-3-86222-135-6, € 24,90)



Müller, Kathrin: *Zisterzienser und Barock. Die Kirchen der Oberdeutschen Kongregation im Spannungsfeld der Ordensidentität und lokaler Tradition*. Sankt Ottilien 2016 (EOS Verlag, ISBN 978-3-8306-7737-6, € 72,-)

Füssenich, Peter/Becks, Leonie (Hrsg.): *Kölner Domblatt. Jahrbuch des Zentral-Dombau-Vereins 2015*. Köln, 2015 (Verlag Kölner Dom, ISBN 978-3-922442-87-5, € 25,50)

Huber, Brigitte: *München und seine Befestigungen*. München 2015 (ISBN 978-3-86222-182-0, € 29,90)

Möseneder, Karl: *Der Dom zu Passau. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Regensburg 2015 (Verlag Friedrich Pustet, ISBN 978-3-7917-2707-3, € 39,90)



Weithmann, Michael W.: *Passau. Kleine Stadtgeschichte*, Regensburg 2015 (Verlag Friedrich Pustet, ISBN 978-3-7917-2565-9, € 12,95)

Bezugsmöglichkeiten der vorgestellten Publikationen

Miller, Katharina von: *Die Möbelrestaurierung in der Denkmalpflege. Entwicklung, Bewahrungsauftrag, Realität* (Schriftenreihe des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege 11). München 2015 (Volk Verlag, ISBN 978-3-86222-199-8, 488 Seiten, zahlr. farb. Abb., € 49,90)

Picker, Andreas: *Die Villa rustica von Oberndorf a. Lech, Lkr. Donau-Ries*. Mit einem Beitrag von Franz Herzig. Materialhefte zur Bayerischen Archäologie 102. Kallmünz 2015 (Verlag Michael Laßleben, ISBN 3-7847-5402-4, 270 Seiten, 69 Tafeln, 116 Abb.; € 47,00)

Breuer, Petra: *Abenteuer in München, Band 3. Tumult auf der Dult*, Aschheim 2014 (Phantasiereich Kinder- und Jugendbuchverlag, ISBN: 978-3-943814-03-3, 196 S., 10,95 €) – Empfohlen ab 10 Jahren

Externe Autorinnen und Autoren dieses Hefts

Prof. Dr. Björn-Uwe Abels
Seewiesenstr. 4, 96049 Bamberg

Julia Blumenröther M.A.
Institut für Ur- und Frühgeschichte
Kochstr. 4/18, 91054 Erlangen

Dr. Michael Böhnelt, Dr. Theobald Fuchs
und Nils Reims
Fraunhofer Entwicklungszentrum
Röntgentechnik EZRT
Flugplatzstr. 75, 90768 Fürth

Georg Brütting M.A.
Franz-Dörrzapf-Str. 13, 91320 Ebermannstadt

Daniel Gerber
Stadt Kronach Stadtplanung
Marktplatz 5, 96317 Kronach

Dipl.-Ing. Peter Kifinger
Barthel&Maus
Infanteriestraße 11a, 80797 München

Sarah Koppelman
Jägerstraße 6 (App. 7), 90451 Nürnberg

Prof. Dr. Gerdi Maierbacher-Legl
HAWK-FH-Hildesheim/Holzminde/Göttingen
Fakultät Bauen und Erhalten
Renatastrasse 11, Haus D, R 130
31134 Hildesheim

Christian Porzelt
Andreas-Limmer-Str. 36, 96317 Kronach
christianporzelt@hotmail.de

Dipl.-Ing. Jörg Rehm
Barthel&Maus
Infanteriestraße 11a, 80797 München

Dr. Volker Rößner
Köslau 37, 97486 Königsberg-Köslau

Nicole Schneider M.A.
Reschreiterstr. 23, 80933 München

Ermelinda Spoletschnik M.A.
Landratsamt Forchheim
Oberes Tor 1, 91320 Ebermannstadt

Emanuel Steinbacher
Zugspitzstr. 87, 85591 Vaterstetten

Dipl.-Ing. Joram Tutsch
Barthel&Maus
Infanteriestraße 11a, 80797 München

Rechtliches

Sämtliche mit Verfasserangabe versehenen Beiträge stellen die Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion, des Herausgebers, des Amtes oder des Verlages dar.

Mit der Annahme eines Beitrags zur Veröffentlichung erwirbt das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege als Verlag, Herausgeber und Redaktion alle ausschließlichen Vertragsrechte für die Zeit des Bestehens des Urheberrechts. Diese umfassen insbesondere auch das Recht zur Herstellung elektronischer Versionen und die Befugnis zur Einspeicherung des Beitrags in eine Datenbank, verbunden mit dem Recht zu deren Vervielfältigung und Verbreitung (online oder offline) zu gewerblichen Zwecken ohne zusätzliche Vergütung. Das ausschließliche Recht an einer elektronischen Version des Beitrags erwirbt das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege ohne zeitliche Begrenzung. Alle Urheber- und Verlagsrechte, ausdrücklich auch die Übersetzung in andere Sprachen, die Auswertung der Datenträger, die Vervielfältigung jeder Art oder der Nachdruck von Beiträgen bleiben vorbehalten; es bedarf in jedem Einzelfall der vorherigen Zustimmung der Redaktion.

Die Denkmalpflege

Wissenschaftliche Zeitschrift der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland
Jährlich 2 Hefte | Abopreis: 25,- EUR [D] zzgl. Versandkosten

Die 1899 gegründete Zeitschrift »Die Denkmalpflege« bietet alle wichtigen Informationen zur Denkmalpflege in Deutschland. Orientiert am Schwerpunktthema des jeweiligen Heftes, werden in großzügig illustrierten Beiträgen aktuelle Fragen der Theorie und Praxis der Denkmalpflege diskutiert. Berichte über Tagungen und andere Ereignisse, Beispiele aus der praktischen Denkmalpflege aller Bundesländer und Rezensionen runden die informative und traditionsreiche Zeitschrift ab.

Über lieferbare ältere Jahrgänge informieren wir Sie gern.



Deutscher Kunstverlag Berlin | München

Vertrieb Zeitschriften:

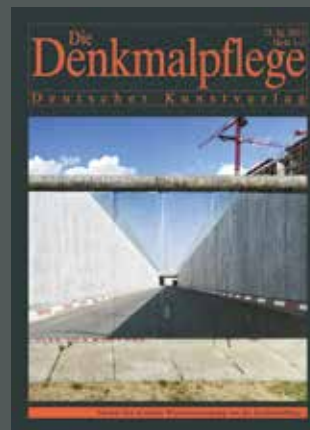
Deutscher Kunstverlag Bestellservice

Postfach 1331 · D-53335 Meckenheim

Tel. 02225 / 70 85-365 · Fax 02225 / 70 85-399

abo-dkv@ips-d.de

www.deutscherkunstverlag.de



aktuell: Heft 1-2/2015 zum Thema
»Die Deutsche Wiedervereinigung
und die Denkmalpflege«



Bedeutendes Standardwerk zur Denkmallandschaft Aschaffenburgs

Aschaffenburg und seine Denkmäler: die historische Altstadt mit Stiftsberg und Stiftskirche, Schloss Johannisburg, Pompejanum, Fachwerkhäuser und gut erhaltene Straßenzüge aus der Gründerzeit.

Anhand der aktuellen Denkmalliste stellt die Topographie die zweitgrößte Stadt Unterfrankens vor. Alle Objekte werden u.a. bezüglich Umfeld, Entstehung, Form sowie Entwicklung analysiert, begleitet von aktuellen wie historischen Fotografien, Karten und Plänen.



Denkmäler in Bayern. Stadt Aschaffenburg

Ina Gutzeit, Hauke Kenzler
ISBN: 978-3-86222-180-6
Hardcover, 568 Seiten,
ca. 1.300 Abbildungen
Preis: 49.00 €

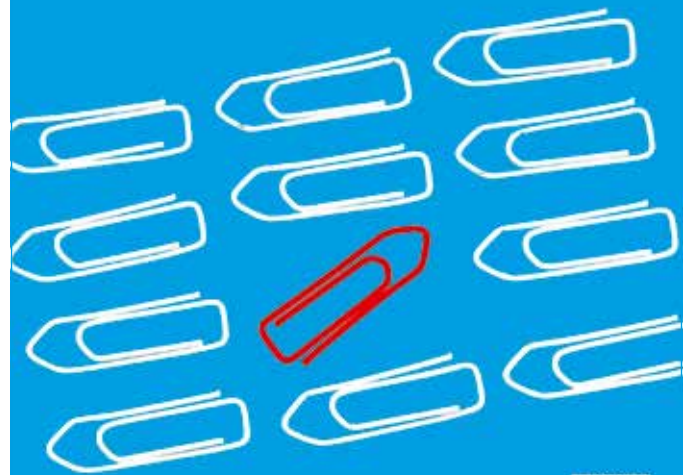
www.volkverlag.de

volk.verlag

HIGH-TECH-DRUCK

KEM

... perfekte **DRUCKTECHNIK**
und individuelles **SERVICE**
für anspruchsvolle **KUNDEN**
mit einzigartigen **ERWARTUNGEN.**



Kastner & Callway Medien
www.kastner-callway.de

